

# Herders Medienphilologie

Workshop an der Humboldt-Universität zu Berlin  
Freitag, 23. Juni 2017  
Seminargebäude am Hegelplatz  
Dorotheenstr. 24, Raum 3.429



**Konzept und Organisation:**  
**Ulrike Wagner (Bard College Berlin)**  
**Tanvi Solanki (Cornell University)**  
**Kaspar Renner (Universität Potsdam)**

## Programm

10:00 – 10:15

Einführung

10:15 – 11:00

Harun Maye (Weimar): *Zum Projekt einer Medienphilologie*

11:15 – 12:45

Carlos Spoerhase (Bielefeld): *Zerstreute Blätter*

Constanze Güthenke (Oxford): *Homer und Ossian*

Staffan Bengtsson (Uppsala): *Ideen*

13:00 – 14:30

Ulrike Wagner (Berlin), Kristin Gjesdal (Oslo) und

Yael Almog (Göttingen): *Vom Geist der Ebräischen Poesie*

15:30 – 17:00

Björn Hambsch (Jüchen): *Humanitätsbriefe*

Tanvi Solanki (Cornell): *Terpsichore*

Clémence Couturier-Heinrich (Amiens): *Kalligone*

17:15 – 17:45

Kaspar Renner (Potsdam): *Adrastea*

17:45 – 18:00

Abschlussdiskussion

Harun Maye (Weimar) – *Zum Projekt einer Medienphilologie*  
*ZfM 12, 1/2015, 158-164.*

## BRAUCHT DIE MEDIENWISSENSCHAFT EINE PHILOGIE DER MEDIEN?

Die deutschsprachige Disziplin namens Medienwissenschaft entstand an den Orten, wo Philologien waren, und war anfangs von Abgrenzungsbewegungen geprägt. Gleichzeitig blieb sie eine Kulturwissenschaft, die sich mit den Philologien die Methoden und Theoriepräferenzen eher teilt als mit den sozialwissenschaftlich geneigten Kommunikationswissenschaften. Ist die Zeit reif für eine Rück-Verschmäkung? Harun Maye geht es nicht einfach um einen dezidiert formulierten Methodenkanon, wenn er ein «Verschwinden der Philologie aus der Medienwissenschaft» konstatiert. Als die Philologen noch Literaturverfilmungen unterrichteten, waren sie zwar ebenso wenig Medienwissenschaft wie die Nebenwurzeln in Theaterwissenschaft und Publizistik – dass auch über die Cultural Studies zu reden sein wird, hat das Insert der *ZfM* 11 eröffnet –, aber nun steht zur Debatte: Wenn es ein Verschwinden gab, was ermöglichte ein Wiederauftauchen?

Braucht die Medienwissenschaft eine Philologie der Medien?<sup>1</sup> Die Frage scheint zunächst einfach zu beantworten: Ja, natürlich braucht die Medienwissenschaft eine solche Philologie. Dafür gab und gibt es praktische Gründe, denn die Philologie der Medien war eine in den Film-, Fernseh- und Literaturwissenschaften etablierte Teildisziplin, zu deren Aufgaben primär die Bewahrung, Beschreibung, Kommentierung und gegebenenfalls auch die Rekonstruktion von kulturellen Artefakten und deren Überlieferungsträgern gehörte. Im Unterschied zur Tradition der klassischen Philologie sind diese Gegenstände aber nicht mehr notwendig textförmig verfasst, wie die Diskussionen um die Probleme der Archivierung und Zitierbarkeit von bewegten Bildern, Rundfunksendungen oder Software zeigen.

Der Begriff *Medienphilologie* war zunächst eine Sammelbezeichnung für Einzelmedienphilologien.<sup>2</sup> Es gab eine Filmphilologie, eine Hörspielphilologie und auch eine Computerphilologie, die alle als Hilfswissenschaften konzipiert und damit für die sogenannten Vorkenntnisse zuständig waren. Diese Philologien haben das Material beschafft, geordnet, klassifiziert und kommentiert – um es

<sup>1</sup> Der Debattenbeitrag geht zurück auf einen Vortrag im Rahmen der GfM Jahrestagung 2013 (Medien der Wissenschaften) an der Leuphana Universität Lüneburg. Für Anregungen und Gespräche zum Thema bedanke ich mich bei Friedrich Balke, Natalie Binczek, Rupert Gaderer und Carlos Spoerhase.

<sup>2</sup> Eine kurze Vorstellung des traditionellen Konzepts bietet Klaus Kanzog: Die Medienphilologie und das Neue, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*, Nr. 38, 1994, 425–428. Zu den Anachronismen des Projekts siehe die Rezension von Rembert Hüser: Klaus Kanzog, *Einführung in die Filmphilologie*. (diskurs film. Münchener Beiträge zur Filmphilologie 4), München 1991, in: *Arbitrium*, Bd. 12, Nr. 3, 1994, 271–274.

dann den höheren Weihen der Medienanalyse, Medienästhetik oder Medientheorie zur Weiterverarbeitung überlassen zu müssen. Ein eigenes Erkenntnisinteresse der Medienphilologie wurde nicht thematisiert und war wahrscheinlich auch nicht vorgesehen.

Das war einmal. Ein kurzer Blick in die Organigramme modularisierter Studiengänge zeigt, dass die Philologie aus den Medien- und Kulturwissenschaften weitgehend verschwunden ist. In den wenigen Studiengängen, die tatsächlich noch ein medienphilologisches Modul aufweisen, handelt es sich meist um sogenannte Wahlpflichtveranstaltungen, d. h. um Seminare, die in den Literaturwissenschaften angeboten und von Studierenden aus der Medienwissenschaft besucht werden können, wenn ein medienwissenschaftlicher Bezug erkennbar ist. Wer ein Seminar zur Kultur der Moderne oder über den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller besucht, kann dafür wahrscheinlich medienphilologischen Credit bekommen. Das ist gängige Praxis an Universitäten, die neue Studiengänge preiswert einrichten, also mit keiner oder nur mit einer eigenen Professur ausstatten, den Studentinnen und Studenten aber trotzdem die Illusion eines vollen Vorlesungsverzeichnisses bieten wollen. Die Beziehung zwischen Medienwissenschaft und Medienphilologie ist also keineswegs so selbstverständlich, wie zunächst angenommen, sondern instabil und voraussetzungsreich. Rainer Leschke, Medienwissenschaftler an der Universität Siegen und Autor der einzigen Einführung in die Medienwissenschaft und Medientheorie, in der die Medienphilologie überhaupt erwähnt wird, bestätigt deren marginale Stellung in der Disziplin: «Der weitgehend konsolidierte Diskurs der Literaturwissenschaften verträgt ein erheblich höheres Maß an Devianzen als eine Medienwissenschaft, die noch gar keine strukturellen Dominanzen ausgebildet hat. In den Medienwissenschaften gelang es der Medienphilologie gar nicht erst, eine solche fraglose Dominanz zu erzeugen, wie sie die Literaturwissenschaft immerhin seit über einem Jahrhundert zu Recht für sich reklamieren kann.»<sup>3</sup>

Das Verschwinden der Philologie aus der Medienwissenschaft kann verschiedene Ursachen haben, wahrscheinlich auch banale, lokale und personelle, die sich nicht verallgemeinern lassen. Die Tendenz zur Transformation der Einzelmedienwissenschaften in eine allgemeine Medienwissenschaft dürfte aber eine gewisse Rolle gespielt haben. Die Konzentration auf Theorie und Ästhetik der Medien, die im Zentrum der umgewandelten und neu gegründeten medienwissenschaftlichen Institute stand und immer noch steht, verfolgt andere Fragestellungen als die Tradition der Philologie als einer Praxis.

Seit einigen Jahren kann man allerdings auch ein neues Interesse an der Philologie feststellen. In schneller Folge sind sehr unterschiedliche Bücher erschienen, die sich mit der Macht, der Frage, den Verheißungen oder auch der Lebensform der Philologie beschäftigen und ihr sogar eine Zukunft vorherzusagen.<sup>4</sup> Diese Bücher stammen zwar allesamt aus den Literaturwissenschaften, allerdings geht das dort propagierte Konzept von Philologie weit über ein bloß disziplinäres Verständnis hinaus. Dieses neue Interesse an der Philologie gilt

<sup>3</sup> Rainer Leschke: Von der Erfindung der Medienwissenschaft als regelmäßiger Übung. Anmerkungen zum Verhältnis der verschiedenen Formen des Wissens über Medien, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 33, Nr. 132, 2003, 67–89, hier 75, Fn. 17; vgl. auch die Bemerkungen zur Medienphilologie in Rainer Leschke: *Einführung in die Medientheorie*, München 2003, 299–305.

<sup>4</sup> Um nur einige zu nennen: Peter-André Alt: *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2008; Hannes Bajohr u. a. (Hg.): *The Future of Philology*, Newcastle upon Tyne 2014; Kai Bremer, Uwe Wirth (Hg.): *Texte zur modernen Philologie*, Stuttgart 2010; Werner Hamacher: *95 Thesen zur Philologie*, Holderbank 2010; Marcel Lepper: *Philologie. Zur Einführung*, Hamburg 2012; Jürgen Paul Schwindt (Hg.): *Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*, Frankfurt / M. 2009; Thomas Steinfeld: *Der leidenschaftliche Buchhalter. Philologie als Lebensform*, München 2004.

weniger der Disziplin, sondern Einstellungen und Praktiken, die den «philologischen Trieb» befriedigen.<sup>5</sup> Diese Neuerscheinungen der Philologie gehen mit einem erneuten Verschwinden einher, diesmal mit einem Verschwinden der Medien aus der Medienwissenschaft. Auch wenn es hier keinen kausalen Zusammenhang zwischen Erscheinen und Verschwinden gibt, ist die Koinzidenz dennoch bemerkenswert. Natürlich sind die Medien nicht wirklich verschwunden, sie bestimmen immer noch unsere Lage, aber im Diskurs der Medien- und Kulturwissenschaft sind sie zunehmend dezentriert worden. Dafür ließen sich viele Beispiele anführen, ich möchte nur drei herausgreifen.

Die lange Zeit im Zentrum stehende und bereits deutlich selbstreflexive Frage, was Medien als solche *seien*, wurde von Claus Pias neu formuliert als Frage, was Medien *waren*. Exemplarische Antworten auf und Rückfragen an diese Frage wurden 2011 in einem Sammelband veröffentlicht, der zeitgleich mit einer Monografie erschienen ist, in der Siegfried Zielinski eine Bestandsaufnahme des Fachs versucht und sich im Anschluss fragt, was denn *nach den Medien* in der Medienwissenschaft auf der Forschungsagenda stehen könnte oder sollte.<sup>6</sup> Obwohl diese beiden Bücher stilistisch und argumentativ sehr unterschiedlich sind, dürfte die zeitgleiche Diagnose eines Verschwindens der Medien aus den Medienwissenschaften und die gemeinsame Fragestellung – was nach den Medien kommt oder kommen sollte – kein Zufall sein. Im selben Jahr publiziert Bernhard Dotzler ein Buch, das als eine mögliche Antwort die Philologie der Medien – als «Entstehungsherd medientheoretischer Provokation» – ins Spiel bringt.<sup>7</sup>

Der Hauptgedanke von Pias läuft auf die Paradoxie hinaus, dass die Medienwissenschaft eine unmögliche Disziplin sei, da sie nicht mit einer konsolidierten Methode unterschiedliche Gegenstände oder einen konsolidierten Gegenstand mit unterschiedlichen Methoden untersucht, sondern die Methoden und Gegenstände multipliziert und vor allem problematisiert hat. Genau dieser Ausweitung und Problematisierung verdankt sie ihren wissenschaftlichen Erfolg. Medienwissenschaft, so Pias, werde daher nicht von Gegenständen oder Methoden her gedacht, sondern als Diskursstrategie entworfen. Sie sei keine Disziplin im herkömmlichen Sinne, sondern eine bestimmte Fragestellung in einem bereits laufenden wissenschaftlichen Diskurs, ein Problematisierungsverfahren innerhalb unterschiedlicher Disziplinen. Eine so verstandene Medienwissenschaft fragt nach den Agenten, Instrumenten und Operationen der Vermittlung in einer Disziplin oder einem Wissensgebiet, kurz: nach Gebrauchsweisen, Praktiken und Kulturtechniken, mit denen Wissen und Repräsentationsweisen erzeugt werden. Mit dem Erfolg dieser Strategie geht aber auch eine Gefahr einher, denn wenn die medienwissenschaftliche Fragestellung das Niveau jener Fachdiskurse, deren Medienvergessenheit sie problematisieren möchte, nicht unterschreiten will, dann braucht es dazu Sachkenntnis, die man entweder selber aus anderen Fächern mitbringen oder sich erarbeiten muss. Die erfolgreiche Institutionalisierung des Fachs sei daher gleichzeitig seine Krise, denn die Medien als solche zu untersuchen, ohne Anbindung an einen spezifischen

<sup>5</sup> Zu diesem erweiterten Verständnis von Philologie siehe Friedrich Schlegel: Fragmente zur Poesie und Literatur, erster Teil, hg. v. Hans Eichner, in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 16, Paderborn, München, Wien 1981, 33–81, hier 68.

<sup>6</sup> Vgl. Claus Pias (Hg.): Was waren Medien?, Zürich 2011; Siegfried Zielinski: [...nach den Medien]. Nachrichten vom ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert, Berlin 2011.

<sup>7</sup> Bernhard J. Dotzler: Diskurs und Medium III. Philologische Untersuchungen: Medien und Wissen in literaturgeschichtlichen Beispielen, München 2011, 9.

Diskurs, in dem die Frage nach den Medien einen Unterschied macht, bedeutet eben auch, neue Grundlagen und Strategien der Legitimation finden zu müssen.

Als Reaktion auf diese Lage entwirft Siegfried Zielinski die Grundzüge einer Medienwissenschaft nach den Medien, die nicht mehr technische Medien als solche thematisiert, sondern in umfassendere Diskurse oder Episteme integriert ist, die Medien implizieren und explizit «philologisch» genannt werden. Die «philologischen Studien» von Friedrich Kittler und die «medienphilologischen Studien» seiner Schüler werden in diesem Kontext von Zielinski als vorbildlich erwähnt, nicht zuletzt weil sie auch eine oft übersehene didaktische Funktion haben und Nachahmer zur Arbeit in Archiven anregen.<sup>8</sup> Die erwünschte Neuausrichtung der Medienwissenschaft hört bei Zielinski auf den Namen einer *genauen Philologie präziser Dinge*: «Ich plädiere für eine möglichst genaue Philologie nicht perfekter präziser Dinge, die dafür ausgedacht und entwickelt werden, Kommunikationen mit anderen zu unterstützen, zu ermöglichen, zu einem sensationellen, mitunter gar skandalösen Ereignis zu machen. Die systemische Funktion der Dinge interessiert diese Philologie nicht.»<sup>9</sup> Diese Dingphilologie ist an sich wenig originell, sondern partizipiert an einem seit Jahren andauernden Interesse für Dinge und Dinganalysen in den Medien- und Kulturwissenschaften. Die Dinge, mit denen die von Zielinski eingeforderte Philologie sich beschäftigen soll, sind ein Aggregat aus Wünschen, Programmen, technischen und sozialen Sachverhalten aller Art, die Kommunikationen anregen, prozessieren und auch annehmbar machen. Ein solches Aggregat ist – und darauf kommt es an – als *Erzählung* begreifbar, die an den Dingen abzulesen sei: «Das war einer der stetig rumorenden Grundgedanken im Berliner Institut für Sprache im technischen Zeitalter. Ein *Steenbeck* war nicht nur einfach ein Schneidetisch für 16- oder 35-Millimeter-Filme, sondern zugleich ein Aggregat für komplexe Erzählungen.»<sup>10</sup> Der Schneidetisch ist nicht nur die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass Filme Geschichten erzählen, sondern er hat selbst eine Geschichte zu erzählen, die von dem Gebrauch des Schneidetischs als Medium handelt. Wie solche *Medienerzählungen* aussehen können, hat Zielinski in seiner Pionierarbeit über den Videorecorder demonstriert.<sup>11</sup> Den Videorecorder gibt es nicht mehr, aber das Buch über ihn ist immer noch vorbildlich.

Wie zur Erfüllung von Zielinskis Wunsch nach medienphilologischen Studien veröffentlicht Bernhard Dotzler den dritten Band seiner Schriftenreihen *Diskurs und Medium* mit dem Untertitel: *Philologische Untersuchungen*. Mit einem Verweis auf Friedrich Schlegel versteht er diese Untersuchungen als ein Interesse für bedingtes Wissen und Ermutigung zur Heuristik des literarischen Fallbeispiels.<sup>12</sup> Dotzler, der ein Sonderforschungsprojekt zur Archäologie der Medientheorie geleitet hat, erinnert nicht nur daran, dass entscheidende Einsätze in der Medientheorie von Philologen kamen (Benjamin, McLuhan, Kittler), sondern reserviert für die Literatur auch eine «*Entschlüsselungsfunktion*» für das, was Medien sind oder bedeuten.<sup>13</sup> Der berechtigte Einwand, dass dieser Rekurs auf die Literatur durch die bildenden Künste, den Film oder die

<sup>8</sup> Zielinski: [...nach den Medien], 165–231, hier 228f.

<sup>9</sup> Ebd., 217–218.

<sup>10</sup> Ebd., 216 u. 218.

<sup>11</sup> Vgl. Siegfried Zielinski: Zur Geschichte des Videorecorders. Neuausgabe des medienwissenschaftlichen Klassikers, Potsdam 2010 [1985]. Zur Mediengeschichte als Medienerzählung siehe Nikolaus Wegmann: Der Original-Ton. Eine Medienerzählung, in: Harun Maye, Cornelius Reiber, Nikolaus Wegmann (Hg.): Original/Ton. Zur Mediengeschichte des O-Tons, Konstanz 2007, 15–24. Ein Standardwerk zum Thema ist das Archiv für Mediengeschichte, Nr. 1: Mediale Historiographien, hg. v. Lorenz Engell u. Joseph Vogl, Weimar 2001.

<sup>12</sup> Philologie, so zitiert Dotzler zustimmend Samuel Weber, wird dabei als Versuch verstanden, allgemeine Überlegungen zu Medien und Medialität «so eng und so streng wie möglich mit Einzellektüren zu verbinden, im Vertrauen darauf, daß diese immer an übergreifenden Tendenzen und Faktoren teilhaben». Dotzler: *Diskurs und Medium III*, 8.

<sup>13</sup> Dotzler: *Diskurs und Medium III*, 9, Herv. i. Orig. An die Philologiegeschichte der Medientheorie und -wissenschaft erinnert auch ein Diskussionsbeitrag von Georg Stanitzek, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 33, Nr. 132, 2003, 104.

Musik erweitert werden sollte, ist evident, verfehlt aber vermutlich die Pointe von Dotzlers Projekt. Ihm geht es nicht ernsthaft um eine Sonderstellung der Literatur, sondern um das narrative Potenzial von Fallstudien, die «eine Geschichte, wie die Zäsur der Medien sie schreibt», *erzählen* können.<sup>14</sup>

Kennzeichnend für diese Renaissance der Medienphilologie, so noch einmal Zielinski, sind mithin drei Aspekte: «Erzählungen zuzuhören, sie an den Artefakten abzulesen», eine «Abarbeitung am Partikularen, das keine strategische Verallgemeinerung benötigt» sowie «Praxis».<sup>15</sup> Auch für diese Interessen lassen sich natürlich Anknüpfungspunkte in der jüngeren Theoriegeschichte finden, aber mit dem Partikularen, den Praktiken und Erzählungen sind drei Elemente genannt, die anzeigen, was Medienphilologie jenseits einer Editions- und Hilfswissenschaft sein könnte. Die «Andacht zum Unbedeutenden», die Abarbeitung an den «geringsten Thatsachen», ist ein alter Bescheidenheitstopos der Philologie.<sup>16</sup> Das Verständnis von Arbeit, das darin zum Ausdruck kommt, ist eine aufwendige Praxis, die zwar mehr oder weniger methodisch betrieben wird, dabei aber durch keine allgemeine Theorie angeleitet ist. Dahinter steckt nicht notwendig ein Desinteresse an oder die Unfähigkeit zur Spekulation, sondern häufig eine Haltung oder Überzeugung, die so tief in der Geschichte der Philologie verankert ist, dass man sie fast durchgängig an den Reflexionsschriften des Fachs ablesen kann. Im Unterschied zu einem traditionellen Verständnis von Wissenschaft will eine so verstandene Philologie gerade keine abstrakte Kenntnis von ihrem Gegenstand vermitteln, sondern die Erkenntnisse und Beobachtungen sollen jederzeit wieder in das Material auflösbar sein, aus dem sie hervorgegangen sind. Ohne Beispiele, ohne Argumente an und in der Sache, kann es philologisches Wissen gar nicht geben.

Philologie ist zu großen Teilen eine handwerkliche Wissensform und also solche im Betrieb kaum sichtbar. Steffen Martus und Carlos Spoerhase, die zu philologischen Praxisformen forschen, haben das anschaulich auf den Punkt gebracht: Wenn die Praxen erst einmal beherrscht werden, so Martus und Spoerhase, wird derjenige, der sie beherrscht, meist schon gar nicht mehr wissen, dass er dies alles einmal nicht gewusst hat: «Er wird vergessen haben, wie schwer es war, sich dieses Praxiswissen anzueignen. Die Verhaltensroutinen werden für den Praktiker häufig in einem Maße zur «zweiten Natur», dass sie nur mit großer Mühe artikuliert und zum Gegenstand expliziter Analysen oder theoretischer Diskussion gemacht werden können.»<sup>17</sup> Es sind aber genau diese Praxisformen des Lesens und Schreibens, des Sammelns und Archivierens, des Bibliografierens und Kommentierens, der Begriffsbildung, der Themenfindung, der Wissensanordnung, der Darstellung und nicht zuletzt auch der Lehre, die das Philologische der Philologie verkörpern. Was eine Disziplin ausmacht, sie begründet und ihr Dauer verleiht, so könnte man Claus Pias ergänzen, sind nicht in erster Linie die Gegenstände oder Theorien, sondern ein gemeinsames Arsenal von Praktiken. Lorraine Daston spricht sogar von einer «Solidarität auf der Ebene der Praxis», die in den Zeiten theoretischer Krisen

<sup>14</sup> Dotzler: *Diskurs und Medium* III, 10.

<sup>15</sup> Zielinski: [...nach den Medien], 218.

<sup>16</sup> Exemplarisch dafür ist das Lob der Brüder Grimm durch Wilhelm Scherer: Rede auf Jacob Grimm. Gehalten in der Aula der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1885, in: ders.: *Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie*, Bd. 1, hg. v. Konrad Burdach, Berlin 1893, 1–14, hier 7.

<sup>17</sup> Steffen Martus, Carlos Spoerhase: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*, in: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen*, Bd. 35/36, 2009, 89–96, hier 89. Diese Formulierung paraphrasiert und adaptiert eine Beobachtung über den Status der Praxis und Praktiken in den Natur- und Geschichtswissenschaften von Lorraine Daston: Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow, Dieter Simon (Hg.): *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt/M., New York 2000, 13–25, hier 21.

einer Disziplin ihre Kontinuität sichert.<sup>18</sup> In einem medienphilologischen Zugriff kann die Analyse der Praktiken sowohl die medialen Routinen einer Disziplin umfassen wie auch konkrete Formen des Mediengebrauchs. Aus einer solchen Perspektive betrachtet, haben die medienwissenschaftlichen Gegenstände keine Urheber oder ursprünglichen Orte mehr, sondern sind in die Zirkulation gegeben und damit an unterschiedliche Gebrauchsweisen von Medien und Artefakten gebunden. Was sie als solche sind, lässt sich nicht unabhängig von den Operationen und Kulturtechniken verstehen, aus denen sie hervorgehen.

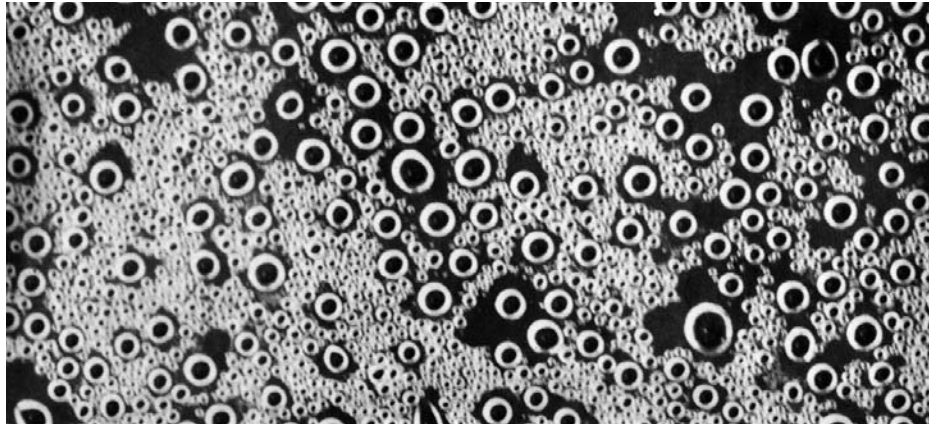
Solche Analysen finden sich zum Beispiel in dem von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann herausgegebenen *Historischen Wörterbuch des Mediengebrauchs*, dessen grundlegender Ansatz in einem einfachen Satz formulierbar ist: «Medien sind das, was ihr Gebrauch aus ihnen erst macht.»<sup>19</sup> Neben erwartbaren Lemmata wie etwa Edieren, Fernsehen, Lesen oder Schreiben finden sich auch viele ungewöhnliche Gebrauchsweisen wie etwa Faszinieren, Gamen, Knipsen, Kritzeln oder Wischen, die einen anderen und nicht selten überraschenden Zugang zu alten und neuen Medien eröffnen. Medienphilologisch interessant sind die Artikel allerdings auch wegen ihres Aufbaus und Materials. Nicht Medientheorien oder Daten und Statistiken des Mediengebrauchs dienen hier zur Orientierung, sondern Erzählungen. Jeder Artikel beginnt mit einer Anekdote: «Das können überraschende und gerade darin aufschlussreiche Erzählungen sein, die ihr Material aus der Literatur, der Politik, der Historie oder dem Alltag nehmen. Als signifikante *Story* führt diese Geschichte in den Gegenstand ein, erweckt als unerwarteter Fund die Neugierde und regt so zum Weiterlesen an. Das ist der Ort, an dem die Gebrauchsweisen wie nirgends sonst anschaulich werden. Mediale Praktiken sind nicht in simplen Daten und Belegen archiviert, sie sind vielmehr erst aus Geschichten herauszulesen.»<sup>20</sup> Dieser für ein Wörterbuch ungewöhnliche Aufbau behauptet eine analytische Perspektive, die zur Voraussetzung hat, dass es ein eigenständiges *Wissen der Literatur* von den Medien gibt, das nicht verlustfrei durch die Ästhetik, Theorie oder Geschichte der Medien ersetzt werden kann. Implizit ist darin auch die These enthalten, dass die politischen, historischen oder theoretischen Ansichten der Medien ebenfalls einen nicht zu unterschätzenden narrativen Anteil haben, der analytisch zu berücksichtigen ist. In Erweiterung zum Begriff der Erzählung bei Zielinski, der die Inskriptionen wieder lesbar machen möchte, die in Apparaten und Artefakten eingeschrieben sind, hat man es hier mit Erzählungen zu tun, die Formen des Mediengebrauchs in Geschichten vermitteln. Es geht offensichtlich darum, eine bloße Theoriegeschichte zu vermeiden und die Unterscheidung zwischen Nutzer und Medium, Theorie und Gegenstand, Gebrauch und Gerät und nicht zuletzt von Geschichte und Geschichten strategisch zu überschreiten.<sup>21</sup> Um allerdings medienwissenschaftlich relevante Praktiken an Artefakten «ablesen» oder aus Geschichten «herauslesen» zu können, braucht es eine medienphilologische Kompetenz, die im Umgang mit Erzählungen und anderen Medientechniken geübt ist.

<sup>18</sup> Daston: Die unerschütterliche Praxis, 20.

<sup>19</sup> Heiko Christians, Matthias Bickenbach, Nikolaus Wegmann (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Köln, Weimar, Wien 2015, 9.

<sup>20</sup> Ebd., 8, Herv. i. Orig.

<sup>21</sup> Vgl. Heiko Christians: *Begriffsgeschichte als Gebrauchsgeschichte*, in: Christians, Bickenbach, Wegmann (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, 11–32.



Wassertropfen auf einer Fläche, aus dem Ausstellungskatalog *Les Immatériaux*,  
Bd. 3: *Inventaire*, hg. v. Centre Georges Pompidou, 1985. Foto: Bugaud/Explorer

Es gibt unter dem Stichwort des «Realismus» eine Debatte um eine mögliche aktuelle Neubestimmung von Materie. In Philosophie, Science and Technology Studies und deren Überschneidungen, auch mit einer feministischen Wissenschaftskritik, verhandelt man technologisch angemessene Situierungen von «Welt» und Denken. Zwei Stellungnahmen diskutierten im vorigen Heft Relationalität, Ereignishaftigkeit, Kultur/Technik und die Rolle von Mediatisierung – bis hin zur Frage, wie sich ein disziplinärer Diskurs selbst aus der Bezugnahme auf «was oder wie Medien sind» speist: Stephan Trinkaus unter dem Titel «Welcher Tisch? Relationale Ontologien affirmieren!» und Andrea Seier mit «Die Macht der Materie. What else is new?». Die Debatte hat sich in verschiedenen Weisen weiterbewegt, was hier in zwei weiteren Texten anhält: Yuk Hui antwortet zunächst auf Seier und Trinkaus und erörtert insbesondere Relationalität und Materie weiter ausgreifend ins Digitale, dann führen die beiden AutorInnen des letzten Teils ihre Diskussion fort und adressieren wiederum Huis Perspektive: «Ist Materie Relation, und von welchem diskursiven oder medialen Außen sollte man das sehen?»

Carlos Spoerhase (Bielefeld) – *Zerstreute Blätter*  
*SWS XV, 189-202.*

# Verstreute Blätter

von

J. G. Herder.

---

Erste Sammlung.

---

Gotha 1785.

bey Carl Wilhelm Ettinger.<sup>1</sup>

---

1) Zweite, neu durchgesehene Ausgabe. Gotha 1791, bey Carl Wilhelm Ettinger.



## Statt der Vorrede ein Gespräch.

Theano. Hier bin ich wie eine Sibylle mit Ihren zerstreuten Blättern.

Demodor. In denen Sie auch vielleicht nicht mehr als in den Sibyllinischen gefunden haben. Ich bin selbst begierig, zu sehen was Sie fanden, und darüber Ihren Spruch zu hören.

Theano. Den sollen Sie hören, mit dem Beding, daß Sie mich auch die Geschichte der Blätter selbst hören lassen: denn Sie wissen, Weisagung wird nur aus Geschichte. Hier sind zuerst — Blumen, aus der Griechischen Anthologie gesammelt.

Demodor. Also kamen Sie<sup>1</sup> auf diese zuerst. Ihre Geschichte ist die: sie wurden frühe gesammelt —

Theano. Desto besser, da sind uns die Blumen noch Knospen. Ich habe mich an der Griechischen Einfalt sehr ergötzt und mir that es wohl, ohne alle Kritik, ob dies kleine Geschöpf ein Epigramm oder eine Elegie oder gar nur ein Sittenspruch sei, den Ausdruck des Witzes, der Wahrheit und der Empfindung in ihnen zu genießen. In Uebersetzungen kannte ich nur sehr wenige davon; und mich dünkt, vor manchem andern, was übersezt ist, waren diese Kinder der Flora einer Verpflanzung werth. Wie sind Sie zu ihnen gerathen?

1) A: fielen Sie

Demodor. Wie ich sage, unter so manchem Andern fiel mir auch die griechische Anthologie frühe in die Hände und da kam ich gerade auf Stücke,<sup>1</sup> die mich, den Jüngling, sehr vergnügten. Ich kleidete verschiedne davon zuerst in gereimte Verse —

Theano. Die ich doch nicht gefunden habe.

Demodor. Sie sind längst vertilgt, weil ich fand, daß das Griechische Epigramm sich in den gereimten Vers selten so glücklich kleiden lasse, daß es nicht das Meiste von seiner Einfalt, von seiner Ründe oder von seinem naiven Witz verliere. Indessen verfolgte mich die Anthologie und fiel mir in andern Zeiträumen wieder in die Hände.

Theano. Ich begreife das wohl. Eine Blume zu pflücken ist man gerade in den Stunden der Erholung aufgelegt, wenn man andrer ermüdenden Arbeiten<sup>2</sup> satt ist —

Demodor. Und sich aufs neue zu ihnen stärket. Eben dies war mein Fall. Zwischen Arbeiten, auf Spaziergängen gefiel mir diese griechische Aue so wohl, daß ich, was mir gefiel, meiner Sprache eigen zu machen suchte und nur immer bedauerte, es nicht besser thun zu können. Manches der kleinen Dinge ward zweidreimal versucht —

Theano. Und zum drittenmal gerieth es gewiß am mindsten. Die Kleinigkeit eines Epigramms zu übersetzen ist oft eine schwere Kleinigkeit, zumal muß sie es seyn bei so verschiednen Sprachen. Ich muß Ihnen sagen, Demodor, daß ich einige derselben in Prose übersezt gelesen habe und oft nicht wußte, was man damit wollte.

Demodor. Machen Sie es mit dem Epigramm jeder Sprache so, zumal mit dem, was auf naiver Empfindung oder gar einer Wortstellung beruhet; es wird Ihnen eben so gehen.<sup>3</sup> Oft mußte

A: 1) und gerade fiel ich auf Stücke,

2) langer gelehrten Arbeiten 3) es wird derselbe Fall seyn.

ich den ganzen Gedanken umkehren oder wenigstens für unsre Zeit anders wenden, und so löslich ich dies that: so fürchte ich doch manchmal zur reinen Milch etwas Zucker hinzugethan zu haben, nur damit es in unsre Sprache paßte.

Theano. Immerhin. Wir sind leider keine Griechen: o die Griechen! —

Demodor. Und doch sind die meisten dieser geretteten kleinen Stücke nur aus sehr späten Zeiten. Geschmack und Sitten waren in ihnen schon sehr verfallen; indeß, die Sprache und ältere gute Vorbilder halfen auch dem Armseligen auf. Die Form war gleichsam gegeben.

Theano. In den Anmerkungen über das Epigramm haben Sie mich darüber belehret.

Demodor. Also sind auch diese Ihnen in die Hand gekommen.<sup>1</sup> Lassen Sie sehen. Die Abhandlung ist nicht ganz; der zweite Theil muß sich anderswo finden.

Theano. Und gerade setzen Sie uns bei der Stelle nieder, wo man das Meiste, die Theorie des Epigramms selbst, erwartet.

Demodor. Die Theorie einer Blume? was ist Ihrem Geschlecht daran gelegen?

Theano. Wenn's mir indeß daran gelegen wäre —

Demodor. So werden Sie sie bei einem andern Blumenstrauß finden, der zu ihrer Entwicklung noch fehlte.

Theano. Ich freue mich darauf; lieber aber wäre mirs, diese einzelnen Stückchen geheftet und —

Demodor. Nur ja nicht, gedruckt zu sehen. Sie wissen, was ich von dieser schwarzen Kunst des ehrlichen D. Fausts halte. Denken Sie! eine gedruckte Blume.

Theano. Und woher haben Sie sie denn? haben Sie sie nicht auch vom Druck her? und sähen Sie es nicht gern, wenn

1) N: gefallen.

Ihnen unvermuthet Meleagers vollständige Anthologie gedruckt zugesandt würde? Denken Sie also, daß es mehreren ungrischen Seelen bei dieser verpflanzten kleinen Anthologie seyn kann, wie es Ihnen bei der ursprünglichen Anthologie wäre.

Demodor. Der Seelen, glaub' ich, giebt's nicht viel.

Theano. Rechnen Sie denn auf die Viele? Ei doch, ein Blumenstrauß für die Menge; der müste sehr bunt und vollwichtig seyn. Ich dächte, Sie sähen von der Seite ganz weg und hingen das Kränzchen für mich und meinesgleichen auf; was soll es da noch etwa zehn oder zwanzig Jahre in Ihren Papieren? Auch suchen Sie mir fein den Verfolg derselben auf, damit ich das Chaos zersprengte und die armen Gefangenen aus dem Kerker erlöse.

Demodor. Worinn sie sich doch so wohl befinden. Aber weiter. Sie haben ja noch ein ganzes Archiv im Vorrath.

Theano. „Ob die Musik oder die Malerei eine größere Wirkung gewähre? ein Göttergespräch.“ Davon die Geschichte.

Demodor. Sie wird diesmal wie ein Märchen lauten. Es war einmal eine Blumengesellschaft —

Theano. Ein Märchen also aus den Zeiten der Provenzalen.

Demodor. Vielleicht. — In dieser Blumengesellschaft also wurden allerlei Spiele des Geistes getrieben und unter andern auch Fragen aufgegeben. Diese Frage war Eine der ausgestellten und ich buhlte um den Preis —

Theano. Den Sie kaum werden erhalten haben.

Demodor. Also wenn Sie Blumenkönigin wären, würden Sie ihn mir nicht geben.

Theano. Höchstens drei Viertel des Preises; vorausgesetzt nämlich, daß jeder Richter in der Welt nach Vorurtheilen urtheilt und dies den Richterinnen noch viel mehr erlaubt seyn muß. Offenbar haben Sie, lieber Demodor, der Musik zu viel eingeräumt.

Demodor. Das ich nicht wüßte.

Theano. So etwas weiß der Liebhaber nie, aber der Philosoph sollte es wissen. Sagen Sie mir: empfinden die Thiere Musik?

Demodor. Allerdings manche, ob sie sie gleich nicht menschlich empfinden.

Theano. Menschlich oder nicht: sie werden durch sie zu Gemüthszuständen aufgeregt, in die die Menschen vollkommener versetzt werden. Empfinden aber auch die Thiere etwas von dem Schönen nachgeahmter Formen?

Demodor. Nein.

Theano. Sie sehen also, daß die Musik einen Grad niedriger sei.

Demodor. Darum wirkt sie aber auch um so stärker.

Theano. Und wie wirkt sie? Sie regt das innre Organ der Empfindung auf; aber sie giebt der Seele durchaus keinen bestimmten Gedanken. Vielmehr läßt sie ihr, so lange sie ohne Worte ist, frei, was sie will, aus dem Schatz der Erinnerung zu holen und macht also in verschiednen Gemüthszuständen auch sehr verschiedene Effekte. Die zeichnende Kunst bestimmt ihren Gegenstand aufs genaueste; also ist die Wirkung, die sie macht, viel mehr die ihre, eine bestimmtere, menschliche Wirkung.

Demodor. Mich dünkt, das habe ich gesagt.

Theano. Angeedeutet wohl; aber nicht so scharf bezeichnet, wie ichs wünschte. Im Grunde freilich<sup>1</sup> bleiben beide Künste in den meisten Stücken gegen einander ganz unausmeßbar.

Demodor. Ausser sofern sie eine gemeinschaftliche Seele berühren, und eben deshalb halte ich, so wenig man mit allen Gegenstandseinstellungen je auf den Grund kommen wird, die Vergleichung selbst immer nützlich.

1) U: aber freilich

Theano. Ich auch; und ich wünschte, daß Sie solche zwischen mehreren Sinnen und Seelenkräften nach einigen sonderbaren Erfahrungen, auf die ich Sie zu einer andern Zeit bringen will, anstellten. Jetzt lassen Sie das Gespräch gut seyn und ich wollte auch nicht, daß Sie meine Anmerkung einschalteten: sie würde das Gemählde desselben<sup>1</sup> vielleicht zerstören, und Gesichtspunkte zum weitern Nachdenken haben Sie genug angeleget.

Demodor. In diesem andern Gespräch also werden Sie selbst, Theano, die Schiedsrichterin seyn, wie es hier die Muse mit den schönen Haarlocken auf dem Schooße<sup>2</sup> Apolls war. — Was haben Sie weiter?

Theano. Etwas, was mich nebst den Blumen am meisten vergnügt hat, Paramythien. Was bedeutet das Wort?

Demodor. Paramythion heißt eine Erholung; und wie Gyns erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen, die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den Meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen.

Theano. Ein schöner Name zu einer schönen Sache: denn Demodor, ich wünschte, daß ich alle abgetragne, zu oft gebrauchte Märchen der Mythologie wenigstens in einer neuen Absicht wiederkommen sähe. Ja mir wäre es lieb, wenn ich jeden schönen Gegenstand um mich her mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichsam zu verwandeln und neu zu beleben wüßte.

Demodor. Versuchen Sie es, Theano, und Sie werden unvergleichbar-schönere hervorbringen, als hier versucht sind. Wissen Sie, wie diese entstanden? Durch das Spiel eines Wettstreites auf einigen Spaziergängen.

1) U: das Gemählde des Gesprächs 2) Schoos

Theano. Es scheint, Sie setzen die Geschichte Ihrer Blumen-  
gesellschaft fort.

Demodor. Ungefähr. Zwei Einsiedler gaben sich auf einigen  
ihrer Spaziergänge<sup>1</sup> Gegenstände auf, darüber eine Fabel, eine  
Dichtung oder was ihnen sonst einfiel, zu sagen. Ich war einer  
derselben, setzte auf, was gesagt wurde und so sind diese Erzäh-  
lungen worden. In einigen werden sie noch Spuren des Wett-  
streites finden.

Theano. Ein Spiel, das nicht jedem glücken wird.

Demodor. Ihnen gewiß, und ich sehe schon schöneren Para-  
mythien über einige Ihrer<sup>2</sup> geliebten Gegenstände entgegen. Nie-  
mals dichtet die Seele angenehmer als in solchen Spielen, und ich  
wollte, wie schon Lessing bei der Aesopischen Fabel gesagt hat,  
daß man auch Kinder darinn übe. Die alte Mythologie würde  
ihnen durch diese Verwandlung lieb werden, ihre Erfindungskraft<sup>3</sup>  
wird geschärft und ich habe Proben, wie naive Gedanken zuweilen  
aus der Seele eines Schooskindes der Natur, das alle Gegen-  
stände noch mit neuer frischer Liebe ansieht, lieblichen Knöpfchen  
gleich, hervorkeimen. Da Sie diese kindliche Einfalt lieben, Theano,  
will ich Ihnen zu einer andern Zeit einige derselben mittheilen.

Theano. Und ich will versuchen, ob ich auch noch Kind seyn  
kann, um mir<sup>4</sup> einige Gegenstände jugendlich zu mahlen. Wenn  
nicht so Blumenreich —

Demodor. Das Blumenreiche gehörte hier zu den Gegen-  
ständen; sonst wäre es ein Fehler. Je schöner Ihre Dichtung seyn  
wird, desto weniger hat sie des Schmucks nöthig. Sie kennen das  
griechische Epigramm:

Schön, Aglaja, bist du,<sup>5</sup> die ringsum Alles verschönet,  
Schön im Schmuße! doch nackt bist du die Schönheit selbst.

- 1) A: einigen ihren Spaziergängen    2) Ihnen
- 3) B<sub>2</sub>: Empfindungskraft (Druckfehler)
- 4) A: und mir . . . jugendlich mahlen.
- 5) A: Schön bist du, Aglaja,

Theano. Hier sind Gespräche über die Seelenwan-  
drung, die ich im deutschen Merkur schon gelesen habe.

Demodor. Sie sind hier sehr verändert. Ich habe weg-  
gethan, was auch nur von fern dem Widerspruch einer neuern  
Meinung gleich sähe; Theages und Charikles sprechen für sich, un-  
bekümmert, ob jemand der Jetztlebenden oder Todten mit ihnen  
gleich denke. Auch erinnere ich mich nicht, die Gründe, die Cha-  
rikles anführt, in irgend einer Schrift beisammen angetroffen zu  
haben. Auf wessen Seite sind Sie, Theano?

Theano. Sie wissen, daß ich mich gern der Unterdrückten  
annehme. So gern ich also mit Theages schwärme und einigen  
seiner Gründe<sup>1</sup> Gerechtigkeit wiederfahren lasse: so, dünkt mich, läßt  
der warme Mann seinen Gegner doch viel zu wenig ausreden. Ich  
will mich also an ihm rächen und Charikles Parthei verstärken.

Demodor. Durch ein viertes Gespräch, Theano? Das  
wäre recht in meinem Plan. Bemerken Sie, daß bis zu Ende hin  
Charikles mehr übertäubt als überzeugt ist, und daß er nur so zu  
guter Letzt<sup>2</sup> d. i. zum freundschaftlichen Abschiede einen Ausweg  
findet. Setzen Sie also das Gespräch fort, Theano —

Theano. Kein Gespräch; Sie sollen aber von meiner Rache  
nichts wissen, bis Sie sie sehen. Hier ist Liebe und Selbstheit.  
Das Stück hat abermals einige Saiten meines Herzens getroffen,  
die sich so gern berühren lassen; ich habe Ihnen dafür schon ge-  
danket. Aber Demodor, Sie werden plötzlich so nachdenkend —

Demodor. Nichts, Theano.

Theano. Hat mein Gespräch Sie auf einen dunkeln Weg  
gebracht?

Demodor. Nicht Ihr Gespräch, aber die Sache selbst; und  
die Sünde ist angenehm=traurig. Ich dachte den verschiednen Zei-  
ten, Gemüthsfassungen und Situationen nach, in denen ich diese

- 1) A: und seinen Gründen    2) Letze

einzelnen, viele Jahre hin von einander entfernten<sup>1</sup> Stücke aufgesetzt habe. Wo sind sie? sie sind wie ein Traum verschwunden. Wie Licht und Schatten streifen Phantasieen über den Weg unsres Lebens und wir —

Theano. Wir bleiben.

Leid und Freude, sie gehn oder wir gehn sie vorbei.

sagt das griechische Epigramm. Ich will mirs merken und das, was in mir bleibt, immer mehr von dem Vorübergehenden zu unterscheiden suchen. So habe ich mir noch verschiedne ausgezeichnet, die mir hie und da gute Wegweiserinnen seyn werden. Sehen Sie diese Arbeiten auch so an, als Denkmale und Erinnerungen aus frühern Zeiten, und überlassen Sie sie nun dem Shaftesburischen Amanuensis\*): sie werden manchem wohlthun.

Demodor. Meinen Sie, Theano?

---

## V o r r e d e

zur zweiten Ausgabe.

---

Die gute Aufnahme, die diese Sammlung zerstreuter Blätter bei ihrer ersten Erscheinung genossen hat, überhebt mich vieler Worte bei dieser zweiten Ausgabe. Neu durchgesehen sind die Stücke derselben, und in einzelnen Stellen hie und da verbessert, d. i. verändert. Ueber das Ganze der darinn enthaltenen Stücke habe ich nur dieses zu sagen:

I. Die Blumen aus der griechischen Anthologie sollen keine wörtliche Uebersetzungen seyn, wie das vorstehende Gespräch

---

\*) — his Amanuensis (for so he calls his Bookseller or Printer. Characteristicks Vol. II. Misc. 2. I.

1) U: entfernte

deutlich genug bemerkt; jeden Kenner und Liebhaber aber laden sie dazu ein, sobald die Muse ihm winket. Sehr angenehm ist mirs gewesen, seit der Herausgabe dieser Blätter nicht nur Uebersetzungen, sondern eigne Nachbildungen des griechischen Epigramms in mehreren Sammlungen Deutscher Gedichte zu finden, die mir der griechischen Muse werth schienen, und ich freuete mich bescheiden, durch meine Versuche wenigstens zu der Form beigetragen zu haben, die einen Gedanken, eine Empfindung so schön fasset, so zart ausdrückt, und die unsrer Deutschen Sprache, (einer Schwester der Griechischen, aber weniger als sie vom Schicksal begünstigt) so gemäß scheint. Irre ich nicht, so wird diese Form des griechischen Epigramms, ihrer Reinheit und Wahrheit wegen, unsrer Sprache bleiben, und ihr auch dann noch angenehm seyn, wenn einige andre künstlichere Nachahmungen der Griechen, eben weil sie für uns nicht sind, ihren Werth ziemlich verlohren haben möchten. Ich sehe noch mancher schönen Blume dieser Art mit Zuversicht entgegen, so daß, wenn eine günstige Hora es will, vielleicht einmal eine Deutsche Anthologie mit der griechischen um den Vorzug streitet.

II. Anmerkungen über die Anthologie der Griechen. Die seit einigen Jahren erschienene Vorarbeiten über Meleager, Leonidas, und andre Dichter dieser Sammlung, nebst den Anwendungen derselben auf griechische Kunstwerke, insonderheit in Konstantinopel, nähern uns der Hoffnung, die Ausgabe einer erlesenen Anthologie nicht eben für Schüler, für welche sie zuerst nicht gehört, sondern für Männer zu sehen, wie diese sie wünschen. Die sorgfältige Bemerkung dessen, was in ihr Nachahmung oder Anspielung sei, würde einen lehrreichen und ruhmwürdigen Commentar veranlassen, der auf sehr angenehme Nebenwege führte.

III. V. Die Gespräche, sowohl über Malerei und Tonkunst, als über die Seelenwanderung sollen nichts als Gespräche, d. i. egotische Uebungen seyn, in welchen akroamatisch eben nichts ausgemacht werden darf. Insonderheit sind die letzten,

des Theages Schwärmereien, eben keine philosophische Dogmen, wie schon der Zusammenhang des Gespräches zeigt. Was eigne Gedanken weckt, ist eben so viel, ja oft mehr werth, als das, was fremde Gedanken gebieterisch vorschreibt.

IV. Die Paramythien sollen die alte Mythologie eben so wenig verwirren, als unzeitige Nachahmungen auffodern; sie sind ihrer Art nach mythologische Idyllen oder Fabeln, Dichtungen über Gegenstände der Natur, dergleichen wir ohne den Namen der Paramythien schon mehrere in unsrer Sprache haben. Von den Alten selbst ist die Mythologie oft zu Paramythien angewandt in Epopeen, und Epigrammen, in Elegien, Oden, Idyllen und Chören; wie könnte sie auch sonst der Dichtkunst brauchbar werden? Auch im Vortrage selbst muß sie, dünkt mich, nur als eine leichte, vieler Wendungen fähige Allegorie behandelt werden: ihr Gewand ist ätherisch.

VI. Liebe und Selbstheit endlich. Diese unvollkommene Abhandlung erbittet sich wenigstens ihres Inhalts wegen einen Platz; denn die beiden Punkte, um welche sie sich drehet, sind doch die zwei Pole unsrer ganzen praktischen Philosophie, und werden es ewig bleiben. Sodann bleibe sie auch ein kleines Andenken des Mannes, durch dessen Schrift sie veranlaßt wurde, eines Mannes, dessen Geist, nach Platons Ausdruck, die Grazien zu ihrem Tempel gewählt zu haben schienen. Könnte doch noch Einiges, was er herauszugeben versprochen, von seiner edeln Diotima den Freunden seiner Muse mitgetheilt werden! Weimar, den 31. März 1791.

## Inhalt

*I. Blumen, aus der Griechischen Anthologie gesammelt, [Band 26, 11—46.] . . . . .	S. 1—98
II. Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beson- ders über das Griechische Epigramm, . . . . .	99—132
III. Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung ge- währe? Ein Göttergespräch, . . . . .	133—164
*IV. Paramythien. Dichtungen aus der griechischen Fabel, [Band 28, 127—156.] . . . . .	165—214
V. Ueber die Seelenwanderung. Drei Gespräche, . . . .	215—308
VI. Liebe und Selbstheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemsterhuis über das Verlangen. . . . .	309—348 <sup>1</sup>

1) S. 309—346.

Constanze Güthenke (Oxford) – *Homer und Ossian*  
*FHA 8, 71-87.*

## HOMER UND OSSIAN

Das große Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsend zu machen, ihnen Fülle, Blüte, endlich auch Frucht in andern Hervorbringungen zu gewähren, dies Geschäft bildet eine *goldene Kette menschlicher Geister*. Wo irgend ein Name aus der Vergangenheit hervorblickt, der auf einen Punkt der Vollkommenheit traf, an den heften sich früher oder später die Namen derer, die sein Werk forttrieben. Vielleicht erlöschen diese Namen; aber das Werk, der Name des Anführers bleibt; ihre Bemühung selbst teilte Jenem neuen Glanz mit. Wer *da hat, dem wird gegeben*; die gesamte Nachwelt arbeitet sodann in des großen Meisters Schule.

Im Orient sind die Namen *Salomons, Lockmanns* u. a. bekannt. Was an Natur- an Spruch- und Fabelweisheit späterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet; es hieß *Lockmannische, Salomonische Weisheit*. So hießen die spätesten Psalmen immer noch *Davidische* Psalmen; durch ganz Morgenland ist *Alexander* als Zerstörer, *Solimann* als Erbauer alles Großen und Prächtigen berühmt; sie gelten als fortlebende Monarchen im Reich der Zeiten. – Bei den Griechen nicht anders. An *Homer, Hesiod, Aesop, Anakreon, Sappho, Theognis* u. f. reihete sich, was sich an sie reihen konnte; Namenlos traten spätere Krieger in die Glieder dieser alten Feldherrn; und die neuere Kritik wendet oft fast vergebliche Mühe an, bei diesem und jenem Werk Urheber und Zeiten zu sondern. *Pythagoras* und *Plato* lebten nach Christi Geburt zum zweitenmal in philosophischen Schulen auf; ihnen ward zugeschrieben, woran sie hie und da schwerlich gedacht hatten; ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.



Sollte es mit *Ossian* anders sein? Wir wollen nicht behaupten; sondern auch bei ihm, wie bei *Homer*, dem Gang der Zeit, wie sie uns ihn offenbarte, folgen.

## 1.

Viele Leser werden sich erinnern, was für ein süßes Staunen die Erscheinung Ossians in den Jahren 1761 bis 1765 gewährte. Zuerst traten kleine Gesänge als *Fragmente* hervor, und vielleicht sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt, in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben. In kleinen romantischen Erzählungen wurden wir mit *Schilrick* und *Vinvela*, mit *Connal* und *Crimora*, mit *Ronnan* und *Rivina*, mit *Fingal*, *Ossian*, *Oscar*, *Minona* bekannt; wir hörten die Gesänge *Selmas*; *Comala* erschien, *Carthon*, der Tod *Cucbullins*, *Berrathon*, *Karrichbura*.<sup>1</sup> Allenthalben sahen wir Szenen der Unschuld, der Freundschaft, der väterlichen, kindlichen, der Bruder- und Schwesterliebe, und hörten von der Wehmut getrennter Liebenden und Gatten die rührendsten Töne. Offenbar trug die abgerissene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe Einfalt, und wenn ich so sagen darf, ihr *niederer Himmel*, ihre *schmale Einfassung* zu dem Eindruck bei, den sie auf alle, insonderheit jugendliche Seelen machten. Wie aus der Ferne, aus einer Höhle, über das Meer, vom Tal oder von Gebürgen der Nebelinsel her, hörte man süße Stimmen, und sah wie im Traume die engbeschränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edlen und Geliebten.

*Fingal* erschien; bald auch, nebst andern Gedichten, *Temora*. Sie wurden als Epopeen angekündigt, die mit *Homer* wetteifern, und ihn wohl gar übertreffen sollten. Dahin

<sup>1</sup> Übersetzt erschienen diese einzelnen Gedichte unter dem Titel: *Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst*. Hamburg 1764. Auch *Fingal*, ein Heldengedicht, nebst verschiednen andern Gedichten Ossians. Hamburg 1764.

zielte in mehreren Anmerkungen *Mac-Pherson* selbst, Ossians unsterblicher Herausgeber; dahin *Hugh Blairs* kritische Abhandlungen<sup>2</sup>; noch mehr *Cesarotti's* Anmerkungen zu seiner Italiänischen Übersetzung dieser Gedichte. Dem zu Folge sang *Denis* in wohlklingenden homerischen Hexametern, mit lyrischen Sylbenmaßen untermischt, sie den Deutschen vor, und gab ihnen dadurch noch mehr das Ansehen eines einförmig-fortgehenden Ganzen. Mehrere Übersetzungen in Prose folgten. Zugleich aber erschienen auch *Einwendungen* und *Zweifel*, die von sehr verschiedner Art waren.<sup>3</sup>

Die Irländischen Zweifel dünkten mir vom wenigsten Belange. Irland nämlich, (*Erin*) wollte sich *Fingal* und *Ossian* landsmännisch zueignen; es reklamierte den Sänger, wie den Helden. *Fingal* sollte *Fion* oder *Fin*, König in *Leinster*, *Ossian* soll *Oisín*, der Sohn *Fions* gewesen sein u. f.<sup>4</sup> Auf alle dies, dünkt mich, kann man kurz antworten: »beweiset, daß er es gewesen. Bringt irländische Gesänge, schönere Gesänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben.« Sei *Fingal* in der Geschichte, wer er wolle; in Ossians Gedichten ist er nicht *Fion* oder *Fin in Leinster* mehr, sondern *Fingal*, der König der Menschen, Anführer der Helden. Der Gesang hat ihn auf seine Fittige genommen, und über die Sterblichen erhöht. Würden *Achill* und *Ajax*, *Ulysses*, *Penelope*, *Agamemnon* sich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube schwerlich; so wenig sich König *Artus*, *Carl der Grosse*, *Gottfried von Jerusalem* oder die Helden Ariosts in den Gesängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch

<sup>2</sup> Übersetzt von *Denis* im dritten Bande seines Ossians; so wie auch durch die ganze Sammlung hin *Cesarotti's* (und) *Mac-Phersons* Noten.

<sup>3</sup> Ein vollständiges Verzeichnis dessen, was für Ossian gestritten und geschrieben worden, liegt außer meinem Wege; wahrscheinlich ist auch von andern schon geliefert worden.

<sup>4</sup> Eine Abhandlung hierüber ist in den *Unterhaltungen* (Hamburg 1766. Bd. 1. S. 329. u. f.) übersetzt worden; gut, daß wir mit mehreren dergleichen verschont geblieben.

eine *Verwandlung* wurden sie *epische Helden*. Die Sage hatte sie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Gestalt zwischen Himmel und Erde gewachsen. Der Sänger nahm sie auf und verewigte sie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Gestalt wären sie keine Geschöpfe für ihn gewesen. *Fingal*, *Ossian*, *Oskar* sind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortsingenden Zeit.

Was sollen überhaupt in dieser Sache geographisch-historisch-chronologische Rivalitäten? Ossians Gedichte gehören dem ganzen *Gälischen Völkerstamm*, ja jedem zu, der seine Ursprache versteht, oder Ossian zu schätzen weiß; er lebe dies- oder jenseit des Meeres. Zwar auch die Griechen stritten unter einander, wem *Homer* zugehöre: und es wetteiferten hiebei mehr als sieben Städte und Länder. Nicht aber taten sie es in der Absicht, daß sie dadurch Homers Gesänge, wie man sie hatte, verunglimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechslungen sangen Alle Einen Homer. Und so mögen denn auch Schotten und Irländer Einen Ossian so lange lesen und an Einen *Fingal* so lange glauben, bis Irland aus seinen Mitteln uns einen zarteren Ossian, einen edleren *Fingal* hervorruft, als ihn *Mac-Pherson* darstellte. Sodann wollen wir der romantischen Sage dankbar sein, die sich in zweien Mundarten zwar verschieden, in jeder aber vortrefflich erhalten. Bisher ist von Irischen Gedichten nichts bekannt, das an die Schottischen reiche.

## 2.

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die Echtheit *des Mac-Phersonischen Ossians* machte; und es ist zu verwundern, daß man ihn, der kecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch so unbefriedigend aufgelöset hat. *Mac-Pherson* konnte dies am leichtesten tun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden schlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: »woher Er jedes Stück habe? in welcher Gestalt er es empfangen? und was daran sein

sei?« Der Urtext dieser Gesänge in ihrer brüchigen Form, mit den Sylbenmaßen und Gesangsweisen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechslung mehrere Verehrer Ossians rühmen, wäre, ohne alle kritische Noten, ein Erweis der Wahrheit für Welt und Nachwelt gewesen, gegen welchen kein Britte, kein *Johnson* einen Laut hätte tun mögen. Meines Wissens ist dies nicht geschehen; und daß es nicht geschehen ist, daß es von *Mac-Pherson* nicht selbst geschah: freilich dies vermehrte den Zweifel. Seid ihr denn so arm, ihr Schotten, daß ihr *Euern Homer*, den ihr über den Griechen preiset, nicht in der Ursprache, ganz wie ihr ihn habt, wie er bei euch noch gesungen wird, mit Melodien und Sprach-Erläuterungen ans Licht stellen, ihn dadurch vom Abgrund der Vergessenheit, dem er so nah ist, retten, ihn auf einmal der Unsterblichkeit vergewissern, und eurer Sprache dadurch selbst die Unsterblichkeit, und zwar die edelste, klassische Unsterblichkeit sichern könnt? Oder erwartet ihr ein schöneres Produkt in ihr, als *Ossian*? Oder glaubt ihr, daß man diese Gesänge immerhin fortsingen werde? Oder bildet ihr euch ein, daß man bei euren Behauptungen von der unaussprechlichen Schönheit dieser Gedichte in der Ursprache, und ihrem entzückenden Reiz in den Gesangsweisen, *ohne Proben*, etwas denke? Verlangen und am Ende Überdruß erwecken dergleichen unkräftige Anpreisungen; *Proben, Proben* allein geben Sicherheit und Belehrung.<sup>5</sup>

5 Von echten Melodien zu *Ossian* hat mir das Glück bisher noch nichts zugeführt. Von einer echten Ausgabe Ossians im Erischen ist mir auch nichts bewußt; das Specimen aus dem 7. Buch der *Temora* konnte nichts entscheiden. Woher hatte es *Mac-Pherson*? Ist alles, wie es gedruckt ist, gefunden? Ists aus lebendigen Gesängen genommen oder aus Handschriften? Stimmen die Handschriften unter einander? stimmt jede derselben mit dem lebendigen Gesange? Aus welcher Zeit ist die Diktion des Gesanges und der Handschriften? Untersuchungen und Belehrungen solcher Art wären verdienstlicher als alle Lobpreisungen Ossians. – Die *Galic Antiquities* sollen zwar unter dem Titel *Sean Dana* erisch herausgegeben sein; daß aber diese und nicht *Mac-*

Daß eine solche Behandlung Ossians sehr nützlich sein müsse, ist schon daher ersichtlich, weil sie die einzig-vernünftige ist. Entspringe daraus ein Resultat, wie es wolle: *Mac-Phersons* Ruhm kann es nicht schaden. Sei alles der Tradition entnommen, wie *Ers* gab: Er hats gesammelt, Er hats gegeben. Er war der *Solon* und *Hipparch*, der die Gesänge dieses Homers der Vergessenheit entzog, sie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, sie in der Verständigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinübertönte. Sein Name bleibt unvergänglich. Oder empfing er nur rohen Stoff, und setzte mit Schöpferhand zusammen, was er dargestellt hat; um so rühmlicher für ihn, um so belehrender für uns. Hier ließ er sodann niedrige Züge aus; dort setzte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, *seinem Fingal*, *seinem Ossian*, *seiner Bragela* die edelste und zarteste Bildung; um so besser. Er tat, wie ein kluger Mann tun mußte. Zu eignen Gesängen solcher Art fühlte er sich schwerlich stark genug; aber der Geist seines Vaterlandes, seiner Vorfahren, der Geist seiner Sprache und der in ihr gesungenen Lieder ergriff ihn. In sie legte er also den Schatz vieler, sowohl aus andern Zeitaltern ge-

---

*Phersons Ossian*, daß sie, so viel ich weiß, ohn' alle Kritik herausgegeben sind, bringt uns nicht weiter. Im Jahr 1784 hat ein Irländer *Arthur Young* Galische Gedichte, die sich auf die Geschichte der *Fians* beziehen, in Nordschottland gesammelt (übersetzt ins Deutsche 1792); sie sind mir noch nicht zu Händen gekommen. Eine treffende Anzeige, worauf es bei ihnen ankomme, stehet im 139. Stück der allgemeinen Literaturzeitung 1795. Wenn auf diesem Wege von andern, insonderheit von Galen selbst, fortgeschritten würde, käme man zum Ziel. Gemeiniglich aber geschieht am spätesten oder gar nicht, was zuerst hätte geschehen sollen. Späterhin sind mehrere Gedichte, z. B. the *Works of the Caledonian Bards* herausgekommen, deren Mythologie sogar vom *Mac-Phersonschen Ossian* abzuweichen scheint. Vielleicht ist keine Gesangesart, in der sich, dem Anschein nach, so leicht fortsingen läßt, als die Gesangsweise *Ossians*.

sammelten Schönheiten als der Empfindungen seines eignen Herzens. Daß er dies unter der Maske *Ossians* tat, ist ihm sodann nicht nur zu verzeihen, sondern es war für ihn vielleicht eine Pflicht der Dankbarkeit und der Not. Unter solchen Gesängen war er erzogen; sie hatten sein Innerstes erweckt; auf ihren Flügeln schwang er sich empor; über dem war ein heiliger Betrug dieser Art bei der überschwenglich-geltenden Mode-Poesie der Engländer fast notwendig; denn was gleicht dem Stolze dieses Handels-Volkes, auf die *Grimaces*, *Faces* und *Graces*, seiner fashionable Poëtry, auf die *pleasure's*, *measure's* und *treasure's* seiner gereimten Verse? Was stand diesen mehr entgegen als der schlichte, einfache *Ossian*? Da war es ja ganz an Ort und Stelle, daß *Mac-Pherson* den literarischen Krämern alte Handschriften in die Läden zu London legte, daß sie sich daran satt sehen könnten; er wußte doch, daß sie damit nichts tun würden.

Aber was *Mac-Pherson* nicht tat, tue jetzt einer seiner Freunde, deren Mehrere doch gewiß die genaueste Kenntnis der Sache haben. Man lasse weiter keinen Engländer oder Irländer umherreisen, sondern entdecke zu Ehren *Ossians* und *Mac-Phersons* die Beschaffenheit der Sache kritisch, klar und wahr. Bei einiger Genauigkeit müssen sich dabei in Ansehung des Ursprungs, der Verbreitung, der Erhaltung und Veränderung dieser Sagen, in Ansehung der moralischen, geistigen und politischen Begriffe dieser Gedichte Untersuchungen ergeben, die alle ästhetische Belehrungen über den Wert dieser Gesänge, weit überwiegen. Ich traue der gütigen Zeit es zu, daß sie auch dieses Werk zu ihrer *Stunde* fördern werde.

Denn was sollte die ganze Parallele zwischen *Homer* und *Ossian* sagen? Daß *Homer* kein *Ossian*, und *Ossian* kein *Homer* sei? wer hätte daran gezweifelt?

Unsere Erde hat mancherlei Klima; unser Menschen-

stamm hat mancherlei Geschlechter. Ionien ist nicht Schottland, die Galen sind keine Griechen: hier ist kein Troja, keine Helena, kein Pallast der Circe. Was wollen wir unnütz vergleichen? Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen ist anders; das verschiedene Zeitalter, in welchem Homer und Ossian lebten, noch ganz ungerechnet. Was ein Tausend von Jahren und Meilen von einander trennt, wollt Ihr als ein *Symplegma* zu Einer Form vereinen?

Schon das unterscheidet *Homer* von *Ossian* ganz und gar, daß Jener, wenn ich so sagen darf, *rein-objektiv*, dieser *rein-subjektiv* dichtet. Jener ist bloß ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem *gleichgehaltenen* Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen *gleichförmig*. Aus dem *gleichförmigen* Hexameter Homers und aus der *ruhigen Weisheit*, die ihn belebet, entsprang daher jener Styl Griechenlandes, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeuget. An ihm bildete *Herodot* dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte: nach ihm formete sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. – Bei *Ossian* geht alles von der *Harfe der Empfindung*, aus dem *Gemüt des Sängers* aus; um ihn sind seine Hörer versammelt, und er teilt ihnen sein *Innere* mit. In diese Welt ziehet er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in seinen Ton gleichsam stimmt und füget. Er malet die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jahreszeit. Meistens sinds Töne des *Ohrs*, dadurch er sie malet; denn diese stimmen das Gemüt mehr als Ansichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage ist mit seiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst *Stimme, Klage der Wehmut, Harfengesang*. Auch in den großen Gedichten, *Fingal* und *Temora* geht alles von Tönen der ein-

samen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hängen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach *jeder* Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechslung des sanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaßes nicht genug preisen; von welchem allem *Homer* nichts weiß. Unermüdet irret dieser immer auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein *rein epischer*, *Ossian* ist, wenn man so will, ein *lyrisch-epischer* Dichter.

Mit dieser verschiednen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der *ganze Genius* beider Dichter. Bei *Homer* treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, *leibhaft in völliger Wahrheit*. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen *Sichtbarkeit* Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandtheit in ewigfesten Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist, als das Feld vor Troja; unter dem immerheitern Asiatischen Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat *Homer* dergestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei *Ossian* ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, und sollten es sein; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet *Ossian* mehr an, als daß er

sie darstellte und malte. Man höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man siehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie her; so vorüber. Gleichergestalt malet er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich bewegt. In ihm *siehet* man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur *ahnet*. Was endlich die *Exposition der Gedichte* betrifft: so hätten *Mac-Pherson* und *Blair* sich hüten sollen, hierin beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählt sich alles selbst; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind *Fingal* und *Temora* dunkel-zusammengereihete Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich zu folgen hie und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. *Comala* sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine *geistige Schilderei*, sein Herz voll Wehmut, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht bloß *Mac-Pherson* in die größern Stücke gebracht hat, scheint ihr ganz fremde.

Es ergibt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden *bilden* will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist Eine Gestalt wie die andere, und *für den Künstler* eigentlich keine gezeichnet. Der Maler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Helldunkel der Situation anwenden. Dagegen ist in Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten, sittlichen Gesinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte. Beide Dichter unterscheiden sich hierin, wie sich die *Welt diesseit und jenseit der Alpen* unterscheidet. In Norden hat die Natur die Menschen mehr zusammengedrückt, und indem sie ihnen eine härtere

Rinde, dazu mehrere Mühe von außen gab, in ihrer Brust vielleicht eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen gebohret. In den südlichen, wärmeren Gegenden breitete sich die Natur mehr aus; lockerer gehet die Menschheit aus einander und teilt sich allem, was um sie ist, leichter und lebendiger mit. Dagegen aber bleiben vielleicht auch Empfindungen unerweckt, die nur der nordische Himmel, einsame Geselligkeit, Not und Gefahr ausbilden konnten. Die *intensive Kraft des Gesanges*, wiewohl in einem engern Kreise ist Ossians; die *extensive*, im weitesten Felde der *Mitteilung* bleibt Homers großer Vorzug.

Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht entwickeln konnte. Jener blühte mit einem jungen Volk auf; und in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer. Die erste Kriegsunternehmung des gesamten Griechenlandes hatte er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch größere Unternehmungen ausfocht: so konnten *Aeschylus*, *Sophokles* u. f. mit Homers Gastmahle, nach neuerem Geschmack zubereitet, ihre Mitbürger bewirten. Die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Gesängen; sie trug reiche Blüten und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes: denn über ihnen schien ein heiterer Himmel; um sie weheten Ionische, Griechische, Italische Lüfte.

Und Ossian? Es ist ungerecht, von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, seiner Art nach, nicht bringen kann; Ossian sei an seinem Orte das, was Homer war; nur stand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Taten des ruhmreichen *Fingals* und ihr Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt; dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führet. Er ist die *Stimme voriger Zeiten*;

aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach innern und äußern Veranlassungen der Nation; auf Einem Punkt derselben steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab diesen Charakter-Punkt der *trojanische Krieg*, und Homer war der Sänger, der ihn feststellte; unter den Galen war es der *Ausgang des Heldenstammes*; und Ossian dessen trauriger Verkünder. Woher in aller Welt kam den Galen dieser jammernde *Abschnitt* der Zeiten und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein schmelzender, aber zugleich ein niederschlagender Ton der alten Sage? Veranlassete ihn eine fremde Unterjochung? oder die eindringende Religion der *Culdäer*, der christlichen Mönche? Auf beides spielen die Gedichte an; aber warum nur so dunkel? haben die bisherigen Sammler etwa nur aus Höflichkeit die harten Stellen und Töne verschwiegen, denen die Stimme der Galen den Untergang ihres alten Heldenruhms beimißt? oder war diese Stimme so sanft, daß sie dulddend gleichsam schwieg und vielleicht schweigen mußte? Wie es sei, so sollte darüber Auskunft gegeben werden: denn es scheint unmöglich, daß ein Volk nur *klage*, ohne sich zu *beklagen*, ohne die Ursache seines Verfalls anzuzeigen und den Geist der Väter, wenn auch mit leeren Versuchen, zurückzurufen und anzufeuern. – Hievon nun zeigt sich in den Ossianischen Gesängen fast keine Spur. Die Wolkengegend, der luftige Aufenthalt der Väter ist ihr einziger Trost; auf der Erde sehen sie traurige Wüsten, erloschne Tritte; sie hören verklingende Töne. Man siehet, daß die Gesänge in einem *duldenden, unterjochten Volk* fortgesungen worden sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren unmächtig labte.<sup>6</sup>

6 Die irische Akademie hat ein Gespräch Ossians mit einem christlichen Priester bekannt gemacht, das auch im Deutschen übersetzt ist. Es enthält harte Stellen, deren Einige, wie es scheint, haben unterdrückt werden müssen; offenbar aber ist von einem späten Datum, und hat nicht den edeln Charakter, der die andern Gedichte Ossians bezeichnet.

Wie es mancherlei Jahreszeiten in der Natur gibt: so gibt es deren auch in der menschlichen Geschichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Ossians Gedichte bezeichnen den *Herbst seines Volkes*. Die Blätter färben und krümmen sich; sie falben und fallen. Der Luft- hauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlings in sich; sein Spiel indessen ist traurig-angenehm mit den sinkenden Blättern.

Auch Klagen sind nicht ohne Anmut; *Mimmermus* und *Solons* Elegien, die Wehklagen aus der jüdischen Gefangenschaft in *Jeremias* und den *Psalmen* rühren uns; noch mächtiger *Hiobs* Jammergeschrei; und an wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut, des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klage-ton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist; der Klang derselben und die Gesangsweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck.

Ich gebe es zu, daß Ossian mißbraucht werden kann, nicht nur, wenn man ohne seine Empfindung seine Töne nachsingt, sondern auch, wenn man seinen wehmütigen Gefühlen sich zu einsam überläßt, und sich mit erliegender Ohnmacht an seinen Bildern, an seinem süßen Wolkenrost labet. Indessen gibts in ihm auch eine so reine Übersicht der Menschheit, in ihren innigsten Verbindungen und Situationen, daß ich diese, wenn ich so sagen darf, *rein-menschliche Stellen und Empfindungen*, wie Perlen gefaßt, sämtlich komponiert wünschte.<sup>7</sup> Von selbst würde der Gesang hier ein sanftes Rezitativ, dort ein wehmütiger Ausruf der Empfindung, hier eine leidenschaftliche Deklamation, dort wechselnde Stimmen und Chöre werden, denen man schwerlich sein Ohr und Herz verschließen könnte. Wer z. B. hat

7 Wir können die Hoffnung geben, daß eine solche Sammlung ausgesuchter Ossianischer Stellen für die Komposition bald erscheinen werde.

*Sigmund Seckendorfs* Grabgesang der Darthula bei einem Saitenspiel singen gehört, ohne von dem Zuruf:

Darthula wach auf!  
Frühling ist draußen, die Lüfte säuseln,  
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,  
Weben die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub,

und von dem traurigen Abschiede:

Nimmer, o nimmermehr kommt dir die Sonne  
Weckend an deine Ruhestätte: wach auf!  
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,  
Dein Morgenrot ist fern.

Auf immer, auf immer weiche dann, Sonne,  
Dem Mädchen von Kola, sie schläft!  
Nie erhebt sie wieder in ihrer Schöne,  
Nie siehst du die Liebliche wandeln mehr!

innig bewegt zu werden. Wenn ich diesen Gesang und die seufzende *Vinvela* ebenfalls in *Seckendorfs* Komposition hörte, so dünkte mich, sein Geist schwebte zu den lieblichen Tönen hernieder, und höre sie mit an.

Unter allen Nationen, die Italiänische selbst nicht ausgenommen, hat Ossian seine Probe bestanden. Wir Deutsche verdanken ihm nicht nur mehrere zarte Töne in *Garstenbergs Minona*, in *Klopstocks Oden*, in *Kosegartens*, *Denis* Gedichten u. a.; sondern wer das Schicksal der Zeiten, unter mehreren Europäischen Nationen zur Stimme bringen wollte: könnte er anders als Ossian singen und seufzen?

5.

Wer wissen will, wie es jetzt mit dieser alten singenden Helden-Nation, Ossians Nachkommen, stehe? lese *Buchanans*

*Reisen durch die westlichen Hebriden* während der Jahre 1782-1790.<sup>8</sup> Der edelmütige Verfasser fodert Jeden auf, ihm in seinen Berichten die kleinste Unwahrheit zu erweisen. – Wozu sind diese alten edlen Geschlechter hinabgewürdigt! in welchen Zustand sind sie geraten! »Übersieht man,« spricht *Buchanan*, »wie wir getan haben, die westlichen Hebriden im Allgemeinen, so zeigt sich das Bild der Traurigkeit und Unterdrückung am häufigsten, und tritt allenthalben hervor. Im Ganzen genommen sind diese Inseln der schwermütige Aufenthalt des Jammers und des vielgestaltigen Elends: denn ihre Bewohner werden als Lastvieh, schlimmer als Lastvieh behandelt. Können Mangel und Striemen den Sklaven, gegen seine Abhängigkeit, gegen den Spott und die Schmach, welche sich über ihn häufen, nicht völlig abhärten: so rufen sicherlich die Tränen, die Seufzer, das Geschrei, eines vielzähligen, unterdrückten, aber keinesweges sinn- und geistlosen Volks die Staatsverwalter um Mitleid und Rettung an.«<sup>9</sup>

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung sind Ossians Galen auch hier noch kenntlich. »Im Ganzen,« sagt *Buchanan*,<sup>10</sup> »besitzen die westlichen Hebrider gute natürliche Fähigkeiten, begreifen schneller, und dringen vielleicht tiefer in einen Gegenstand ein, als irgendwo innere Landesbewohner zu tun pflegen. Dies muß daher kommen, weil sie so vielen Umgang mit Leuten von verschiedner Gemütsstimmung haben, welche ihnen die Schifffahrt täglich zuführt, derentwegen sie vorsichtig, tätig und gefällig werden müs-

8 Übersetzt, Berlin 1795.

9 S. 174. 175. der deutschen Übersetzung. So lese man S. 43. 44. 184. überhaupt das kleine Buch von Anfang bis zu Ende. Der Verfasser hat sich auf eine seltne, Menschenfreundliche Art für dies Volk bemühet; möge die Vorsehung seine ernstesten Bemühungen segnen. Vielleicht bringt seine *Rettung der Galen gegen Pinkerton oder die Galischen Altertümer*, die er verspricht, uns auch in dem, was wir über Ossian wünschen, weiter.

10 S. 71-73. 74. 75. 125.

sen. Auch setzt sie ihre beständige Gefahr, auf dem Elemente mit welchem sie sich unablässig beschäftigen, in die unumgängliche Notwendigkeit, zu ihrer Selbsterhaltung, Augen und Sinnen stets wachsam zu erhalten: und diese anhaltende Übung wird bei ihnen zur festen Gewohnheit, die sich bei jeder Handlung des Lebens an ihnen offenbart.«

»Sie haben eine glückliche Anlage zur Dichtung, wie zur Sing- und Instrumental-Musik, besonders an beiden *Uists*, wo man nicht bloß studierte, sondern augenblickliche Ergießungen einer sehr scharfen und beißenden Satyre zu hören bekommt, die durch Mark und Bein dringt und den Stachel sitzen läßt.«

»Durch eben diese Gesänge strömt ein zarter weicher Laut tief empfundener Rührung, der die Seele zu herzlichen Gefühlen und Liebe stimmt. Auch vernimmt man wehmütige Klagen und Jammertöne um verlorne Geliebten und Freunde: und solche Sänger findet man nicht bloß unter Vornehmen, sondern unter der niedrigsten Volksklasse. Darin übertreffen sie alle alten englischen und schottischen, bis jetzt bekannt gewordene Lieder: so vielen und verdienten Beifall diese auch bei wahren Kennern des Gesanges gefunden haben. Wäre die Galische Sprache bekannt genug, die Meisterstücke ihrer Tonkunst würden allen Schaubühnen, wo Geschmack und Anmut herrscht, zur Zierde und Bewunderung gereichen.«

»Ihre *Luinneags*, und der Einklang aller hineinfallenden Stimmen, sind dem Ohr unaussprechlich angenehm. Auch das Auge wird beschäftigt, wenn man sie im Kreise stehen und Hand und Tuch bewegen sieht. Sing- und Instrumental-Musik sind ihre gesellschaftliche Unterhaltung. An Geschicklichkeit im Tanz übertreffen sie wahrscheinlich alle andern Völkerschaften.«

»Die gemeinen Leute sind wundernswürdig schnell in ihren Begriffen. Weiber werden so gut Weber als Männer. Sie lernen diese Kunst in wenig Monaten. Dabei singen sie herzlich ihre *Jorrams* und *Luinneags*. Eine macht die Hauptstimme,

die andern den Chor, der nach jedem Gesetz des Liedes zwei oder dreimal wiederholt wird. Der süße Laut ihrer Lieder zieht gewöhnlich eine Menge Zuhörer herbei, welche mit in den Chor fallen.«

Von Sankt Kilda schreibt er: »Männer und Weiber lieben den Gesang, und haben schöne Stimmen. Ihre natürliche Anlage und Neigung zur Dichtkunst ist nicht geringer als die der andern eingebornen Hebrider. In ihren Liedern lieben sie Beschreibungen, und beweisen ungemeine Einbildungskraft. Der Gegenstand derselben sind die Reize ihrer Geliebten, und die Heldentaten der Vogelsteller oder Fischer, wie auch der traurige Tod, welcher sie zwischen Klippen überfällt.«

»Wie auf Harris singen die Männer am Ruder, und beleben sich bei der Arbeit durch Wett- und Chorgesang, der zum Schläge den Takt hält.« — Käme diesen armen Galen ein zweiter Fingal wieder, so würde sein Sohn Ossian auch erscheinen. Er sänge nicht mehr, *wozu jener den Ton angab und was die traurige Zeit leider fortsingen mußte*: Untergang der Helden, Unterdrückung, Jammer und Wehmut. —



Staffan Bengtsson (Uppsala) – *Ideen*

*FHA 6, 11-18, 105-110, 294-313, 522-537.*

## VORREDE

Als ich vor zehn Jahren die kleine Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* herausgab: sollte das *Auch* dieses Titels wohl nichts weniger als ein anch'io son pittore sagen. Es sollte vielmehr, wie auch der Zusatz »Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts« und das untergesetzte Motto zeigte, eine Note der Bescheidenheit sein, daß der Verfasser diese Schrift für nichts minder als für eine vollständige Philosophie der Geschichte unsres Geschlechts gebe, sondern daß er neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Fußsteg wies, den man zur Seite liegen ließ und der doch auch vielleicht eines Ideenganges wert wäre. Die hie und da im Buch zitierten Schriften zeigen gnugsam, welches die betreten und ausgetretenen Wege waren, von denen der Verfasser ablenken wollte; und so sollte sein Versuch nichts als ein fliegendes Blatt, ein *Beitrag zu Beiträgen* sein, welches auch seine Gestalt weiset.

Die Schrift war bald vergriffen und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vors Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andre Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidne »Auch« war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten, *Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter* unseres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die *Geschichte der Kultur*, geschweige die *Philosophie der ganzen Menschengeschichte* mit sicherem Fuß ausmessen könnte. Wel-

ches Volk der Erde ists, das nicht einige Kultur habe? und wie sehr käme der Plan der Vorsehung zu kurz, wenn zu dem, was *Wir* Kultur nennen und oft nur verfeinte Schwachheit nennen sollten, jedes Individuum des Menschengeschlechts  
 5 geschaffen wäre? Nichts ist unbestimmter als dieses Wort und nichts ist trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten. Wie wenige sind in einem kultivierten Volk kultiviert? und worin ist dieser Vorzug zu setzen? und wie fern trägt er zu ihrer Glückseligkeit bei? zur Glückselig-  
 10 keit einzelner Menschen nämlich, denn daß das Abstractum ganzer Staaten glücklich sein könne, wenn alle einzelne Glieder in ihm leiden, ist Widerspruch oder vielmehr nur ein Scheinwort, das sich auf den ersten Blick als ein solches bloß giebet.

15 Also mußte viel tiefer angefangen und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels wert sein sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? und wie fern findet sie auf unsrer Erde statt? wiefern findet sie, bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen  
 20 und am meisten der Menschen allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Gibt es einen Maßstab dieser verschiednen Zustände und hat die Vorsehung aufs Wohlsein ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf  
 25 ihren letzten und Hauptendzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allgemeines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld  
 30 zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener  
 35 Schatz. Ich freuete mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr empor kam und nutzte jede Beihülfe, die mir das Glück verschaffte.

Ein Autor, der sein Buch darstellt, gibt, wenn dies Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand (denn wie wenig es läßt sich in unsrer Zeit eigentliches Neues erfinden?) so doch wenigstens *fund* und sich eigen machte, ja in denen er Jahre lang wie im Eigentum seines Geistes und Herzens lebte: ein  
 5 Autor dieser Art, sage ich, gibt mit seinem Buch, es möge dies schlecht oder gut sein, gewissermaße einen Teil seiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbaret nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange  
 10 seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzuteilen?) er rechnet auf  
 15 einige, vielleicht wenige, gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und teilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorge-  
 20 drungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare *Commercium* der Geister und Herzen ist die einzige und größte Wohltat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen eben so viel Schaden als Nutzen gebracht hätte. Der Verfasser dachte sich in  
 25 den Kreis derer, die wirklich ein Interesse daran finden, worüber er schrieb und bei denen er also ihre teilnehmenden, ihre bessern Gedanken hervorlocken wollte. Dies ist der schönste Wert der Schriftstellerei und ein gutgesinnter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er  
 30 sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buches kam, welche Freude es ihm verschaffte, einen andern von ihm entfernten und doch in seiner Tätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eignen oder einer bessern Spur zu finden, wie  
 35 uns oft Ein solcher Gedanke Jahre lang beschäftigt und weiter führet: der wird einen Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein Inneres mittheilet, nicht als einen Lohndiener sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvoll-

endeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrene Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe.

Bei einem Thema, wie das Meinige »*Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte*« ist, wie ich glaube, eine solche *Humanität* des Lesers, eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb, war Mensch und du bist Mensch, der du liesest. Er konnte irren und hat vielleicht geirret: du hast Kenntnisse, die jener nicht hat und haben konnte; gebrauche also, was du 10 kannst und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern beßre und baue weiter. Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden: glücklich, wenn alsdenn diese Steine mit Erde bedeckt und wie 15 der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platz nur das schönere Gebäude selbst dasteht.

Doch ich habe mich unvermerkt zu weit von *dem* entfernt, worauf ich Anfangs ausging; es sollte nämlich die Geschichte 20 sein, wie ich zur Bearbeitung dieser Materie gekommen und unter ganz andern Beschäftigungen und Pflichten auf sie zurückgekommen bin. Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsres Lebens 25 so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: *ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?* Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und 30 Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der 35 Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der

menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß wenn wir dem *Allein-Weisen* nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren; wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts im Ganzen 5 von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigeren Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im Ganzen, als 10 eine Herde ohne Hirten? oder wie jener klagende Weise sagt: *Lässest du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herren hat?* – Oder hatten sie nicht nötig, den Plan zu wissen? Ich glaube es wohl; denn welcher Mensch übersieht nur den kleinen Entwurf seines eignen Lebens? und doch siehet er, so 15 weit er sehen soll und weiß genug, um seine Schritte zu leiten; indessen wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Mißbräuche? Wie viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, daß irgend ein Plan sei 20 oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln. Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameishaufen zu betrachten, wo der Fuß eines Stärkern, der unförmlicher Weise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende 25 in ihren klein-großen Unternehmungen zernichtet, ja wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer andern fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe; – 30 Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der alles-zerstörenden Verwesung zu betrachten; und dennoch dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Was ist denn Ganzes auf der Erde vollführt? was ist auf ihr Ganzes? 35 Sind also die Zeiten nicht geordnet, wie die Räume geordnet sind? und beide sind ja die Zwillinge Eines Schicksals. Jene sind voll Weisheit; diese voll scheinbarer Unordnung; und

doch ist offenbar der Mensch dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll: denn dazu hat er Erinnerung und Gedächtnis. Und macht nun nicht  
 5 eben dies Bauen der Zeiten auf einander das Ganze unsres Geschlechts zum unförmlichen Riesegebäude, wo Einer abträgt, was der andre anlegte, wo stehen bleibt, was nie hätte gebauet werden sollen und in Jahrhunderten endlich alles  
 10 Ein Schutt wird, unter dem, je brüchiger er ist, die zaghaften Menschen desto zuversichtlicher wohnen? -- Ich will die Reihe solcher Zweifel nicht fortsetzen und die Widersprüche des Menschen mit sich selbst, unter einander und gegen die ganze andre Schöpfung nicht verfolgen. Gnu<sup>g</sup>, ich suchte nach *einer Philosophie der Geschichte der Menschheit*, wo ich suchen konnte.  
 15

Ob ich sie gefunden habe? darüber mag dieses Werk, aber noch nicht sein erster Teil entscheiden. Dieser enthält nur die Grundlage, teils im allgemeinen Überblick unsrer Wohnstätte, teils im Durchgange der Organisationen, die unter  
 20 und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Niemanden, hoffe ich, wird dieser Gang zu fern hergeholt und zu lang dünken: denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn gibt, so kann man ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend gnug  
 25 gehen. Wer bloß metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziel führet. Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tatsächlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling aber wenigstens  
 30 mit Treue und Eifer buchstabiert habe und buchstabieren werde. Wäre ich so glücklich, nur Einem meiner Leser etwas von dem süßen Eindruck mitzuteilen, den ich über die ewige  
 35 Weisheit und Güte des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem ich keinen Namen weiß: so wäre dieser Eindruck von Zuversicht

das sichere Band, mit welchem wir uns im Verfolg des Werks auch in die Labyrinth der Menschengeschichte wagen könnten. Überall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus  
 5 rauben, und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlet. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein, wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den Namen der Natur personifiziert gebrauche. Die Natur ist kein selbstständiges Wesen; sondern *Gott ist Alles in seinen Werken*: indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den  
 15 kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit gnug verschaffen konnte, wenigstens nicht mißbrauchen. Wem der Name »Natur« durch manche  
 20 Schriften unsres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen *jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit*, und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen,  
 das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Ein gleiches ists, wenn ich von den *organischen Kräften* der  
 Schöpfung rede; ich glaube nicht, daß man sie für qualitates  
 occultas ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen  
 vor uns sehen und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern  
 Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über  
 manche andre Materien, die ich nur winkend anzeigen muß-  
 30 te, künftig eine weitere Erörterung vor.

Und freue mich dagegen, daß meine Schülerarbeit in Zeiten trifft, da in so manchen einzelnen Wissenschaften und Kenntnissen, aus denen ich schöpfen mußte, Meisterhände  
 arbeiten und sammeln. Von diesen bin ich gewiß, daß sie den  
 35 exoterischen Versuch eines Fremdlings in ihren Künsten nicht verachten sondern verbessern werden: denn ich habe es

immer bemerkt, daß je reeller und gründlicher eine Wissenschaft ist, desto weniger herrscht eitler Zank unter denen, die sie anbauen und lieben. Sie überlassen das Wortgezänk den Wortgelehrten. In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß  
 5 man anjetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unsres Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde.

Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher  
 10 Genius unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb und in dem er Dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehn und seine Charaktere zerstioben: auch die Formen und Formeln werden zerstioben, in denen ich Deine Spur sah  
 15 und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber Deine Gedanken werden bleiben und Du wirst sie Deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichen Gestalten darlegen. Glücklich wenn alsdenn diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und  
 20 dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben.  
 Weimar, den 23sten April 1784.

*Herder.*

Quid non miraculo est, cum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, iudicantur? Naturae vero rerum vis atque maiestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes eius ac non totam complectatur animo. *Plin.*

## V.

FORTBILDUNG DER GESCHÖPFE ZU EINER  
 VERBINDUNG MEHRERER BEGRIFFE UND ZU  
 EINEM EIGNEN FREIERN GEBRAUCH  
 DER SINNE UND GLIEDER.

1. In der toten Natur liegt alles noch in Einem dunkeln aber mächtigen Triebe. Die Teile dringen mit innigen Kräften zu-  
 sammen: jedes Geschöpf sucht *Gestalt zu gewinnen und formt*  
*sich*. In diesem Trieb ist noch alles verschlossen; er durch-  
 dringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die klein-  
 sten Teile der Krystalle und Salze sind Crystalle und Salze:  
 ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel wie im  
 Ganzen, unzerteilbar von Außen, von Innen unzerstörbar.

2. Die Pflanze ward in Röhren und andern Teilen aus ein-  
 ander geleitet; ihr Trieb fängt an diesen Teilen nach sich zu  
 modifizieren, ob er wohl im Ganzen noch einartig wirkt.  
 Wurzel, Stamm, Äste saugen; aber auf verschiedene Art,  
 durch verschiedene Gänge, verschiedene Wesen. Der Trieb des  
 Ganzen modifiziert sich also mit ihnen, bleibt aber noch im  
 Ganzen Eins und dasselbe: denn die *Fortpflanzung ist nur*  
*Effloreszenz des Wachstums*; beide Triebe sind der Natur des  
 Geschöpfs nach unabtrennbar.

3. Im Pflanzentier fängt die Natur an, einzelne Werkzeuge,  
 mithin auch ihre inwohnenden Kräfte unvermerkt zu son-  
 dern: die Werkzeuge der Nahrung werden sichtbar: die  
 Frucht löset sich schon im Mutterleibe los, ob sie gleich noch

als Pflanze in ihm genährt wird. Viele Polypen sprossen aus Einem Stamm: die Natur hat sie an Ort und Stelle gesetzt und mit einer eignen Bewegbarkeit noch verschonet; auch die Schnecke hat noch einen breiten Fuß, mit dem sie an ihrem Hause haftet. Noch mehr liegen die Sinne dieser Geschöpfe ungeschieden und dunkel in einander: ihr Trieb wirkt langsam und innig: die Begattung der Schnecke dauert viele Tage. So hat die Natur diese Anfänge der lebendigen Organisation, so viel sie konnte, mit dem Vielfachen verschont, das Vielfache aber dafür in eine dunkle einfache Re-  
 10 gung tiefer gehüllt und fester verbunden. Das zähe Leben der Schnecke ist beinah unzerstörbar.

4. Als sie höher hinaufschritt, beobachtete sie eben die weise Vorsicht, das Geschöpf an ein Vielfaches abgetrenneter  
 15 Sinne und Triebe nur allmählich zu gewöhnen. Das Insekt konnte auf einmal nicht alles üben, was es üben sollte; es muß also *seine Gestalt und sein Wesen verändern*, um jetzt als Raupe dem Triebe der Nahrung, jetzt als Zwiefalter der Fortpflanzung gnug zu tun: beider Triebe war es in Einer Gestalt nicht  
 20 fähig. Eine Art Bienen konnte nicht alles ausrichten, was der Genuß und die Fortpflanzung dieses Geschlechts foderte; also teilte die Natur und machte diese zu Arbeitern, jene zu Fortpflanzern, diese zur Gebärerin; alles durch eine kleine Abänderung der Organisation, wodurch die Kräfte des ganzen Geschöpfes eine andre Richtung bekamen. Was sie in Ei-  
 25 nem Modell nicht ausführen konnte, legte sie in drei Modellen, die alle zusammen gehören, gebrochen aus einander. So lehrte sie also ihr Bienenwerk die Biene in drei Geschlechtern, wie sie den Schmetterling und andre Insekten ihren Beruf in zwei verschiedenen Gestalten lehrte.

5. Je höher sie schritt, je mehr sie den Gebrauch mehrerer Sinne, mithin die Willkür zunehmen lassen wollte: desto mehr *tat sie unnötige Glieder weg, und simplifizierte den Bau von innen und außen*. Mit der Haut der Raupe gingen Füße weg, die  
 35 der Schmetterling nicht mehr bedurfte: die vielen Füße der Insekten, ihre mehreren und vielfachern Augen, ihre Fühlhörner und mancherlei andre kleine Rüstwerkzeuge verlie-

ren sich bei den höhern Geschöpfen. Bei jenen war im Kopf wenig Gehirn: dies lag im Rückenmark längs hinunter und jedes Nervenknötchen war ein neuer Mittelpunkt der Emp-  
 5 findung. Die Seele des kleinen Kunstgeschöpfes war also in sein ganzes Wesen gebreitet. Je mehr das Geschöpf an Willkür und Verstandesähnlichkeit wachsen soll: desto größer und Hirnreicher wird der Kopf: die drei Hauptteile des Leibes treten in mehrere Proportion gegen einander, da sie bei Insekten, Würmern u. f. noch gar Verhältnislos waren. Mit  
 10 welchen großen mächtigen Schwänzen schleppen sich noch die Amphibien ans Land: ihre Füße stehn unförmlich aus einander. In Landtieren hebt die Natur das Geschöpf: die Füße werden höher und rücken mehr zusammen. Der Schwanz mit seinen fortgesetzten Rückenwirbeln schmälert und kürzt sich; er verliert die groben Muskelkräfte des Kro-  
 15 kodills und wird biegsamer, feiner, bis er sich bei edlern Tieren gar nur in einen haarigen Schweif ändert und die Natur ihn zuletzt, indem sie sich der aufrechten Gestalt nähert, gar wegwirft. Sie hat das Mark desselben höher hinauf geleitet und an edlere Teile verwendet.

6. Indem die bildende Künstlerin also die *Proportion des Landtiers* fand, die beste, darin diese Geschöpfe *gewisse Sinnen und Kräfte gemeinschaftlich üben und zu Einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernten*: so änderte sich zwar nach  
 25 der Bestimmung und Lebensart jedweder Gattung auch die Bildung derselben und schuf aus eben den Teilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigne Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigne von allen andern Geschlechtern organisch verschiedene Seele; sie behielt indes doch unter allen  
 30 eine gewisse Ähnlichkeit bei und schien Einen Hauptzweck zu verfolgen. Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freieste Gebrauch verschiedenner Sinne und Glieder statt fände; und eben dies macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Tiere. Sie ist  
 35 kein Spiel der Willkür: sondern ein Resultat der mancherlei Formen, die zu dem Zweck wozu sie die Natur verbinden



wollte, nehmlich zu einer Übung der Gedanken, Sinne, Kräfte und Begierden in diesem Verhältnis, zu solchen und keinen andern Zwecken nicht anders als also verbunden werden konnten. Die Teile jedes Tiers stehen auf seiner Stufe in der engsten Proportion unter einander; und ich glaube, alle Formen sind erschöpft, in denen nur Ein lebendiges Geschöpf auf unsrer Erde fortkommen konnte. Dem Tier ward ein vierfüßiger Gang: denn als Menschenhände konnt' es noch nicht seine Vorfüße gebrauchen; durch den vierfüßigen Gang aber ward ihm sein Stand, sein Lauf, sein Sprung und der Gebrauch aller seiner Tiersinne am leichtesten. Noch hängt sein Kopf zur Erde: denn von der Erde suchts Nahrung. Der Geruch ist bei den meisten herrschend: denn er muß den Instinkt wecken oder ihn leiten. Bei diesem ist das Gehör, bei jenem das Auge scharf; und so hat die Natur nicht nur bei der vierfüßigen Tierbildung überhaupt, sondern bei der Bildung jedes Geschlechts besonders die Proportion der Kräfte und Sinne gewählt, die sich in dieser Organisation am besten zusammen üben konnten. Darnach verlängerte oder kürzte sie die Glieder: darnach stärkte oder schwächete sie die Kräfte: jedes Geschöpf ist ein Zähler zu dem großen Nenner, der die Natur selbst ist: denn auch der Mensch ist ja nur ein Bruch des Ganzen, eine Proportion von Kräften, die sich in dieser und keiner andern Organisation durch die gemeinschaftliche Beihülfe vieler Glieder zu Einem Ganzen bilden sollte.

7. Notwendig mußte also in einer so durchdachten Erdorganisation *keine Kraft die andre, kein Trieb den andern stören*; und unendlich schön ist die Sorgfalt, die die Natur hier verwandte. Die meisten Tiere haben ihr *bestimmtes Klima* und es ist gerade das, wo ihre Nahrung und Erziehung ihnen am leichtesten wird. Hätte die Natur sie in dieser Erträglichkeit vieler Erdstriche unbestimmter gebildet: in welche Not und Verwilderung wäre manche Gattung geraten, bis sie ihren Untergang gefunden hätte! Wir sehen dies noch an den bildsamen Geschlechtern, die dem Menschen in alle Länder gefolgt sind: sie haben sich mit jeder Gegend anders gebildet

und der wilde Hund ist das fürchterlichste Raubtier worden, eben weil er verwildert ist. Noch mehr hätte der *Trieb der Fortpflanzung* das Geschöpf verwirren müssen, wenn er unbestimmt gelassen wäre; nun aber legte die bildende Mutter auch diesen in Fesseln. Er wacht nur zu bestimmter Zeit auf, wenn die organische Wärme des Tiers am höchsten steigt und da diese durch physische Revolutionen des Wachstums, der Jahreszeit, der reichsten Nahrung bewirkt wird und die gütige Versorgerin die Zeit des Tragens auch hiernach bestimmte, so ward für Alt und Jung gesorget. Das Junge kommt auf die Welt, wenn es für sich fortkommen kann, oder es darf in einem Ei die böse Jahreszeit überdauern, bis eine freundlichere Sonne es aufweckt; das Alte fühlet nur denn den Trieb, wenn dieser es in nichts anderm störet. Auch das Verhältnis der beiden Geschlechter in der Stärke und Dauer dieses Triebes ist darnach eingerichtet.

Über allen Ausdruck ist die wohlthätige Mutterliebe, mit der auf diese Weise die Natur jedes lebendige Geschöpf zu Tätigkeiten, Gedanken und Tugenden, der Fassung seiner Organisation gemäß, gleichsam erziehet und tätig gewöhnet. Sie dachte ihm vor, da sie diese Kräfte in solche und keine andre Organisation setzte und nötigte das Geschöpf nun, in dieser Organisation zu sehen, zu begehren, zu handeln, wie sie ihm vorgedacht hatte und in den Schranken dieser Organisation Bedürfnis, Kräfte und Raum gab.

Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hie und da ein Analogon in der Tierwelt fände und zu dem also die bildende Mutter das Tier organisch gewöhnet. Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen: Not und die Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur geselligen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfnis gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies alles geschehe, wie kurz manches daure: so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Tiers da und wir sehen er ist mächtig da, er kommt wieder, ja er ist in diesem Geschöpf unwidertreiblich, unauslöschlich. Je dunkler, de-

sto inniger wirkt alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltner sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Überall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen in denen das Tier geübt wird: und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als Maschinen betrachten zu wollen, ist eine Sünde wider die Natur, wie irgend Eine.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß je Menschenähnlicher ein Geschlecht wird, desto mehr seine mechanische Kunst abnehme: denn offenbar stehet ein solches schon in einem vorüberenden Kreise menschlicher Gedanken. Der Biber, der noch eine Wasserratte ist, bauet künstlich. Der Fuchs, der Hamster und ähnliche Tiere haben ihre unterirdische Kunstwerkstätte; der Hund, das Pferd, das Kamel, der Elephant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr: sie haben Menschenähnliche Gedanken, sie üben sich, von der bildenden Natur gezwungen, in Menschenähnlichen Trieben.

20

## VI.

ORGANISCHER UNTERSCHIED DER TIERE  
UND MENSCHEN.

die ihm von ganz fremden Dingen gesagt werden: so hat man lange Zeit Ursach, an diesem innern Verständnis zu zweifeln.

»Die Grönländer haben es gern, sagt der ehrliche *Cranz*<sup>106</sup>, wenn man ihnen etwas von Europa erzählt; sie könnten aber davon nichts begreifen, wenn man es ihnen nicht Gleichnisweise deutlich machte.« »Die Stadt oder das Land z. E. hat so viel Einwohner, daß viele Wallfische auf Einen Tag kaum zur Nahrung hinreichen würden: man ißt aber keine Wallfische, sondern Brot, das wie Gras aus der Erde wächst, auch das Fleisch der Tiere, die Hörner haben und läßt sich durch große, starke Tiere auf ihrem Rücken tragen oder auf einem hölzernen Gestell ziehen. Da nennen sie denn das Brot Gras, die Ochsen Rentiere und die Pferde große Hunde, bewundern alles und bezeigen Lust, in einem so schönen, fruchtbaren Lande zu wohnen; bis sie hören, daß es da oft donnert und keine Seehunde gibt. -- Sie hören auch gern von Gott und göttlichen Dingen, so lange man ihnen ihre abergläubischen Fabeln auch gelten läßt.« Wir wollen nach eben diesem *Cranz*<sup>107</sup> einen kleinen Katechismus ihrer theologischen Naturlehre machen, wie sie auch bei Europäischen Fragen nicht anders als in ihrem Gesichtskreise antworten und denken.

*Frage.* »Wer hat wohl Himmel und Erde und alles was ihr seht, geschaffen?

*Antwort.* Das wissen wir nicht. Den Mann kennen wir nicht. Er muß ein sehr mächtiger Mann sein. Oder es ist wohl immer so gewesen und wird so bleiben.

*Frage.* Habet ihr auch eine Seele?

*Antwort.* O ja. Sie kann ab- und zunehmen: unsre Angikoks können sie flicken und reparieren: wenn man sie verloren hat, bringen sie sie wieder und eine kranke können sie mit einer frischen gesunden Seele von einem Hasen, Rentier, Vogel oder jungen Kinde verwechseln. Wenn wir auf eine weite Reise gegangen sind, so ist oft unsre Seele zu Hause. In der Nacht im Schlaf wandert sie aus dem Leibe: sie geht

## II.

### DIE EINBILDUNGSKRAFT DER MENSCHEN IST ALLENTHALBEN ORGANISCH UND KLIMATISCH; ALLENTHALBEN ABER WIRD SIE VON DER TRADITION GELEITET.

Von einer Sache, die außer dem Kreise unsrer Empfindung liegt, haben wir keinen Begriff: die Geschichte jenes Siameser-Königes, der Eis und Schnee für Undinge ansah, ist in tausend Fällen unsre eigne Geschichte. Jedes eingeborne sinnliche Volk hat sich also mit seinen Begriffen auch in seine Gegend umschränkt; wenn es tut, als ob es Worte verstehe,

106 Geschichte von Grönland S. 225.

107 Abschnitt V. VI.

auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch und der Leib liegt gesund da —

*Frage.* Wo bleibt sie denn im Tode?

*Antwort.* Da geht sie an den glückseligen Ort in der Tiefe des Meers. Dasselbst wohnt *Torngarsuk* und seine Mutter: da ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht. Auch gutes Wasser ist da und ein Überfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Renttieren, die man alle ohne Mühe fangen kann oder die man gar schon in einem großen Kessel kochend findet.

*Fr.* Und kommen alle Menschen dahin?

*Antwort.* Dahin kommen nur die guten Leute, die zur Arbeit getaugt, die große Taten getan, viel Wallfische und Seehunde gefangen, viel ausgestanden haben, oder gar im Meer ertrunken, über der Geburt gestorben sind u. f.

*Fr.* Wie kommen diese dahin?

*Antwort.* Nicht leicht. Man muß fünf Tage lang oder länger an einem rauhen Felsen, der schon ganz blutig ist, herunterklettern.

*Fr.* Sehet ihr aber nicht jene schönen himmlischen Körper? sollte der Ort unsrer Zukunft nicht vielmehr dort sein?

*Antwort.* Auch dort ist er, im obersten Himmel, hoch über dem Regenbogen und die Fahrt dahin ist so leicht und hurtig, daß die Seele noch selbigen Abend bei dem Mond, der ein Grönländer gewesen, in seinem Hause ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen kann. Dieser Tanz, dieses Ballspiel der Seelen ist jenes Nordlicht.

*Fr.* Und was tun sie sonst oben?

*Antwort.* Sie wohnen in Zelten um einen großen See, in welchem Fische und Vögel die Menge sind. Wenn dieser See überfließt: so regnets auf der Erde; sollten einmal seine Dämme durchbrechen: so gäbe es eine allgemeine Sündflut. — Überhaupt aber kommen nur die untauglichen, faulen in den Himmel; die Fleißigen gehen zum Grunde der See. Jene Seelen müssen oft hungern, sind mager und kraftlos, können auch wegen der schnellen Umdrehung des Himmels gar keine Ruhe haben. Böse Leute und Hexen kommen dahin:

sie werden von Raben geplagt, die sie nicht von den Haaren abhalten können u. f.

*Fr.* Wie glaubet ihr daß das menschliche Geschlecht entstanden sei?

*Antwort.* Der erste Mensch, *Kallak*, kam aus der Erde und bald hernach die Frau aus seinem Daumen. Einmal gebar eine Grönländerin und sie gebar *Kablunät* d. i. die Ausländer und Hunde; daher sind jene wie diese geil und fruchtbar.

*Fr.* Und wird die Welt ewig dauern?

*Antwort.* Einmal ist sie schon umgekippt und alle Menschen sind ertrunken. Der Einige Mann, der sich rettete, schlug mit dem Stock auf die Erde: da kam ein Weib hervor und beide bevölkerten die Erde wieder. Jetzt ruht sie noch auf ihren Stützen, die aber schon vor Alter so morsch sind, daß sie oft krachen; daher sie längst eingefallen wäre, wenn unsre Angikoks nicht immer daran flickten.

*Fr.* Was haltet ihr aber von jenen schönen Sternen?

*Antwort.* Sie sind alle ehemals Grönländer oder Tiere gewesen, die durch besondere Zufälle dahinauf gefahren sind und nach Verschiedenheit ihrer Speise blaß oder rot glänzen. Jene die sich begegnen, sind zwei Weiber, die einander besuchen: dieser schießende Stern ist eine zum Besuch reisende Seele. Dies große Gestirn (der Bär) ist ein Renttier: jene Siebensterne sind Hunde, die einen Bären hetzen: jene (Orions Gürtel) sind Verwilderte, die vom Seehundfange nicht nach Hause finden konnten und unter die Sterne kamen. Mond und Sonne sind zwei leibliche Geschwister. Malina, die Schwester, wurde von ihrem Bruder im Finstern verfolgt: sie wollte sich mit der Flucht retten, fuhr in die Höhe und ward zur Sonne. Anninga fuhr ihr nach und ward zum Monde: noch immer läuft der Mond um die jungfräuliche Sonne umher, in Hoffnung sie zu haschen, aber vergebens. Müde und abgezehrt (beim letzten Viertel) fährt er auf den Seehundfang, bleibt einige Tage aus und kommt so fett wieder, wie wir ihn im Vollmond sehen. Er freut sich wenn Weiber sterben und die Sonne hat ihre Lust an der Männer Tode.« —

Niemand würde mirs danken, wenn ich fortführe, die

Phantasien mehrerer Völker also zu zeichnen. Fände sich jemand, der dies Reich der Einbildungen, den wahren Limbus der Eitelkeit, der unsre Erde umgibt, zu durchreisen Lust hätte: so wünschte ich ihm den ruhigen Bemerkungsgeist, der zuerst frei von allen Hypothesen der Übereinstimmung und Abstammung, allenthalben nur wie auf seinem Ort wäre und auch jede Torheit seiner Mitbrüder lehrreich zu machen wüßte. Was ich auszuzeichnen habe, sind einige allgemeine Wahrnehmungen aus diesem lebendigen Schattenreich phantasierender Völker.

1. *Überall charakterisieren sich in ihm Klimate und Nationen.* Man halte die Grönländische mit der Indischen, die Lappländische mit der Japanischen, die Peruanische mit der Negermythologie zusammen; eine völlige Geographie der dichtenden Seele. Der Bramine würde sich kaum Ein Bild denken können, wenn man ihm die Voluspa der Isländer vorläse und erklärte: der Isländer fände beim Wedam sich eben so fremde. Jeder Nation ist ihre Vorstellungsart um so tiefer eingepägt, weil sie ihr eigen, mit ihrem Himmel und ihrer Erde verwandt, aus ihrer Lebensart entsprossen, von Vätern und Urvätern auf sie vererbt ist. Wobei ein Fremder am meisten staunt, glauben sie am deutlichsten zu begreifen: wobei er lacht, sind sie höchst ernsthaft. Die Indier sagen, daß das Schicksal des Menschen in sein Gehirn geschrieben sei, dessen feine Striche die unlesbaren Lettern aus dem Buch des Verhängnisses darstellten; oft sind die willkürlichsten National-Begriffe und Meinungen solche Hirngemälde, eingewebte Züge der Phantasie vom festesten Zusammenhange mit Leib und Seele.

2. Woher dieses? Hat jeder Einzelne dieser Menschenherden sich seine Mythologie erfunden, daß er sie etwa wie sein Eigentum liebe? Mit nichten. Er hat nichts in ihr erfunden; *er hat sie geerbt*. Hätte er sie durch eignes Nachdenken zuwegegebracht: so könnte er auch durch eignes Nachdenken vom Schlechtern zum Bessern geführt werden; das ist aber hier der Fall nicht. Als *Dobritzhofer*<sup>108</sup> es einer ganzen Schar tapf-

rer und kluger Abiponer vorstellte, wie lächerlich sie sich vor den Drohungen eines Zauberers, der sich in einen Tiger verwandeln wollte, und dessen Klauen sie schon an sich zu fühlen meinten, entsetzten: »ihr erlegt, sprach er zu ihnen, täglich im Felde wahre Tiger, ohne euch darüber zu entsetzen; warum erblasset ihr so feige über einen Eingebildeten, der nicht da ist?« »Ihr Väter, sprach ein tapfrer Abipone, habt von unsern Sachen noch keine echten Begriffe. Die Tiger auf dem Felde fürchten wir nicht, weil wir sie sehen: da erlegen wir sie ohne Mühe. Die künstlichen Tiger aber setzen uns in Angst, eben weil wir sie nicht sehen und also auch nicht zu töten vermögen.« Mich dünkt, hier liegt der Knoten. Wären uns alle Begriffe so klar, wie Begriffe des Auges, hätten wir keine andern Einbildungen, als die wir von Gegenständen des Gesichts abgezogen hätten und mit ihnen vergleichen könnten: so wäre die Quelle des Betrugens und Irrtums, wo nicht verstopft so doch wenigstens bald erkennbar. Nun aber sind die meisten Phantasien der Völker Töchter des Ohrs und der Erzählung. Neugierig horchte das unwissende Kind den Sagen, die wie Milch der Mutter, wie ein festlicher Wein des väterlichen Geschlechts in seine Seele flossen und sie nährten. Sie schienen ihm, was es sah, zu erklären: dem Jünglinge gaben sie Bericht von der Lebensart seines Stammes und von seiner Väter Ehre: sie weiheten den Mann national und klimatisch in seinem Beruf ein und so wurden sie auch untrennbar von seinem ganzen Leben. Der Grönländer und Tunguse sieht Lebenslang nun wirklich was er in seiner Kindheit eigentlich nur reden hörte und so glaubt ers als eine gesehene Wahrheit. Daher die schreckhaften Gebräuche so vieler, der entferntesten Völker bei Mond- und Sonnenfinsternissen; daher ihr fürchterlicher Glaube an die Geister der Luft, des Meers und aller Elemente. Wo irgend Bewegung in der Natur ist, wo eine Sache zu leben scheint und sich verändert, ohne daß das Auge die Gesetze der Veränderung wahrnimmt: da höret das Ohr Stimmen und Rede, die ihm das Rätsel des Gesehenen durchs Nichtgesehene erklären: die Einbildungskraft wird gespannt und auf ihre Weise d. i.

durch Einbildungen befriedigt. Überhaupt ist das Ohr der furchtsamste, der scheueste aller Sinne; es empfindet lebhaft aber nur dunkel: es kann nicht zusammenhalten, nicht bis zur Klarheit vergleichen: denn seine Gegenstände gehn im betäubenden Strom vorüber. Bestimmt, die Seele zu wecken, kann es, ohne Beihülfe der andern Sinne insonderheit des Auges, sie selten bis zur deutlichen Gnutung belehren.

3. Man siehet daher, *bei welchen Völkern die Einbildungskraft am stärksten gespannt sein müsse?* bei solchen nämlich, die die Einsamkeit lieben, die wilde Gegenden der Natur, die Wüste, ein felsigtes Land, die Sturmreiche Küste des Meers, den Fuß Feuerspeiender Berge oder andre Wunder- und Bewegungvolle Erdstriche bewohnen. Von den ältesten Zeiten an, ist die Arabische Wüste eine Mutter hoher Einbildungen gewesen und die solchen nachhingen, waren meistens einsame, staunende Menschen. In der Einsamkeit empfing Mahomed seinen Koran: seine erregte Phantasie verzückte ihn in den Himmel und zeigte ihm alle Engel, Seligen und Welten: nie ist seine Seele entflammer, als wenn sie den Blitz der einsamen Nacht, den Tag der großen Wiedervergeltung und andre unermeßliche Gegenstände malet. Wo und wie weit hat sich nicht der Aberglaube der Schamanen verbreitet? Von Grönland und dem dreifachen Lappland an über die ganze nächtliche Küste des Eismeeers tief in die Tatarei hinab, nach Amerika hin und fast durch diesen ganzen Weltteil. Überall erscheinen Zauberer und allenthalben sind Schreckbilder der Natur die Welt, in der sie leben. Mehr als drei Vierteile der Erde sind also dieses Glaubens: denn auch in Europa hangen die meisten Nationen Finnischen und Slavischen Ursprunges noch an den Zaubereien des Naturdienstes und der Aberglaube der Neger ist nichts als ein nach ihrem Genius und Klima gestalteter Schamanismus. In den Ländern der Asiatischen Kultur ist dieser zwar von positiven künstlichern Religionen und Staatseinrichtungen verdrängt worden; er läßt sich aber blicken, wo er sich blicken lassen darf, in der Einsamkeit und beim Pöbel; bis er auf einigen Inseln des Südmeers wieder in großer Macht herrschet. Der

Dienst der Natur hat also die Erde umzogen und die Phantasien desselben halten sich an jeden klimatischen Gegenstand der Übermacht und des Schreckens, an den die menschliche Notdurft grenzet. In ältern Zeiten war er der Gottesdienst beinah aller Völker der Erde.

4. *Daß die Lebensart und der Genius jedes Volkes hiebei mächtig einwirke*, bedarf fast keiner Erwähnung. Der Schäfer siehet die Natur mit andern Augen an als der Fischer und Jäger: und in jedem Erdstrich sind auch diese Gewerbe wiederum wie die Charaktere der Nationen, verschieden. Mich wunderte z. B. in der Mythologie der so nördlichen Kamtschadalen eine freche Lüsterheit zu bemerken, die man eher bei einer südlichen Nation suchen sollte; ihr Klima indessen und ihr genetischer Charakter geben auch über diese Anomalie Aufschluß<sup>109</sup>. Ihr kaltes Land hat Feuerspeiende Berge und heiße Quellen: starrende Kälte und kochende Glut sind im Streit daselbst; ihre lüsterne Sitten, wie ihre grobe mythologische Possen sind ein natürliches Produkt von beiden. Ein Gleiches ists mit jenen Märchen der schwatzhaften, brausenden Neger, die weder Anfang noch Ende haben<sup>110</sup>: ein Gleiches mit der zusammengedrückten, festen Mythologie der Nord-Amerikaner<sup>111</sup>; ein Gleiches mit der Blumenphantasie der Indier<sup>112</sup>; die, wie sie selbst, die wohlüstige Ruhe des Paradieses hauchet. Ihre Götter baden in Milch- und Zuckerseen: ihre Göttinnen wohnen auf kühlenden Teichen im Kelch süßduftender Blumen. Kurz, die Mythologie jedes Volkes ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit ob es seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übel in derselben fand und wie es sich etwa das Eine durch das Andre zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den mißbratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele, die, ehe sie aufwacht, träumt und gern in ihrer Kindheit bleibet.

109 S. *Steller, Krascheninikow* u. f.

110 S. *Römer, Boßmann, Müller, Oldendorp* u. f.

111 S. *Lafiteau, le Beau, Carver* u. a.

112 *Baldens, Dow, Sonnerat, Holwell* u. f.

5. Gewöhnlich siehet man die Angekoks, die Zauberer, Magier, Schamanen und Priester als die Urheber dieser Verblendungen des Volks an und glaubt, alles erklärt zu haben, wenn man sie Betrüger nennet. An den meisten Orten sind sie es freilich; nie aber vergesse man, daß sie selbst Volk sind und also auch Betrogene älterer Sagen waren. In der Masse der Einbildungen ihres Stammes wurden sie erzeugt und erzogen: ihre Weihung geschah durch Fasten, Einsamkeit, Anstrengung der Phantasie, durch Abmattung des Leibes und der Seele; daher niemand ein Zauberer ward, bis ihm sein Geist erschien und also in seiner Seele zuerst das Werk vollendet war, das er nachher Lebenslang, mit wiederholter ähnlicher Anstrengung der Gedanken und Abmattung des Leibes für andre treibet. Die kältesten Reisenden mußten bei manchen Gaukelspielen dieser Art erstaunen, weil sie Erfolge der Einbildungskraft sahen, die sie kaum möglich geglaubt hatten und sich oft nicht zu erklären wußten. Überhaupt ist die Phantasie noch die unerforscheste und vielleicht die unerforschlichste aller menschlichen Seelenkräfte: denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven zusammenhangt, wie so viel wunderbare Krankheiten zeigen: so scheint sie nicht nur das Band und die Grundlage aller feinem Seelenkräfte sondern auch der Knoten des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper zu sein, gleichsam die sprossende Blüte der ganzen sinnlichen Organisation zum weitem Gebrauch der denkenden Kräfte. Notwendig ist sie also auch das Erste, was von Eltern auf Kinder übergeht, wie dies abermals viele widernatürliche Beispiele, samt der unanstreitbaren Ähnlichkeit des äußern und innern Organismus auch in den zufälligsten Dingen bewähret. Man hat lange gestritten, ob es angeborne Ideen gebe? und wie man das Wort verstand, finden sie freilich nicht statt; nimmt man es aber für die nächste Anlage zum Empfängnis, zur Verbindung, zur Ausbreitung gewisser Ideen und Bilder: so scheint ihnen nicht nur nichts entgegen, sondern auch alles für sie. Kann ein Sohn sechs Finger, konnte die Familie des Porcupine-man in England

seinen unmenschlichen Auswuchs erben, geht die äußere Bildung des Kopfs und Angesichts oft augenscheinlich über; wie könnte es ohne Wunder geschehen, daß nicht auch die Bildung des Gehirns überginge und sich vielleicht in ihren feinsten organischen Faltungen vererbte? Unter manchen Nationen herrschen Krankheiten der Phantasie, von denen wir keinen Begriff haben: alle Mitbrüder des Kranken schonen sein Übel, weil sie die genetische Disposition dazu in sich fühlen. Unter den tapfern und gesunden Abiponern z. B. herrscht ein periodischer Wahnsinn, von welchem in den Zwischenstunden der Wütende nichts weiß: er ist gesund, wie er gesund war; nur seine Seele, sagen sie, ist nicht bei ihm. Unter mehrern Völkern hat man, diesem Übel Ausbruch zu geben, Traumfeste verordnet, da dem Träumenden alles, was ihm sein Geist befiehlt, zu tun erlaubt ist. Überhaupt sind bei allen Phantasiereichen Völkern die Träume wunderbar mächtig; ja wahrscheinlich waren auch Träume die ersten Musen, die Mütter der eigentlichen Fiktion und Dichtkunst. Sie brachten die Menschen auf Gestalten und Dinge, die kein Auge gesehen hatte, deren Wunsch aber in der menschlichen Seele lag: denn was z. B. war natürlicher, als daß geliebte Verstorbene dem Hinterlassenen in Träumen erschienen und daß die so lange wachend mit uns gelebt hatten, jetzt wenigstens als Schatten im Traum mit uns zu leben wünschten. Die Geschichte der Nationen wird zeigen, wie die Vorsehung das Organ der Einbildung, wodurch sie so stark, so rein und natürlich auf Menschen wirken konnte, gebraucht habe; abscheulich aber wars, wenn der Betrug oder der Despotismus es mißbrauchte und sich des ganzen noch ungebändigten Ozeans menschlicher Phantasien und Träume zu seiner Absicht bediente.

Großer Geist der Erde, mit welchem Blick überschauest du alle Schattengestalten und Träume, die sich auf unsrer runden Kugel jagen: denn Schatten sind wir und unsre Phantasie dichtet nur Schattenträume. So wenig wir in reiner Luft zu atmen vermögen: so wenig kann sich unsrer zusammengesetzten, aus Staub gebildeten Hülle jetzt noch die reine

Vernunft ganz mitteilen. Indessen auch in allen Irrgängen der Einbildungskraft wird das Menschengeschlecht zu ihr erzogen; es hängt an Bildern, weil diese ihm Eindruck von Sachen geben, es sieht und sucht auch im dicksten Nebel Strahlen der Wahrheit. Glücklich und auserwählt ist der Mensch, der in seinem engbeschränkten Leben, so weit er kann, von Phantasien zum Wesen d. i. aus der Kindheit zum Mann erwächst und auch in dieser Absicht die Geschichte seiner Brüder mit reinem Geist durchwandert. Edle Ausbreitung gibt es der Seele, wenn sie sich aus dem engen Kreise, den Klima und Erziehung um uns gezogen, herauszusetzen wagt und unter andern Nationen wenigstens lernt, was man entbehren möge. Wie manches findet man da entbehrt und entbehrlich, was man lange für wesentlich hielt! Vorstellungen, die wir oft für die allgemeinsten Grundsätze der Menschenvernunft erkannten, verschwinden dort und hier mit dem Klima eines Orts, wie dem Schiffenden das feste Land als Wolke verschwindet. Was diese Nation ihrem Gedankenkreise unentbehrlich hält, daran hat jene nie gedacht oder hält es gar für schädlich. So irren wir auf der Erde in einem Labyrinth menschlicher Phantasien umher: wo aber der Mittelpunkt des Labyrinths sei? auf den alle Irrgänge wie gebrochene Strahlen zur Sonne zurückführen, das ist die Frage.

## III.

DER PRAKTISCHE VERSTAND DES  
MENSCHENGESCHLECHTS IST ALLENTHALBEN  
UNTER BEDÜRFNISSEN DER LEBENSWEISE  
ERWACHSEN; ALLENTHALBEN ABER IST ER  
EINE BLÜTE DES GENIUS DER VÖLKER,  
EIN SOHN DER TRADITION  
UND GEWOHNHEIT.

Man ist gewohnt, die Nationen der Erde in Jäger, Fischer, Hirten und Ackerleute abzuteilen und nach dieser Abtheilung nicht nur den Rang derselben in der Kultur, sondern auch die

Kultur selbst als eine notwendige Folge dieser oder jener Lebensweise zu bestimmen. Vortrefflich, wenn diese Lebensweisen zuerst nur selbst bestimmt wären; sie ändern sich aber beinahe mit jedem Erdstrich und verschlingen sich meistens so sehr in einander, daß die Anwendung der reinen Klassifikation überaus schwer wird. Der Grönländer, der den Wallfisch trifft, das Renntier jagt, den Seehund tötet, ist Fischer und Jäger; aber auf ganz andre Weise, als der Neger Fische fängt oder der Arauker auf den Wüsteneien der Andes jaget. Der Beduin und der Mongole, der Lappe und Peruaner sind Hirten; wie verschieden aber von einander, wenn jener Kamele, dieser Pferde, der dritte Renntiere, der vierte Alpaka's und Llacma's weidet. Der Ackermann in Whidah und der Japanese sind einander so unähnlich, als im Handel der Engländer und Sineser.

Eben so wenig scheint auch das Bedürfnis allein, selbst wenn Kräfte genug in der Nation da sind, die auf ihre Entwicklung warten, Kultur hervorbringen zu können: denn sobald sich die Trägheit des Menschen mit seinem Mangel abgefunden und beide das Kind hervorgebracht haben, das er Behaglichkeit nennt, verharret der Mensch in seinem Zustande und läßt sich kaum mit Mühe zur Verbesserung treiben. Es kommt also noch auf andre einwirkende Ursachen an, die die Lebensart eines Volks so oder anders bestimmten; hier indessen nehmen wir sie als bestimmt an und untersuchen, was sich in verschiedenen derselben, für tätige Seelenkräfte äußern.

Menschen, die sich von Wurzeln, Kräutern und Früchten nähren, werden, wenn nicht besondere Triebfedern der Kultur dazu kommen, lange müßig und an Kräften eingeschränkt bleiben. In einem schönen Klima und von einem milden Stamm entsprossen, ist ihre Lebensart milde: denn warum sollten sie streiten, wenn ihnen die reiche Natur alles ohne Mühe darbeut? mit Künsten und Erfindungen aber reichen sie auch nur an das tägliche Bedürfnis. Die Einwohner der Inseln, die die Natur mit Früchten, insonderheit mit der wohlthätigen Brotfrucht nährte und unter einem schönen



Himmel mit Rinden und Zweigen kleidete, lebten ein sanftes, glückliches Leben. Die Vögel, sagt die Erzählung, saßen auf den Schultern der Marianen und sangen ungestört: Bogen und Pfeile kannten sie nicht: denn kein wildes Tier foderte sie auf, sich ihrer Haut zu wehren. Auch das Feuer war ihnen fremde: ihr mildes Klima ließ sie ohne dasselbe behaglich leben. Ein ähnlicher Fall wars mit den Einwohnern der Karolinen und andrer glücklichen Inseln des Südmeers; nur daß in einigen die Kultur der Gesellschaft schon höher gestiegen war und aus mancherlei Ursachen mehrere Künste und Gewerbe vereint hatte. Wo das Klima rauher wird, müssen die Menschen auch zu härtern und mehreren Lebensarten ihre Zuflucht nehmen. Der Neuholländer verfolgt sein Känguruh und Opossum, er schießt Vögel, fängt Fische, ißt Yam-Wurzeln; er hat so viel Lebensarten vereinigt, als die Sphäre seiner rauhen Behaglichkeit fodert, bis diese sich gleichsam ründet und er nach seiner Weise in ihr glücklich lebet. So ists mit den Neukaledoniern und Neuseeländern, die armseligen Feuerländer selbst nicht ausgenommen. Sie hatten Kähne von Baumrinden, Bogen und Pfeile, Korb und Tasche, Feuer und Hütte, Kleider und Hacken; also die Anfänge von allen den Künsten, womit die gebildetsten Erdvölker ihre Kultur vollendet haben; nur bei ihnen, unter dem Joch der drückenden Kälte, im ödesten Felsenlande, ist alles noch der roheste Anfang geblieben. Die Californier beweisen so viel Verstand, als ihr Land und ihre Lebensart gibt und fodert. So ists mit den Einwohnern auf Labrador und mit allen Menschennationen am dürftigen Rande der Erde. Alenthalben haben sie sich mit dem Mangel versöhnt und leben in ihrer erzwungenen Tätigkeit durch erbliche Gewohnheit glücklich. Was nicht zu ihrer Notdurft gehört, verachten sie; so gelenk der Eskimo auf dem Meer rudert: so hat er das Schwimmen noch nicht gelernet.

Auf dem großen festen Lande unsrer Erdkugel drängen sich Menschen und Tiere mehr zusammen: der Verstand jener ward also durch diese auf mannigfaltigere Weise geübet. Freilich mußten die Bewohner mancher Sümpfe in Amerika

auch zu Schlangen und Eidechsen, zum Iguan, Armadill und Alligator ihre Zuflucht nehmen; die meisten Nationen aber wurden Jagdvölker auf edlere Art. Was fehlt einem Nord- und Südamerikaner an Fähigkeit zum Beruf seines Lebens? Er kennt die Tiere, die er verfolgt, ihre Wohnungen, Haushaltungen und Listen und wappnet sich gegen sie mit Stärke, Verschlagenheit und Übung. Zum Ruhm eines Jägers, wie in Grönland eines Seehundfängers, wird der Knabe erzogen: hievon hört er Gespräche, Lieder, rühmliche Taten, die man ihm auch in Gebärden und begeisternden Tänzen vormalt. Von Kindheit auf lernt er Werkzeuge verfertigen und sie gebrauchen: er spielt mit den Waffen und verachtet die Weiber; denn je enger der Kreis des Lebens und je bestimmter das Werk ist, in dem man Vollkommenheit sucht; desto eher wird diese erhalten. Nichts also störet den strebenden Jüngling in seinem Lauf, vielmehr reizt und ermuntert ihn alles, da er im Auge seines Volks, im Stande und Beruf seiner Väter lebet. Wenn jemand ein Kunstbuch von den Geschicklichkeiten verschiedner Nationen zusammentrüge: so würde er solche auf unserm Erdboden zerstreuet und jede an ihrem Platz blühend finden. Hier wirft sich der Neger in die Brandung, in die sich kein Europäer wagt: dort klettert er auf Bäume, wo ihn unser Auge kaum erreicht. Jener Fischer treibt sein Werk mit einer Kunst, als ob er die Fische beschwüre: dieser Samojede begegnet dem weißen Bär und nimmts mit ihm auf: jenem Neger sind zwei Löwen nicht zu viel, wenn er Stärke und List verbindet. Der Hottentotte geht aufs Nasehorn und Flußpferd los: der Bewohner der Kanarienseln gleitet auf den steilsten Felsen umher, die er wie ein Gems bespringet: die starke, männliche Tibetanerin trägt den Fremden über die ungeheuersten Berge der Erde. Das Geschlecht des Prometheus, das aus den Teilen und Trieben aller Tiere zusammengesetzt ward, hat diese auch allesamt, das Eine hie, das andre dort, an Künsten und Geschicklichkeiten überwunden nachdem es diese alle von ihnen gelernet.

Daß die meisten Künste der Menschen von Tieren und der Natur gelernet sind, ist außer Zweifel. Warum kleidet sich der

Mariane in Baumhüllen und der Amerikaner und Papu schmücket sich mit Federn? Weil jener mit Bäumen lebt und von ihnen seine Nahrung holt; dem Amerikaner und Papu sind die bunten Vögel seines Landes das Schönste, das er siehet. Der Jäger kleidet sich wie sein Wild und bauet wie sein Biber; andre Völker hangen wie Vögel auf den Bäumen oder machen sich auf der Erde ihre Hütten wie Nester. Der Schnabel des Vogels war dem Menschen das Vorbild zu Spieß und Pfeilen; wie die Gestalt des Fisches zu seinem künstlich schwimmenden Boot. Von der Schlange lernte er die schädliche Kunst, seine Waffen zu vergiften; und die sonderbarweit verbreitete Gewohnheit, den Körper zu malen, war ebenfalls nach dem Vorbilde der Tiere und Vögel. Wie? dachte er, diese sollten so schön geziert, so unterschieden geschmückt sein: und ich müßte mit einförmiger, blasser Farbe umhergehn, da mein Himmel und meine Trägheit keine Decken leidet? Und so fing er an, sich symmetrisch zu sticken und zu malen: selbst bekleidete Nationen wollten dem Ochsen sein Horn, dem Vogel den Kamm, dem Bären den Schwanz nicht gönnen und ahmten sie nach. Dankbar rühmen es die Nord-Amerikaner, daß ein Vogel ihnen den Maiz gebracht; und die meisten klimatischen Arzneien sind offenbar den Tieren abgelernt. Allerdings gehörte zu diesem Allen der sinnliche Geist freier Naturmenschen, die mit diesen Geschöpfen lebend, sich noch nicht so unendlich-erhaben über sie glaubten. Den Europäern ward es schwer, in andern Weltteilen nur aufzufinden, was die Eingebornen täglich nützten; nach langen Versuchen mußten sie doch von Jenen das Geheimnis erst erzwingen oder erbetteln.

Ungleich weiter aber kam der Mensch dadurch, daß er Tiere zu sich lockte und sie endlich unterjochte; der ungeheure Unterschied nachbarlicher Nationen, die mit oder ohne diese Substituten ihrer Kräfte leben, ist augenscheinlich. Woher kams, daß das entlegne Amerika dem größten Teil der alten Welt bei Entdeckung desselben noch so weit nachstand und die Europäer mit den Einwohnern, wie mit einer Herde unbewehrter Schafe umgehen konnten? An kör-

perlichen Kräften lag es nicht allein, wie noch jetzt die Beispiele aller ungezählten Waldnationen zeigen: im Wuchs, in schnellem Lauf, in rascher Gewandtheit übertreffen sie, Mann gegen Mann gerechnet, die meisten der Nationen, die um ihr Land wüfeln. An Verstandeskraft, so fern sie für einen einzelnen Menschen gehört, lag es auch nicht: der Amerikaner hatte für sich zu sorgen gewußt und mit Weib' und Kindern glücklich gelebet. Also lag es an Kunst, an Waffen, an gemeinsamer Verbindung, am meisten aber an bezähmten Tieren. Hätte der Amerikaner das Einzige Pferd gehabt, dessen kriegerische Majestät er zitternd anerkannte, wären die wütenden Hunde sein gewesen, die die Spanier als mitbesoldete Diener der katholischen Majestät auf ihn hetzten; die Eroberung hätte mehr gekostet und den reitenden Nationen wäre wenigstens der Rückzug auf ihre Berge, in ihre Wüsten und Ebenen offen geblieben. Noch jetzt erzählen alle Reisende, mache das Pferd den größten Unterschied der Amerikanischen Völker. Die Reiter in Nord- insonderheit in Südamerika stehen von den armen Unterjochten in Mexiko und Peru so gewaltig ab, daß man sie kaum für nachbarliche Brüder Eines Erdstrichs erkennen sollte. Jene haben sich nicht nur in ihrer Freiheit erhalten; sondern an Körper und Seele sind sie auch mannhaftere Menschen worden, als sie wahrscheinlich bei Entdeckung des Landes waren. Das Roß, das die Unterdrücker ihrer Brüder ihnen als unwisende Werkzeuge des Schicksals zubrachten, kann vielleicht einst der Befreier ihres ganzen Weltteils werden, wie die andern bezähmten Tiere, die man ihnen zuführte, zum Teil schon jetzt für sie Werkzeuge eines bequemern Lebens worden sind und wahrscheinlich einst Hilfsmittel einer eignen westlichen Kultur werden dürften. Wie dies aber allein in den Händen des Schicksals ruhet: so kam es aus seinen Händen und lag in der Natur des Weltteils, daß sie so lange weder Pferd, noch Esel, weder Hund noch Rind, weder Schaf noch Ziege, noch Schwein, noch Katze, noch Kamel kannten. Sie hatten weniger Tiergattungen, weil ihr Land kleiner, von der alten Welt getrennt und einem großen Teil nach wahrschein-

lich später aus dem Schoß des Meers gestiegen war, als die andern Weltteile; sie konnten also auch weniger zähmen. Das Alpaka und Llacma, die Kamelschafe von Mexico, Peru und Chili waren die einzigen zähmbaren und bezähmten Geschöpfe: denn auch die Europäer haben mit ihrem Verstande kein andres hinzufügen und weder den Kiki noch Pagi, weder den Tapir noch Ai zum nützlichen Haustier umbilden können.

In der alten Welt dagegen wie viel sind der bezähmten Tiere! und wie viel sind sie dem tätigen Verstande des Menschengeschlechts worden! Ohne Kamel und Pferd wäre die Arabische und Afrikanische Wüste unzugangbar; das Schaf und die Ziege haben der häuslichen Verfassung der Menschen, das Rind und der Esel dem Ackerbau und Handel der Völker aufgeholfen. Im einfachen Zustande lebte das Menschengeschöpf freundlich und gesellig mit diesen Tieren; schonend ging es mit ihnen um und erkannte, was es ihnen zu danken habe. So lebt der Araber und Mogole mit seinem Roß, der Hirt mit seinem Schaf, der Jäger mit seinem Hunde, der Peruaner mit seinem Llacma<sup>113</sup>. Bei einer menschlichen Behandlung gedeihen auch, wie allgemein bekannt ist, alle Hilfsgeschöpfe der menschlichen Lebensweise besser: sie lernen den Menschen verstehn und ihn lieben: es entwickeln sich bei ihnen Fähigkeiten und Neigungen, von denen weder das wilde noch das von Menschen unterdrückte Tier weiß, das in feister Dummheit oder in abgenutzter Gestalt selbst die Kräfte und Triebe seiner Gattung verliert. In einem gewissen Kreise haben sich also Menschen und Tiere zusammengebildet: der praktische Verstand jener hat sich durch diese, die Fähigkeit dieser hat sich durch jene gestärkt und erweitert. Wenn man von den Hunden der Kamtschadalen liest: so weiß man kaum, wer das vernünftigere Geschöpf sei, ob der Hund oder der Kamtschadale?

<sup>113</sup> Man lese z. B. in *Ulloa* (Nachr. von Amerika T. I. S. 131.) die kindische Freude, mit der der Peruaner eine Llacma zu seinem Dienst weiht. Die Lebensarten der andern Völker mit ihren Tieren sind aus Reisebeschreibungen gnugsam bekannt.

In dieser Sphäre nun steht der erste tätige Verstand des Menschen still, ja allen Nationen, die an sie gewöhnt waren, ist's sie zu verlassen, schwer worden: insonderheit hat sich jede vor der unterjochenden Herrschaft des Ackerbaues gefürchtet. So schöne Wiesenstriche Nord-Amerika hat: so genau jede Nation ihr Eigentum liebt und beschützt; ja so sehr manche durch die Europäer den Wert des Geldes, des Branntweins und einiger Bequemlichkeiten kennen gelernt haben: so sind doch nur die Weiber, denen sie die Bearbeitung des Feldes, den Bau des Maizes und einiger Gartenfrüchte, so wie die ganze Besorgung der Hütte überlassen; der kriegerische Jäger hat sich nicht entschließen können, ein Gärtner, Hirt oder Ackermann zu werden. Das tätige, freie Leben der Natur geht dem sogenannt-Wilden über Alles: mit Gefahren umringt, weckt es seine Kräfte, seinen Mut, seinen Entschluß und lohnt ihn dafür mit Gesundheit im Leben, in seiner Hütte mit unabhängiger Ruhe, in seinem Stamm mit Ansehen und Ehre. Weiter begehret, weiter bedarf er nichts; und was könnte ihm auch ein andrer Zustand, dessen Bequemlichkeiten er nicht kennt und dessen Beschwerden er nicht mag, für neue Glückseligkeit geben? Man lese so manche unverschönte Rede derer, die wir Wilde nennen; ist nicht gesunder Verstand, so wie natürliche Billigkeit in ihnen unverkennbar? Die Form des Menschen ist auch in diesem Zustande, obwohl mit roher Hand und zu wenigen Zwecken, dennoch so weit ausgebildet, als sie hier ausgebildet werden konnte; zur gleichmütigen Zufriedenheit nämlich und nach einer dauerhaften langen Gesundheit zum ruhigen Abschied aus diesem Leben. Der Beduin und Abipone befindet sich in seinem Zustande wohl; jener schauert vorm Leben der Städte, wie der letzte vorm Begräbnis in der Kirche noch nach seinem Tode zurückbebt: seinem Gefühl nach wären sie dort wie hier lebend begraben.

Auch wo der Ackerbau eingeführt ist, hat es Mühe gekostet, die Menschen an Einen Erdkloß zu befestigen und das Mein und Dein einzuführen: manche Völker kleiner kultivierter Negerkönigreiche haben noch bis jetzt keine Be-

griffe davon, da, wie sie sagen, die Erde ein gemeines Gut ist. Jährlich teilen sie die Äcker unter sich aus und bearbeiten sie mit leichter Mühe; ist die Ernte eingebracht, so gehöret der Boden sich selbst wieder. Überhaupt hat keine Lebensart in  
 5 der Gesinnung der Menschen so viele Veränderungen bewirkt, als der Ackerbau auf einem bezirkten Stück Erde. In dem er Handtierungen und Künste, Flecken und Städte hervorbrachte, und also Gesetze und Polizei befördern mußte; hat er notwendig auch jenem fürchterlichen Despotismus  
 10 den Weg geöffnet, der, da er jeden auf seinem Acker zu finden wußte, zuletzt einem jeden vorschrieb, was er auf diesem Stück Erde allein tun und sein sollte. Der Boden gehörte jetzt nicht mehr dem Menschen, sondern der Mensch dem Boden. Durch den Nichtgebrauch verlor sich auch bald das Gefühl  
 15 der gebrauchten Kräfte: in Sklaverei und Feigheit versunken ging der Unterjochte vom arbeitseligen Mangel zur weichen Üppigkeit über. Daher kommts, daß auf der ganzen Erde der Zeltbewohner, den Bewohner der Hütte, wie ein gefesseltes Lasttier, wie eine verkümmerte Abart seines Geschlechts betrachtet. Der herbste Mangel wird jenem eine Lust, so lange  
 20 Selbstbestimmung und Freiheit ihn würzet und lohnet; dagegen alle Leckereien Gift sind, sobald sie die Seele erschaffen und dem sterblichen Geschöpf den einzigen Genuß seines hinfalligen Lebens, Würde und Freiheit rauben.

25 Glaube niemand, daß ich einer Lebensart, die die Vorsehung zu einem ihrer vornehmsten Mittel gebraucht hat, die Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft zu bereiten, etwas von ihrem Wert rauben wolle: denn auch ich esse Brot der Erde. Nur lasse man auch andern Lebensarten Gerechtigkeit  
 30 widerfahren, die der Beschaffenheit unsrer Erde nach eben so wohl zu Erzieherinnen der Menschheit bestimmt sind als das Leben der Ackerleute. Überhaupt bauet der kleinste Teil der Erdbewohner den Acker nach unsrer Weise und die Natur hat ihm sein anderweites Leben selbst angewiesen. Jene zahl-  
 35 reiche Völkerschaften, die von Wurzeln, vom Reis, von Baumfrüchten, von der Jagd des Wassers, der Luft und der Erde leben, die ungezählten Nomaden, wenn sie sich gleich

jetzo etwa nachbarliches Brot kaufen oder etwas Getreide bauen, alle Völker, die den Landbau ohne Eigentum oder durch ihre Weiber und Knechte treiben, sind alle noch eigentlich nicht Ackerleute; und welch ein kleiner Teil der Erde bleibt also dieser künstlichen Lebensart übrig? Nun hat die  
 5 Natur entweder allenthalben ihren Zweck erreicht, oder sie erreichte ihn nirgend. Der praktische Verstand der Menschen sollte in allen Varietäten aufblühen und Früchte tragen: darum ward dem vielartigsten Geschlecht eine so vielartige  
 10 Erde.

## IV.

DIE EMPFINDUNGEN UND TRIEBE DER MENSCHEN  
 SIND ALLENTHALBEN DEM ZUSTANDE,  
 WORIN SIE LEBEN UND IHRER  
 ORGANISATION GEMÄSS; ALLENTHALBEN ABER  
 15 WERDEN SIE VON MEINUNGEN UND  
 VON DER GEWOHNHEIT REGIERET.

10

II.

GRIECHENLANDES SPRACHE, MYTHOLOGIE UND  
DICHTKUNST.

Wir kommen zu Gegenständen, die Jahrtausende schon das Vergnügen des feineren Menschengeschlechts waren und wie  
15 ich hoffe, es immerhin sein werden. Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die griechische Dichtkunst endlich vielleicht die vollkommenste ihrer Art, wenn  
20 man sie Ort- und Zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun diesen einst rohen Stämmen eine solche Sprache, Poesie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab sie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

Von rohen Anfängen ging die griechische Sprache aus; aber diese Anfänge enthielten schon Keime zu dem, was aus  
25 ihr werden sollte und werden konnte. Sie war kein Hieroglyphen-Machwerk, keine Reihe hervorgestoßener einzelner Sylben, wie die Sprachen jenseit der Mongolischen Berge. Biegsamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukasus eine leichtere Modulation hervor, die von der  
30 geselligen Liebe zur Tonkunst gar bald in Form gebracht werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet: die Sprache floß in einen volleren Strom, die Bilder derselben in eine angenehme Harmonie: sie stiegen sogar zum Wohllaut eines Tanzes. Und so

ward jenes einzige Gepräge der griechischen Sprache, das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Kolonien wie eine lebendige Form der Natur entstanden war. Die  
5 nordischen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung dies Glück nicht. Da ihnen durch fremde Gesetze und durch eine Gesanglose Religion ausländische Sitten gegeben wurden; so verstummte auch ihre Sprache. Die Deutsche z. B. hat  
10 unstreitig viel von ihrer innern Biegsamkeit, von ihrer bestimmtern Zeichnung in der Flexion der Worte, ja noch mehr von jenem lebendigen Schall verloren, den sie unter günstiger Himmelsstrichen ehemals hatte. Einst war sie eine nahe Schwester der griechischen Sprache und jetzt wie fernab von  
15 dieser ist sie gebildet. Keine Sprache jenseit des Ganges hat die Biegsamkeit und den sanften Fortfluß der griechischen Mundart, kein aramäischer Dialekt diesseits des Euphrats hatte ihn in seinen alten Gestalten. Nur die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden: denn Gesang und Dichtkunst und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat  
20 sie zur Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechen-Kultur wieder zusammenfinden werden, so wenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus oder einen Homer und Hesiodus mit allem was sie  
25 begleitete, von den Toten zurückführen kann: so wenig ist die Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden möglich.

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben.<sup>34</sup> So unecht und neugeformt unsre Hymnen des alten

34 S. *Heyne* de fontibus et caussis errorum in historia Mythica: de caussis fabularum physicis: de origine et caussis fabularum Homericarum: de Theogonia ab Hesiodo condita &c.

Orpheus sein mögen: so sind sie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der ersten Stufe der Bildung lieben. Der rohe Jäger spricht seinen gefürchteten Bär,<sup>35</sup> der Neger seinen heiligen Fetisch, der Parsische Mobed seine Naturgeister und Elemente beinah auf Orphische Weise an; nur wie ist der Orphische Natur-Hymnus bloß und allein schon durch die griechischen Worte und Bilder gereinigt und veredelt! Und wie angenehm-leichter wurde die griechische Mythologie, da sie mit der Zeit auch in den Hymnen selbst die Fesseln bloßer Beiworte abwarf und dafür, wie in den Homerischen Gesängen, Fabeln der Götter erzählte. Auch in den Kosmogonien zog man mit der Zeit die alten, harten Ursagen näher zusammen und sang dafür menschliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Gestalten der Götter knüpfte. Glücklicher Weise hatten die alten Theogonien-Erzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden so treffende, schöne Allegorien, oft nur mit Einem Wort ihrer holden Sprache, gebracht, daß wenn die späteren Weisen die Bedeutung derselben nur ausspinnen und ihre feinern Ideen daran knüpfen wollten, ein neues schönes Gewebe ward. Daher verließen selbst die epischen Sänger mit der Zeit ihre oft-gebrauchten Sagen von Götter-Erzeugungen, Himmelsstürmern, Taten des Herkules u. f. und sangen dafür menschlichere Gegenstände zum menschlichen Gebrauche.

Vor allen ist unter diesen Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreuten Gesänge zu rechter Zeit gesammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden auch nach Jahrtausenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt: so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären,<sup>36</sup> der doch nichts als

35 S. Georgi Abbildungen der Völker des Russischen Reichs T. I.

36 *Blackwell's Enquiry into the Life and Writings of Homer* 1736.  
*Wood's Essay on the original Genius of Homer* 1769.

ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der Ionischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen sein, die ihm Teilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut und ihn als einen menschlichen Gott verehret; die größte Verehrung indes ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise: seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andre, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot: eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntnis, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebet: sie sinds, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich sein kann.

Notwendig hatte Homer auf die Griechen eine andre Wirkung, als er auf uns haben kann, von denen er so oft eine erzwungene kalte Bewunderung oder gar eine kalte Verachtung zum Lohn hat; bei den Griechen nicht also. Ihnen sang er in einer lebendigen Sprache, völlig noch ungebunden von dem, was man in spätern Zeiten Dialekte nannte: er sang ihnen die Taten der Vorfahren mit Patriotismus gegen die Fremden und nannte ihnen dabei Geschlechter, Stämme, Verfassungen und Gegenden, die ihnen Teils als ihr Eigentum vor Augen waren, Teils in der Erinnerung ihres Ahnenstolzes lebten. Also war ihnen Homer in mehrerem Betracht ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitig-

sten National-Weisheit. Die spätern Dichter folgten ihm: die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werks zu dem seinigen das Vorbild, also daß Homer gar bald das Pannier des griechischen Geschmacks ward und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt und keine Aeneis würde ohne ihn dasein. Noch mehr hat auch Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen und der arbeitende sowohl als der betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntnis aus ihm gezogen. Indessen ists eben so unleugbar, daß wie jeder große Mann durch eine übertriebne Bewunderung seiner Gaben Mißbrauch stiftete, auch der gute Homer davon nicht frei gewesen, so daß Er sich selbst am meisten wundern würde, wenn er wiedererscheinend sähe, was man zu jeder Zeit aus ihm gemacht hat. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und fester, als sie ohne ihn wahrscheinlich gedauret hätte: Rhapsodisten sangen ihn her, kalte Dichterlinge ahmten ihn nach und der Enthusiasmus für den Homer ward unter den Griechen endlich eine so kahle, süße, zugespitzte Kunst, als ers kaum irgend für einen Dichter unter einem andern Volk gewesen. Die Zahllosen Werke der Grammatiker über ihn sind meistens verloren; sonst würden wir auch an ihnen die unselige Mühe sehen, die Gott den spätern Geschlechtern der Menschen durch jeden überwiegenden Geist auflegt: denn sind nicht auch in den neuern Zeiten Beispiele gnug von der falschen Bearbeitung und Anwendung Homers vorhanden? Das bleibt indessen immer gewiß, daß ein Geist wie Er in den Zeiten, in denen er lebte und für die Nation, der er gesammelt ward, ein Geschenk der Bildung sei, dessen sich schwerlich ein anderes Volk rühmen könnte. Kein Morgenländer besitzt einen Homer: keinem Europäischen Volk ist zur rechten Zeit in seiner Jugendblüte ein Dichter wie Er erschienen. Selbst Oßian war es seinen Schotten nicht und ob je das Schicksal einen zweiten

Glückswurf tun werde, dem Sunde neu-griechischer Freundschafts-Inseln einen Homer zu geben, der sie so hoch wie sein alter Zwillingsbruder führe? darüber frage man das Schicksal.

Da also einmal die griechische Kultur von Mythologie, Dichtkunst und Musik ausging: so ists nicht zu verwundern, daß der Geschmack daran ein Hauptstrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernsthaftesten Schriften und Anstalten bezeichnet. Unsern Sitten ists fremde, daß die Griechen von der Musik als dem Hauptstück der Erziehung reden, daß sie solche als ein großes Werkzeug des Staats behandeln und dem Verfall derselben die wichtigsten Folgen zuschreiben. Noch sonderbarer scheinen uns die Lobsprüche, die sie dem Tanz, der Gebärden- und Schauspielkunst als natürlichen Schwestern der Poesie und Weisheit so begeistert und fast entzückt geben. Manche, die diese Lobsprüche lasen, glaubten, daß die Tonkunst der Griechen auch in systematischer Vollkommenheit ein Wunder der Welt gewesen, weil die gerühmten Wirkungen derselben uns so ganz fremde blieben. Daß es aber auf wissenschaftliche Vollkommenheit der Musik bei den Griechen nicht vorzüglich angelegt gewesen sei, zeigt selbst der Gebrauch, den sie von ihr machten. Sie behandelten sie nämlich gar nicht als eine besondere Kunst, sondern ließen sie der Poesie, dem Tanze, der Gebärden- und Schauspielkunst nur dienen. In dieser Verbindung also und im ganzen Gange, den die griechische Kultur nahm, liegt das Hauptmoment der Wirkung ihrer Töne. Die Dichtkunst der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück: selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, so wie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmals bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben. Nun war hierin zwar, da Griechenland aus vielen Staaten und Völkern bestand, Eine Provinz von der andern sehr verschieden; die Zeiten, die mancherlei Stufen der Kultur und des Luxus änderten darin noch mehr; im Ganzen

aber blieb allerdings wahr, daß die Griechen auf eine gemeinschaftliche Ausbildung dieser Künste als auf den höchsten Punkt menschlicher Wirkung rechneten und darauf den größten Wert legten. Es darf wohl gesagt werden, daß weder die Gebhrden- noch Schauspielkunst, weder der Tanz, noch die Poesie und Musik bei uns die Dinge sind, die sie bei den Griechen waren. Bei ihnen waren sie nur Ein Werk, Eine Blüte des menschlichen Geistes, deren rohen Keim wir bei allen wilden Nationen, wenn sie gefälligen leichteren Charakters sind und in einem glücklichen Himmelsstrich leben, wahrnehmen. So töricht es nun wäre, sich in dieses Zeitalter jugendlichen Leichtsinns zurücksetzen zu wollen, da es einmal vorüber ist und wie ein lahmer Greis mit Jünglingen zu hüpfen; warum sollte dieser Greis es den Jünglingen verübeln, daß sie munter sind und tanzen? Die Kultur der Griechen traf auf dies Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künsten sie alles, was sich daraus machen ließ, machten; notwendig also auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten und Überspannungen einsehn. Denn ich zweifle, ob es ein größeres Moment der feinern sinnlichen Wirkung aufs menschliche Gemüt gebe, als der ausstudierte höchste Punkt der Verbindung dieser Künste war, zumal bei Gemüthern, die dazu erzogen und gebildet, in einer lebendigen Welt solcher Eindrücke lebten. Lasset uns also, wenn wir selbst nicht Griechen sein können, uns wenigstens freuen, daß es einmal Griechen gegeben und daß, wie jede Blüte der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand.

Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich vermuten, daß wir manche Gattung der griechischen Komposition, die sich auf eine lebendige Vorstellung durch Musik, Tanz und die Gebhrdensprache bezieht, nur als ein Schattenwerk ansehen, mithin auch bei der sorgsamsten Erklärung vielleicht irre gehen werden. Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und Euripides Theater, war nicht unser Theater; das eigentliche Drama der Griechen ist unter keinem Volk mehr erschienen,

so vortreffliche Stücke auch andre Nationen in dieser Art gearbeitet haben. Ohne Gesang, ohne jene Feierlichkeiten und hohen Begriffe der Griechen von ihren Spielen müssen Pindars Oden uns Ausbrüche der Trunkenheit scheinen, so wie selbst Platons Gespräche, voll Sylben-Musik und schöner Komposition in Bildern und Worten, eben in Stellen ihrer künstlichsten Einkleidung sich die meisten Vorwürfe zugezogen haben. Jünglinge müssen daher die Griechen lesen lernen, weil Alte sie selten zu sehen oder ihre Blüte sich zuzueignen geneigt sind. Laß es sein, daß ihre Einbildungskraft oft den Verstand, daß jene feine Sinnlichkeit, in welche sie das Wesen der guten Bildung setzten, zuweilen die Vernunft und Tugend überwogen; wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden. An ihrer Einkleidung, am schönen Maß und Umriß ihrer Gedanken, an der Naturvollen Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, endlich an jenem Klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie und nirgend seines Gleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen.

## III.

## KÜNSTE DER GRIECHEN.

Ein Volk von dieser Gesinnung mußte auch in allen Künsten des Lebens vom Notwendigen zum Schönen und Wohlgefälligen steigen; die Griechen haben dies in Allem, was auf sie traf, fast bis zum höchsten Punkt erreicht. Ihre Religion erfoderte Bilder und Tempel, ihre Staatsverfassungen machten Denkmale und öffentliche Gebäude, ihr Klima und ihre Lebensweise, ihre Betriebsamkeit, Üppigkeit, Eitelkeit u. f. machten ihnen mancherlei Werke der Kunst nötig. Der Genius des Schönen gab ihnen also diese Werke an und half sie einzig in der Menschengeschichte, vollenden: denn da die größten Wunder dieser Art längst zerstört sind, bewundern und lieben wir noch ihre Trümmer und Scherben.

1. Daß Religion die Kunst der Griechen sehr befördert habe, sehen wir aus den Verzeichnissen ihrer Kunstwerke in



Pausanias, Plinius oder irgend einer der Sammlungen, die von ihren Resten reden; es ist dieser Punkt auch der ganzen Völker- und Menschengeschichte ähnlich. Allenthalben wollte man gern den Gegenstand seiner Anbetung sehen und wo solches nicht das Gesetz oder die Religion selbst verbot, bestrebte man sich, ihn vorzustellen oder zu bilden. Selbst Negervölker machen sich ihren Gott in einem Fetisch gegenwärtig und von den Griechen weiß man, daß ihre Vorstellung der Götter uralter von einem Stein oder einem bezeichneten Klotz ausging. In dieser Dürftigkeit konnte nun ein so betriebsames Volk nicht bleiben; der Block wurde zu einer Herme oder Statue und da die Nation in viele kleine Stämme und Völkerschaften geteilt war, so war es natürlich, daß jede ihren Haus- und Stammesgott auch in der Abbildung auszuschnitzen suchte. Einige glückliche Versuche der alten Dädalen, wahrscheinlich auch die Ansicht nachbarlicher Kunstwerke erregten Nacheiferung und so fanden sich bald mehrere Stämme und Städte, die ihren Gott, das größte Heiligtum ihres Bezirks, in einer leidlichen Gestalt erblickten. Vorzüglich an Bildern der Göttern hat sich die älteste Kunst aufgerichtet und gleichsam gehen gelernt;<sup>37</sup> daher auch alle Völker, denen Abbildungen der Götter versagt waren, in der bildenden Kunst nie eigentlich hoch emporstiegen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinnen lebten; was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, der ihre Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Von Dichtern mußte der Künstler die Geschichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorstellung lernen; daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung derselben nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang.<sup>38</sup> Mit der Zeit

<sup>37</sup> S. *Winkelmanns* Gesch. der Kunst T. I. Kap. I. *Heyne* Berichtigung und Ergänzung derselben in den Deutschen Schriften der Götting. Societ. T. I. S. 211. u. f.

<sup>38</sup> S. *Heyne* über den Kasten des Kypselus u. a.

kam man auf gefälligeren Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde und so ward Homer ein Vater der schöneren Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandtschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis endlich die angenommene Dichter-Tradition sich zu einem Kodex der Göttergestalten im ganzen Reich der Kunst formte. Kein Volk des Altertums konnte also die Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Kultur gelangt war. Ein solches hat es in der Geschichte nicht gegeben und so stehen die Griechen mit ihrer homerischen Kunst allein da.

Hieraus erklärt sich also die Idealschöpfung der griechischen Kunst, die weder aus einer tiefen Philosophie ihrer Künstler, noch aus einer idealischen Naturbildung der Nation, sondern aus Ursachen entstanden war, die wir bisher entwickelt haben. Ohne Zweifel war es ein glücklicher Umstand, daß die Griechen, im Ganzen betrachtet, ein schöngebildetes Volk waren, ob man gleich diese Bildung nicht auf jeden einzelnen Griechen als auf eine idealische Kunstgestalt ausdehnen mußte. Bei ihnen wie allenthalben ließ sich die Formenreiche Natur an der tausendfachen Veränderung menschlicher Gestalten nicht hindern und nach Hippokrates gab es wie allenthalben, so auch unter den schönen Griechen mißformende Krankheiten und Übel. Alle dies aber auch zugestanden und selbst jene mancherlei süße Gelegenheiten mitgerechnet, bei denen der Künstler einen schönen Jüngling zum Apoll oder eine Phryne und Lais zur Göttin der Anmut erheben konnte; so erklärt sich das angenommene und zur Regel gegebene Götter-Ideal der Künstler damit noch nicht. Ein Kopf des Jupiters könnte in der Menschennatur wahrscheinlich so wenig existieren, als in unserer wirklichen Welt Homers Jupiter je gelebt hat. Der große anatomi-

sche Zeichner, *Camper*, hat deutlich erwiesen,<sup>39</sup> auf welchen ausgedachten Regeln das griechische Künstler-Ideal in seiner Form beruhe; auf diese Regeln aber konnte nur die Vorstellung der Dichter und der Zweck einer heiligen Verehrung führen. Wollet ihr also ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen: so gebet einem Volk diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben, nebst allem was dazu gehört, in seiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seine Tempel, seine Grotten und heiligen Haine: so werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volk die Höhe der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das von einer solchen Religion, d. i. von einem so lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllt hatte, ganz und gar nichts weiß.

2. Alle Heldensagen der Griechen, insonderheit wenn sie Vorfahren des Stammes betrafen, gehören gleichfalls hieher: denn auch sie waren durch die Seele der Dichter gegangen und lebten zum Teil in ewigen Liedern; der Künstler also, der sie bildete, schuf zum Stolz und zur Ahnenfreude des Stammes ihre Geschichten mit einer Art Dichter-Religion nach. Dies bestätigt die älteste Künstlergeschichte und eine Übersicht der griechischen Kunstwerke. Gräber, Schilde, Altäre, heilige Sitze und Tempel waren es, die das Andenken der Vorfahren festhielten und eben auch sie beschäftigten in mehreren Stämmen von den ältesten Zeiten her den arbeitenden Künstler. Alle streitbaren Völker der Welt bemalten und schmückten ihre Schilde; die Griechen gingen weiter: sie schnitzten oder gossen und bildeten auf sie das Andenken der Väter. Daher die frühen Werke Vulcans in sehr alten Dichtern; daher Herkules Schild beim Hesiodus mit Perseus Taten. Nebst Schildern kamen Vorstellungen dieser Art auf Altäre der Helden oder auf andere Familiendenkmale, wie Kypselus Kasten zeigt, dessen Figuren völlig im Geschmack von Hesiodus Schilde waren. Erhobene Werke dieses Inhalts

39 *Camper's* kleinere Schriften S. 18. u. f.

schrieben sich schon von Dädalus Zeiten her und da viele Tempel der Götter ursprünglich Grabmäler gewesen waren,<sup>40</sup> so trat in ihnen das Andenken der Vorfahren, der Helden und Götter so nahe zusammen, daß es fast Einerlei Verehrung, der Kunst wenigstens Einerlei Triebwerk ward. Daher die Vorstellung der alten Heldengeschichte an der Kleidung der Götter, auf Seiten der Throne und Altäre: daher die Ehrenmäler der Verstorbenen oft auf den Märkten der Städte oder die Hermen und Säulen auf den Gräbern. Setzt man nun noch die unsäglich-vielen Kunstwerke hinzu, die als Geschenke von Familien, Stämmen oder Privatpersonen zum Andenken oder als Dankgelübde in die Tempel der Götter kamen und dem angenommenen Gebrauch gemäß oft mit Vorstellungen aus der Stammes- und Heldengeschichte ausgeschmückt waren; welch andres Volk könnte sich einer solchen Triebfeder der mannigfaltigsten Kunst rühmen? Unsre Ahnensäle mit ihren Bildern vergessener Vorfahren sind dagegen nichts; da ganz Griechenland von Sagen und Liedern und heiligen Plätzen seiner Götter- und Heldenahnen voll war. Alles hing an der kühnen Idee, daß Götter mit ihnen verwandte, höhere Menschen und Helden niedere Götter sein; diesen Begriff aber hatten ihre Dichter gebildet.

Zu solchem Familien- und Vaterlandsruhm, der der Kunst aufhalf, rechne ich auch die griechischen Spiele: sie waren Stiftungen und zugleich Gedächtnisfeste ihrer Helden, dabei also gottesdienstliche und sowohl der Kunst als der Dichtkunst äußerst vorteilhafte Gebräuche. Nicht etwa nur, daß Jünglinge, zum Teil nackt, sich in mancherlei Kämpfen und Geschicklichkeiten übten und dabei dem Künstler lebendige Modelle wurden; sondern vielmehr, daß durch diese Übungen ihr Leib einer schönen Nachbildung fähig und durch diese jugendlichen Siege ihr Geist im tätigen Andenken des Familien- Väter- und Heldenruhms erhalten ward. Aus Pin-

40 Wie z. B. der Tempel der Pallas zu Larissa Akrisius, der Tempel der Minerva Polias zu Athen Erichthonius, der Thron des Amykläus Hyacinths Grabmal war u. f.

dar und aus der Geschichte wissen wir, wie hoch die Siege solcher Art im ganzen Griechenland geschätzt wurden und mit welchem Wetteifer man darnach strebte. Die ganze Stadt des Überwinders wurde damit geehrt: Götter und Helden der Vorzeit stiegen zum Geschlecht des Siegers nieder. Hier-  
 5 auf beruht die Ökonomie der Oden Pindars; Kunstwerke, die er über den Wert der Bildsäulen erhob. Hierauf beruhete die Ehre des Grabmals oder der Statue, die der Sieger, meistens idealisch, erhalten durfte. Er war durch diese glückliche  
 10 Nacheiferung der Helden-Vorfahren gleichsam ein Gott geworden und über die Menschen erhoben. Wo sind jetzt dergleichen Spiele mit gleichem Wert und gleichen Folgen möglich?

3. Auch die Staatsverfassungen der Griechen halfen der  
 15 Kunst auf; nicht sowohl weil sie Freistaaten waren, als weil diese Freistaaten den Künstler zu großen Arbeiten brauchten. Griechenland war in viele Staaten verteilt und mochten diese von Königen oder von Archonten regiert werden: so fand die Kunst Nahrung. Auch ihre Könige waren Griechen  
 20 und alle Kunst-Bedürfnisse, die aus der Religion oder aus Geschlechtssagen entsprangen, waren ihr Bedürfnis; oft waren sie sogar die obersten Priester. Also von alten Zeiten an zeichnete sich der Schmuck ihrer Paläste durch Kostbarkeiten ihres Stammes- oder ihrer Heldenfreunde aus, wie bereits  
 25 Homer davon erzählt. Allerdings aber gaben die republikanischen Verfassungen, die mit der Zeit überall in Griechenland eingeführt wurden, der Kunst einen weitem Raum. In einem Gemeinwesen waren Gebäude zur Ver-  
 30 sammlung des Volks, zum öffentlichen Schatz, zu gemeinschaftlichen Übungen und Vergnügungen nötig und so entstanden z. B. in Athen die prächtigen Gymnasien, Theater und Galerien, das Odeum und Prytaneum, der Pnyx u. f. Da  
 35 in den griechischen Republiken alles im Namen des Volks oder der Stadt getrieben ward: so war auch nichts zu kostbar, was auf die Schutzgötter derselben oder auf die Herrlichkeit ihres Namens verwandt wurde, dagegen einzelne, selbst die vornehmsten Bürger sich mit schlechteren Häusern begnüg-

ten. Dieser Gemeingeist, alles wenigstens dem Scheine nach für das Ganze zu tun, war die Seele der griechischen Staaten, den ohne Zweifel auch *Winkelmann* meinte, wenn er die Freiheit der griechischen Republiken als das goldne Zeitalter der  
 5 Kunst pries. Pracht und Größe nämlich waren in ihnen nicht so verteilt, wie in den neueren Zeiten, sondern flossen in dem zusammen, was den Staat anging. Mit Ruhmes-Ideen dieser Art schmeichelte Perikles dem Volk und tat mehr für die  
 10 Künste, als zehn atheniensische Könige würden getan haben. Alles was er bauete, war im großen Geschmack, weil es den Göttern und der ewigen Stadt gehörte; und gewiß würden wenige der griechischen Städte und Inseln solche Ge-  
 15 bäude errichtet, solche Kunstwerke befördert haben, wenn sie nicht von einander getrennte, im Ruhm wetteifernde Freistaaten gewesen wären. Da überdem bei demokratischen  
 20 Republiken der Führer des Volks dem Volk gefallen mußte; was wählte er lieber als die Gattung des Aufwandes, die nebst dem Wohlgefallen der Schutzgötter auch dem Volk in die Augen fiel und viele Menschen nährte?

Niemand zweifelt daran, daß dieser Aufwand auch Folgen  
 25 gehabt habe, von welchen die Menschheit gern wegsieht. Die Härte, mit denen die Athenienser ihre Überwundenen, selbst ihre Kolonien drückten, die Räubereien und Kriege, in welche die Staaten Griechenlands unaufhörlich verflochten  
 30 waren, die harten Dienste, die selbst ihre Bürger dem Staat tun mußten und viele andere Dinge mehr, machen die griechischen wohl nicht zu den erwünschtesten Staaten; der öffentlichen Kunst aber mußten selbst diese Beschwerden  
 35 dienen. Tempel der Götter waren meistens auch dem Feinde heilig; bei einem wechselnden Schicksal aber gingen auch die vom Feinde verwüsteten Tempel aus der Asche desto schöner empor. Vom Siegestraube der Perser ward ein schöneres Athen erbauet und fast bei allen glücklichen Kriegen ward  
 von dem Teil der Beute, der dem Staat zugehörte, auch einer oder der andern Kunst geopfert. Noch in den spätern Zeiten  
 erhielt Athen, Trotz aller Verwüstungen der Römer, immer noch die Herrlichkeit seines Namens durch Statuen und Ge-

bäude: denn mehrere Kaiser, Könige, Helden und reiche Privatpersonen beeiferten sich, eine Stadt zu erhalten und zu verschönern, die sie für die Mutter alles guten Geschmacks erkannten. Daher sehen wir auch unter dem Macedonischen Reich die Kunst der Griechen nicht ausgestorben; sondern nur wandernd. Auch in fernen Ländern waren die griechischen Könige doch Griechen und liebten griechische Künste. So baueten Alexander und manche seiner Nachfolger in Afrika und Asien prächtige Städte; auch Rom und andre Völker lernten von den Griechen, da die Zeit der Kunst in ihrem Vaterlande dahin war: denn allenthalben war doch nur Eine griechische Kunst und Baukunst auf der gesamten Erde.

4. Endlich nährte auch das Klima der Griechen die Künste des Schönen, nicht hauptsächlich durch die Gestalt der Menschen, die mehr vom Stamm als vom Himmelsstrich abhängt; sondern durch seine bequeme Lage für die Materialien der Kunst und die Aufstellung ihrer Kunstwerke. Der schöne Parische und andre Gattungen Marmors standen in ihrem Lande ihnen zu Gebot; das Elfenbein, das Erz und was sie sonst zur Kunst bedurften, gab ihnen ein Handel, dem sie wie in der Mitte lagen. Gewissermaße kam dieser der Geburt ihrer Kunst selbst zuvor, indem sie aus Kleinasien, Phönicien und andern Ländern Kostbarkeiten besitzen konnten, die sie selbst noch nicht zu bearbeiten wußten. Der Keim ihrer Kunstgaben ward also frühe hervorgehoben, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Klein-Asien, ihre Kolonien in Großgriechenland u. f. einen Geschmack an Üppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunst nicht anders als aufhelfen konnte. Der leichte Charakter der Griechen war weit entfernt, an Nutzlose Pyramiden seinen Fleiß zu verschwenden; einzelne Städte und Staaten konnten in diese Wüste des Ungeheuren auch nie geraten. Sie trafen also, wenn man vielleicht den einzigen Colossus der Insel Rhodus ausnimmt, selbst in ihren größten Werken das schöne Maß, in welchem Erhabenheit sich mit Anmut begegnet. Dazu gab ihnen nun ihr heiterer Himmel so manchen Anlaß. So man-

chen unbedeckten Statuen, Altären und Tempeln gab er Raum; insonderheit der schönen Säule, die statt der toten nordischen Mauer in schlanker Anmut unter ihm dastehen konnte, ein Muster des Ebenmaßes, der Richtigkeit und Einfachheit.

Vereinigt man alle diese Umstände, so siehet man, wie in Ionien, Griechenland und Sicilien auch der Kunst nach jener leichte, richtige Geist wirken konnte, der bei den Griechen alle Werke des Geschmacks bezeichnet. Durch Regeln allein kann er nicht erlernt werden; er äußert sich aber in beobachteten Regeln und durfte, so ganz er ursprünglich der Anhauch eines glücklichen Genius war, durch eine fortgesetzte Übung selbst Handwerk werden. Auch der schlechteste griechische Künstler ist seiner Manier nach ein Grieche: wir können ihn übertreffen; die ganze genetische Art der griechischen Kunst aber werden wir nie erreichen: der Genius dieser Zeiten ist vorüber.

## IV.

## SITTEN- UND STAATENWEISHEIT DER GRIECHEN.

41 Pinxit Demom Atheniensium argumento quoque ingenioso: volebat namque varium, iracundum, iniustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem fugacemque et omnia pariter ostendere. *Plin. hist. nat. I. 30. c. 5.*

Ulrike Wagner (Berlin), Kristin Gjesdal (Oslo) und Yael Almog (Göttingen)

– *Vom Geist der Ebräischen Poesie*

*FHA 5, 661-694.*

VOM GEIST  
DER EBRÄISCHEN POESIE

EINE ANLEITUNG

FÜR DIE LIEBHABER DERSELBEN  
UND DER ÄLTESTEN GESCHICHTE  
DES MENSCHLICHEN GEISTES

ERSTER THEIL

ENTWURF DES BUCHS,  
NACH SEINER ERSTEN ANKÜNDIGUNG  
IN DEN BERICHTEN DER  
BUCHHANDLUNG DER GELEHRTEN.

Jedermann ist des Bischof Lowths schönes und allgeprie- 5  
senes Buch de sacra poësi Hebraeorum bekannt; man wird  
aber aus dem nähern Inhalt der obengenannten Schrift  
sehen, daß dieselbe weder eine Übersetzung noch Nach-  
ahmung desselben sei, und neben oder hinter ihm für  
Liebhaber der ältesten, simpelsten und erhabensten Poesie 10  
überhaupt, vielleicht auch für alle, die dem Gang göttlicher  
und menschlicher Kenntnisse in unserm Geschlechte  
nachforschen, nicht unangenehm oder unnützlich sein  
dürfte.

In einer vorläufigen *Einleitung* werden die drei *Haupt-* 15  
*stücke* untersucht, auf die sich die Poesie der Ebräer in  
ihrem Ursprunge gründet. Zuvörderst das Poetische im  
Bau und Reichthum ihrer *Sprache*: sodann die *Urideen*, die  
sie von den ältesten Zeiten empfangen hatten, und die  
gleichsam eine so erhabne als simple poetische *Kosmologie* 20  
sind: Drittens die *Geschichte ihrer Väter* bis auf ihren  
Gesetzgeber, und was in ihr Grund zur *Auszeichnung*  
sowohl des *ganzen Volks*, als besonders der Schriften und  
*Poesien* derselben gewesen.

Das Werk selbst fängt vom großen *Gesetzgeber* des Volks 25  
an: was er durch seine *Taten*, durch seine *Gesetzgebung*, und  
drittens durch die *Darstellung* beider in *Geschichte* und eigener  
*Poesie* auf den Geist des Volks und seiner Nachkommen-  
schaft gewirkt oder nicht gewirkt hat? Welche Ideen der  
Vorwelt er weiter geführt oder verändert? welchen Anblick 30  
des Landes, der Nationen rings umher er ihnen einprägen  
wollte? und endlich wodurch er die Poesie dieser Nation zu  
einer *Hirten-* und *Landespoesie*, zu einer Stimme des

*Heiligtums* und der *Propheten* gebildet? Die *Ursachen* dieser Dinge werden aus der Geschichte entwickelt und ihre *Wirkungen* in den lebhaftesten Beispielen der folgenden Zeiten gezeigt.

5 Es wird sodann die Geschichte selbst vom *Gesetzgeber* bis zum blühendsten und mächtigsten *König* des Volks fortgeleitet, unter welchem und dessen Sohne auch die *zweite* Blüte der Poesie eintritt. Die schönsten Erscheinungen derselben werden aus den *Ursachen* ihrer Entstehung  
10 erklärt, in ihr *morgenländisches Licht* gesetzt, und was sie auch, im Fortgang der Zeiten *gewirkt* haben, entwickelt. Es versteht sich, daß die angenehmsten und lehrreichsten Stücke in einer lesbaren, ihrem Geist angemessenen *Übersetzung* dem Werk eingeschaltet werden.

15 So gehts zur *dritten* Periode der Dichtkunst hinab, längst vor dem Verfall des Volks, nämlich zur Stimme der *Propheten*. Die *Charaktere* dieser patriotischen und göttlichen Demagogen werden entwickelt, *Aufschluß* und *Einleitung* zu ihren Schriften gegeben, und die erhabensten, schönsten und rührendsten *Stücke* derselben abermals dem  
20 Werk einverleibet.

Es kommen jetzt die klagenden Stimmen *bei* und *nach dem Verfall der Nation*, die hoffenden und aufmunternden zu *Wiederaufrichtung* derselben: die *Wirkungen* der gesamten  
25 Schriften des Volks, da sie sich jetzt mit andern Sprachen, insonderheit der Griechischen vermischten: Die *Wirkungen* derselben durch die Schriften und Lehrer des *Christentums* bis zu unsern Zeiten.

Einige Abhandlungen zum Ende des Buchs untersuchen  
30 die *Geschichte* der *Behandlung* dieser *Poesien* von Juden und andern Völkern: das verschiedene *Glück* der *Nachahmungen* derselben zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Sprachen; endlich *was das Phänomenon* und das *Resultat* dieser Schriften und ihres Geistes in der ganzen uns  
35 bekannten *Geschichte der Kultur* und ihrer *Weltveränderungen* sein möchte?

Man sehe diese Ankündigung nicht für Ruhm oder

Großsprecherei, sondern für das Ziel an, das sich der Verfasser des Buchs vorsetzte. In magnis voluisse sat est, ist auch hier sein Wahlspruch.

der Verfasser.



## VORREDE

Die vorgesezte Ankündigung überhebet mich der Mühe, über den Zweck und Plan dieses Buchs weitläufig zu werden; ich zeige also nur im kurzen an, wie er im ersten Teil ausgeführt sei.

Es sollte dieser erste Teil die allgemeinen und charakteristischen Grundzüge der Ebräischen Poesie fassen, ihre Kosmologie, die ältesten Begriffe von Gott, der Schöpfung, der Vorsehung, von Engeln und Elohim, den Cherubim, einzelnen Gegenständen und Dichtungen der Natur u. f.; zusamt insonderheit den Sagen der Väter, die, wie überall, so vorzüglich bei diesem Volk, die Anlage zum Gebäude seiner ganzen Denkart, mithin auch der Genius seiner Poesie sind. Diese recht darzustellen und zu entwickeln, war hier um so viel nötiger, da die meisten Sagen dieser Art selbst poetische Farbe haben, und leider! oft sehr verkannt sind. Ich habe mich hiebei der mühsamsten Kürze beflissen, nicht etwa unnötig zum hundertsten mal zu sagen, was schon neun und neunzig mal gesagt war, und wo ichs der Verbindung wegen tun mußte, ging ich so schnell drüber, als möglich: denn wo bei alltäglichen Sachen das Lesen schwer wird, wird das Schreiben noch viel schwerer.

Dafür suchte ich lieber dunkle oder mißdeutete Geschichten, des Paradieses, des Falls, des Turmbaus, des Kampfs mit Elohim u. f. nebst einzelnen mythologischen Dichtungen und Personifikationen ins Licht zu setzen, die sowohl den Charakter der Ebräischen Poesie aufs deutlichste in Proben zeigen, als auch künftighin uns vom nutzbarsten Gebrauch sein werden: denn ehe man viel von Schönheit oder Häßlichkeit einer Sache spricht, muß man sie erst verstehen lernen. Rechter Verstand der Worte,

Bilder und Sachen gibt denen, die Gefühl haben, ohne viel Rede und Anpreisung, Begriff der Schönheit. Wers nicht hat, dem kann es durch Ausrufungen, durch Herbeiholung vieler ähnlichen Stellen aus andern Dichtern, geschweige durch allgemeine Betrachtungen über die Poesie und ihre mancherlei Arten schwerlich gegeben werden. Von diesem allen hielt ich also mein Buch frei.

Und übersetzte lieber schöne Stellen, so viel ich konnte; diese mögen keinem zu viel dünken, denn sie sind der Zweck meines Buchs. Sie sind die Sterne dieses sonst öden Raums: sie sind die Frucht und mein Buch nur Schale. Wäre mirs gelungen, die Proben, die ich hier gab, in ihrer alten Würde und Einfachheit schön und gut darzustellen, so hätte ich mein Ziel wenigstens nicht ganz verfehlet: denn ich bin auch hierin von Luthers Meinung, »daß wir die Propheten müssen lassen auf dem Pult sitzen, und wir hienieden zu ihren Füßen hören, was sie sagen, und nicht sagen, was sie hören müssen.« In dieser frühen Zeit kam mir vorzüglich das Buch Hiob zu Hülfe, und ich wünschte, daß ich nur etwas von dem ausgedruckt hätte, was meine Seele bei dieser hohen, einfältigen, vielleicht ältesten Kunstkomposition empfindet. *Ardua res est, vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia* – wie wünschte ich, etwas davon bei meinen Patriarchen, bei meinem Hiob und Moses erreicht zu haben! Mit Gelehrsamkeit und fremden Buchstaben habe ich meinen Text nicht überschwemmen mögen; für den Ungelehrten sind sie nicht, und der Gelehrte, der die Ursprache und die alten Übersetzungen zur Hand nimmt, kann sie sich leicht supplieren; ja es ist eine Freude für ihn, insonderheit den jungen Gelehrten, wenn er sich die Gründe supplieren darf, wenn ihm auch etwas übergelassen ist, aufzusuchen, zu vergleichen, zu denken. Daher habe ich auch die reiche Beihülfe neuerer Philologen – gebraucht, wo ich konnte, ohne damit zu prangen oder sie widerlegend Schau zu führen. Denen, die ich genutzt, wird mein stiller

Gebrauch Dank sein; wo ich nicht ihrer Meinung sein konnte; – da war ich meiner eignen Meinung.

Und um auch diese jedesmal im mildesten Licht vorzutragen, habe ich den bei Materien dieser Art sonst ungewöhnlichen Weg der Gespräche gewählt. Wie schwer es mir ward, weiß ich selbst, und um die Grazien des Platonisch- Shaftesburi- oder Diderotschen und Lessingschen Gesprächs zu buhlen, wäre bei Sachen dieses Zwecks und Inhalts Torheit der Torheiten gewesen. Hier waren weder  
 10 ausgesuchte Situationen anzulegen, noch neue Charaktere zu entwickeln, noch endlich Ideen aus der Seele des Antwortenden hervorzuspinnen; worin die größte Kunst insonderheit des lehrenden Gesprächs bestehet. Zu erfinden war hier überhaupt nichts, sondern zu erklären, zu  
 15 zeigen, zu finden: also Demonstrator und dem demonstriert wird, Freund mit Freund, Lehrer mit Schüler mußte und konnte hier allein sprechen. Mein Vorbild in großen Stellen der Gespräche war nicht Plato, sondern das Buch *Cosri* oder gar der Katechismus.

20 Aber warum wählte ich denn die Form der Gespräche? Aus mehr als einer Ursache. Zuerst und zuvörderst der lieben Kürze wegen. Im Gespräch drückt ein Buchstab, der Absatz einer neuen Reihe, ein kurzes Wie? oder Woher? aus, wozu man im dogmatischen Vortrag Perioden und halbe  
 25 Seiten not hat. Von jenen breiten Formeln und Übergängen: »dagegen könnte man sagen, hiewider ist gesagt worden u. f. f.« blieb ich verschonet. *Zweitens*. Auch vom einförmigen, steifbehauptenden oder gar widerlich deklamierenden Katheder- und Kanzelton konnte ich verschont bleiben, dem sonst der dogmatische Vortrag über Sachen dieser  
 30 Art, ein ganzes Buch durch, schwerlich entgehen möchte. Auch der schlechteste Dialog macht die Sache lebendig, vielseitig, menschlich, wenn er nur nicht (wie hier manchmal der Fall war) zu trockne Dinge betrifft und zu lange währet. *Drittens* entkam ich mit ihm, wofür ich Gott  
 35 herzlich danke, der Notwendigkeit, widersprechen, streiten, zitieren zu müssen; und damit entkam ich einem

großen Übel. Hier sprechen *Alciphron* und *Eutyphron*: jener spricht manchmal wie das Publikum von hundert Köpfen; aber sie sprechen unter einander, sie belehren und widerlegen niemand in der Welt außer ihnen. Wer nicht von Eutyphrons Meinung sein will, bleibe von Alciphrons oder  
 5 von – seiner eignen Meinung. – Darf ichs endlich bekennen: je älter ich werde, je schwerer wird mir der Ton der Lehre. Wen lehrt man, wenn man ein gesamtes Publikum lehret? wo wohnt dies? und in welchem Ton soll man zu ihm  
 10 reden, daß man nicht zu hoch, nicht zu niedrig rede? Also sprechen hier zwei einzelne Menschen; wer will, höre sie an, bessere sie, lerne oder lehre.

Darf ich sagen, wen ich mir am liebsten zu Lesern wünsche? Alciphron ist ein Jüngling; er studiert diese  
 15 Poesie nicht aus Zwang, nicht des leidigen Berufs und Brots wegen, sondern aus Liebe; also Jünglinge und Liebhaber der Schrift, Liebhaber der ältesten, einfältigsten, vielleicht herzlichsten Poesie der Erde, Liebhaber endlich der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens –  
 20 unbefangne, frische, muntre Menschen der Art wünsche ich mir vorzüglich zu Lesern. Von der Kindheit und Jugend des menschlichen Geschlechts läßt sich mit Kindern, mit Jünglingen am besten sprechen; Zeiten vor dem Mosaischen Knechtsdienst fühlen die am besten, die noch kein  
 25 Joch der Regeln erdrückt hat, denen die Morgenröte der Welt Morgenröte der Seele sein soll. Wenn etwas an meinem Buch ist, so ist der mein Freund, der es ohne Lob und Tadel Lesern solcher Art in die Hände spielt. Jeder kann ja auslassen, was ihm nicht gefällt, dazu ist der Inhalt der  
 30 Gespräche vorgezeichnet.

Und wenn, wie ich wünsche, unter diesen Jünglingen Theologen sind, darf ich sie mit Einem Wort besonders anreden? Der Grund der Theologie ist Bibel, und der Grund des N. T. ist das alte. Unmöglich verstehn wir jenes  
 35 recht, wenn wir dieses nicht verstehen: denn Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen, der Genius der Sprache ist in beiderlei Büchern derselbe. Und den Genius

der Sprache können wir nie besser, d. i. wahrer, tiefer, vielseitiger, angenehmer studieren, als in Poesie, und zwar so viel möglich in den ältesten Poesien derselben. Es ist falsch und verführend, wenn man jungen Theologen das N. T. mit Ausschließung des alten anpreiset; ohne dieses ist jenes auf eine gelehrte Weise nicht einmal verständlich. Dazu ist in ihm, dem A. T., eine so reiche Abwechslung von Geschichten, Bildern, Charakteren, Szenen: in ihm sehen wir die vielfarbige Dämmerung, der schönen Sonne  
 10 Aufgang; im N. T. steht sie am höchsten Himmel, und jedermann weiß, welche Tageszeit dem sinnlichen Auge die erquickendste, die stärkendste ist. Studiere man also das A. T., auch nur als ein menschliches Buch voll alter Poesien, mit Lust und Liebe; so wird uns das Neue in seiner  
 15 Reinheit, seinem hohen Glanz, seiner überirdischen Schönheit von selbst aufgehn. Sammle man den Reichtum jenes in sich; und man wird auch in diesem kein leerer, Geschmackloser oder gar entweihender Schwätzer werden. Weimar, den 9. April 1782.

20 Herder.

## I.

## INHALT DES GESPRÄCHS.

Vorurteile gegen die Ebräische Poesie und Sprache. Ursachen derselben. Vom Handlungsvollen in ihren Verben; durch diese wird eine Sprache poetisch. Auch die Nomina stellen Handlung dar. Ihr Reichtum an Namen: in welchen Gattungen er zu suchen sei? Reichtum an Naturnamen, Synonymen, Zahlwörtern, Wörtern des Schmucks und der Üppigkeit aus benachbarten Völkern. Warum sich das Ebräische nicht wie das Arabische fortgebildet? Von Wurzeln der Verben: sie vereinigen Bild und Empfindung. Namenbildung der Nord- und Südländer. Unterschied der Aussprache beider. Von Ableitung der Wurzelwörter. Wunsch eines philosophischen Wörterbuchs. Von den Zeiten der Verben, und dem poetischen Genius derselben. Zusammensetzung vieler Begriffe in Ein Wort. Buchstaben gemälde. Wie man sich an ihre Entzifferung zu gewöhnen habe? Vom Parallelismus. Grund desselben im Ebenmaße, das auch das Ohr liebet. Vom Parallelismus in Griechischen Sylbenmaßen. Wie fern er in der Natur der Rede und des Affekts liegt? nach mancherlei Inhalt. Ähnlichkeit desselben auch bei nordischen Völkern. Warum ihn insonderheit die Ebräische Sprache ausgebildet? Wirkung und Nutzen desselben. Ob die Ebräische Sprache ohne Vokalen geschrieben worden? Ob sie von Anfange an so viel regelmäßige Konjugationen gehabt? Studium derselben, als einer poetischen Sprache. Studium ihrer Gedichte. Beilage eines Gedichts über Schrift und Sprache.

## ALCIPHRON.

Finde ich Sie doch wieder bei dieser armen barbarischen Sprache! Da sieht man, was Jugendeindrücke tun und wie unumgänglich nötig es sei, daß wir von früh auf mit dem alten Unrat der Zeiten verschont bleiben: man wird seiner nachher im Leben nicht los.

EUTYPHRON. Sie sprechen ja wie einer der neuen Aufklärer, die die Menschen von allen Vorurteilen der Kindheit und wo möglich von der Kindheit selbst frei machen wollen. Kennen Sie diese arme barbarische Sprache? und warum dünkt sie Ihnen also?

A. Leider kenne ich sie genug, bin in der Kindheit mit ihr gequält worden und werde noch gequält, wenn ich in der Theologie, Philosophie, Geschichte und wo weiß ich mehr? den Nachhall ihres hohen Unsinns höre. Das Geklapper der alten Cymbeln und Pauken, kurz die ganze Janitscharenmusik wilder Völker, die man den orientalischen Parallelismus zu nennen beliebt hat, ist mir dabei im Ohr und ich sehe noch immer den David vor der Bundeslade tanzen, oder den Propheten einen Spielmann rufen, daß er ihn begeistere.

E. Es scheint, Sie haben sich mit der Sprache bekannt gemacht, aber nicht aus Liebe.

A. Dafür kann ich nicht; genug, recht nach der Methode, mit allen Danzischen Regeln. Ich habe gar die Regeln zitieren können, ohne daß ich ihren Inhalt wußte.

E. Desto schlimmer! und ich begreife, warum Sie ihr so abgeneigt sind. Aber, m. Fr., muß man einer übeln Methode wegen die Wissenschaft hassen, die wir das Unglück hatten, zuerst in solcher Form zu sehen? Schätzen Sie den Mann bloß nach seinem Kleide? zumal wenn es ein fremdes ihm aufgezwungenes Kleid war?

A. Das nicht! und ich bin geneigt, alle Vorurteile fahren zu lassen, sobald Sie sie mir als solche zeigen. Mich dünkt aber, es wird schwer halten: denn ich habe beides, Sprache und Inhalt, ziemlich geprüft.

E. Wir wollen versuchen, und Einer von uns soll den andern lehren. Es wäre traurig mit der Wahrheit, wenn Menschen sich nicht über sie vereinigen könnten; und ich verwünschte alle Eindrücke meiner Jugend, wenn sie mir Zeitlebens nichts als Sklavenfesseln sein müßten. Wissen Sie aber, es sind bei mir keine Jugendeindrücke, was ich vom poetischen Geist dieser Sprache halte. Auch ich habe sie gelernt, wie Sie; es dauerte lange, ehe ich wiederum Geschmack an ihr gewann, bis ich allmählich in den Geist kam, in dem sie mir jetzt eine heilige Sprache, die Mutter unsrer edelsten Kenntnisse und jener frühen Menschenbildung ist, die sich nur auf einem schmalen Strich der Erde fortgebreitet, und ohn unser Verdienst auch zu uns kam.

A. Das geht stark auf eine Vergötterung los.

E. Auf keine Vergötterung. Wir wollen sie als menschliche Sprache, auch ihren Inhalt nur menschlich betrachten; ja, damit Sie noch gewisser werden, daß ich Sie nicht überschleiche, wir wollen nur von ihr als einem Werkzeuge alter Poesie reden. Gefällt Ihnen diese Materie? sie ist gar nicht verfänglich.

A. Vielmehr, sie ist mir in hohem Grad erfreulich. Ich rede gern von alten Sprachen, wenn man von ihnen nur menschlich redet. Sie sind die Form, in der sich menschliche Gedanken, gut oder schlecht, gebildet haben: sie geben die unterscheidendsten Züge vom Charakter und der Schart einzelner Völker, wo man aus der Vergleichung mit andern immer lernet. Heben Sie also an, auch von dieser Mundart morgenländischer Huronen zu reden; wenigstens wird uns ihre Armut bereichern und auf eigne Begriffe führen.

E. Was halten Sie einer poetischen Sprache, sie möge Huronen oder Otahiten zugehören, am notwendigsten? Nicht wahr, Handlung, Darstellung, Leidenschaft, Gesang, Rhythmus?

A. Allerdings.

E. Und welche Sprache diese Stücke vorzüglich ausge-

bildet hat, die ist eine vorzüglich poetische Sprache. Sie wissen, m. Fr., daß die Sprachen ziemlich ungebildeter Völker dies im hohen Grad sein können, ja daß sie vor manchen neuern zu fein gebildeten wirklich sind. Ich darf Sie nicht daran erinnern, unter welchem Volk Oßian, ja zu welchen Zeiten selbst der Griechische Homer sang?

A. Daraus folgt noch nicht, daß jede barbarische Nation ihren Homer und Oßian habe.

E. Vielleicht hat manche mehr als dies; nur freilich für sich und nicht für andre Sprachen. Um von einer Nation zu urteilen, muß man in ihre Zeit, ihr Land, ihren Kreis der Denkart und Empfindung treten, sehen, wie sie lebt? wie sie erzogen wird? was für Gegenstände sie sieht? was für Dinge sie mit Leidenschaft liebt? wie ihre Luft, ihr Himmel, der Bau ihrer Organe, ihr Tanz, ihre Musik sei? Dies alles muß man nicht als Fremdling oder Feind, sondern als ihr Bruder und Mitgeborner kennen lernen; und denn fragen, ob sie einen Homer oder Oßian in ihrer Art, für ihre Bedürfnisse habe? Sie sehen, bei wie wenigen Völkern der Erde wir diese Untersuchung angestellt haben, oder jetzt erst anstellen können? Bei den Hebräern können wirs gewiß; ihre Poesien sind vor uns.

A. Aber welche Poesien! und in welcher Sprache! Wie unvollkommen ist sie! wie arm an eigentlichen Namen und bestimmten Beziehungen der Dinge auf einander! Wie unstet und ungewiß sind die Zeiten ihrer Verborum, daß man ja niemals weiß, ob von heut oder gestern oder von tausend Jahren rück- und vorwärts die Rede sei! Adjektiven, die doch so sehr malen, hat sie beinah gar nicht, und muß sich mit Zusammensetzung einiger Betteleien behelfen. Wie ungewiß und weit hergeholt ist die Bedeutung ihrer Wurzelwörter, und wie gezwungen die Ableitung von denselben! Daher denn die schrecklichen Katachresen, die weit hergesuchten Bilder, die ungeheuern Verbindungen der entferntesten Begriffe. Ihr Parallelismus ist eintönig; eine ewige Tautologie, dazu ohne Maß der Worte und Sylben, das sich nur einigermaßen dem Ohr empföhle.

Aures perpetuis tautologiis laedunt, sagt Einer der größten Kenner derselben, Orienti iucundis, Europae invisis, prudentioribus stomachaturis, dormitaturis reliquis und das ist wahr! Das sehn Sie bei allen Gesängen und Vorträgen, die den Geist dieser Sprache atmen. Endlich sie hatte ja gar keine Vokalen; denn diese sind ein neueres Machwerk: sie steht als eine tote Hieroglyphe, sehr oft gar ohne Schlüssel und Gewißheit ihrer Bedeutung, wenigstens ohne sichere Aussprache und Kenntniss ihres alten Rhythmus da. Was ist da von Homer und Oßian zu reden? Es wäre, als ob Sie diese in Mexico oder auf den beschriebenen Felsen Arabiens suchen wollten.

E. Ich danke Ihnen für den schönen Faden, den Sie unserm Gespräch geben. Sie haben eine so reiche Materie hervorgehant, und wirklich auch so überdacht und schön geordnet, wie mans von einem Kenner mehrerer Sprachen erwarten konnte. Lassen Sie uns zuerst vom Bau der Sprache reden.

Nicht wahr, Sie sagten, daß Handlung und Darstellung das Wesen der Poesie sei, und welcher Teil der Sprache malt Handlung, oder vielmehr stellt sie selbst dar, das Nomen oder Verbum?

A. Das Verbum.

E. Also die Sprache, die viel ausdrückende, malende Verba hat, ist eine Poetische Sprache: je mehr sie auch die Nomina zu Verbis machen kann, desto poetischer ist sie. Ein Nomen stellt immer nur die Sache tot dar: das Verbum setzt sie in Handlung, diese erregt Empfindung, denn sie ist selbst gleichsam mit Geist beseet. Erinnern Sie sich, was Leßing<sup>1</sup> über Homer gezeigt hat, daß bei ihm alles Gang, Bewegung, Handlung sei, und daß darin eben sein Leben, seine Wirkung, ja das Wesen aller Poesie bestehe. Nun ist bei den Ebräern beinahe alles Verbum: d. i. alles lebt und handelt. Die Nomina sind von Verbis hergeleitet und gleichsam noch Verba: sie sind wie lebendige Wesen, in der

<sup>1</sup> Leßings Laokoon: Berlin 1768.

Wirkung ihres Wurzelursprungs selbst aufgenommen und geformt. Bemerken Sie in neuern Sprachen, was für Wirkung es in der Poesie tut, wenn Verba und Nomina noch nicht weit getrennt, und jene zu diesen werden können. Denken Sie an das Englische, das Deutsche; die Sprache, von der wir reden, ist gleichsam ein Abgrund der Verborum, ein Meer von Wellen, wo Handlung in Handlung rauschet.

A. Mich dünkt aber, dieser Reichtum müßte doch immer im Verhältnisse mit andern Teilen der Rede bleiben: denn wenn alles Handlung wird, so ist ja zuletzt nichts, das da handelt. Subjectum, praedicatum, copula – so heißt in der Logik.

E. Für die Logik ist diese Ordnung gut, und für das Meisterwerk derselben, den Syllogismus, ist sie notwendig; für die Poesie nicht also, und ein Gedicht in Syllogismen könnte niemand lesen. In ihr ist die Copula das Hauptwerk, die andern Teile sind nur Bedürfnis oder Beihülfe. Wenn ich also zugebe, daß für einen abstrakten Denker die Ebräische Sprache nicht eben die beste wäre; so ist sies dieser handelnden Gestalt nach desto mehr für den Dichter. Alles in ihr ruft: »ich lebe, bewege mich, wirke. Mich erschufen Sinne und Leidenschaften, nicht abstrakte Denker und Philosophen: ich bin also für den Dichter, ja ich selbst bin ganz Dichtung.«

A. Aber wenn Sie Nomina, zumal Adjektiven brauchen?

E. So haben Sie sie auch: denn jede Sprache hat, was sie brauchet; nur müssen Sie nicht jede nach unserm Bedürfnis beurteilen. Hundert Namen von Sachen hat diese Sprache nicht, weil das Volk die Sachen selbst nicht hatte und kannte; so wie sie hundert andre hat, die wir nicht haben. An Abstraktionen ist sie arm, aber an sinnlichen Darstellungen reich, und sie hat eben deswegen so viel Synonymen von Einer und derselben Sache, weil diese jedesmal in ihrer ganzen Beziehung mit allen begleitenden sinnlichen Umständen genannt und gleichsam gemalt wurde. Der

Löwe, das Schwert, die Schlange, das Kamel haben in den morgenländischen, zumal der gebildetsten derselben, der Arabischen Sprache so viel Namen, weil jeder die Sache ursprünglich in eigener Ansicht schilderte, und diese Bäche nachher zusammen kamen. Auch im Ebräischen ist dieser Überfluß an sinnlichen Bezeichnungen sehr merkbar, und doch wie wenig haben wir von ihr übrig. Mehr als 250 botanische Namen in einem so kleinen Buch als unsre Reste der Ebräischen Schriften sind; Schriften so einförmigen Gegenstandes, meistens Geschichte oder Poesie des Tempels; denken Sie, wie reich die Sprache wäre, wenn wir sie in Poesien über das gemeine Leben und alle Szenen desselben, ja wenn wir nur das noch hätten, was in dem übrig gebliebenen genannt wird. Vielleicht gings hier, wie fast bei allen alten Völkern; aus der Sündflut der Zeiten ist nur soviel, als Noah im Kasten retten konnte, gerettet worden.

A. Mich dünkt, wir haben gnug, da in diesen wenigen Büchern selbst Einerlei mehrmal vorkommt. Aber wir kommen von unsrer Rede. Ich glaube es wohl, daß die Sprache, von der wir reden, in Händen anderer Völker reich werden konnte: wie hat sich die Arabische vorgebildet! und auch die Phönicier mögen Waren- und Zahlausdrücke gnug gehabt haben; dies arme Hirten- und Bettlervolk aber? Wohin konnte das die Sprache bilden?

E. Wohin sie ihr Geist rief und ihr Bedürfnis wandte. Es wäre ungerecht, von ihnen ein phönicisches Warenverzeichnis oder Arabische Spekulation zu fodern, da sie weder handelten noch spekulierten; indes in der Sprache muß dieser Reichtum da gewesen sein, denn phönicisch, arabisch, chaldäisch, hebräisch ist im Grunde nur Eine Sprache. Das Hebräische hat große Zahlwörter, die es uns kurz auszudrücken schwer wird: es hat eine Menge Namen zu Bezeichnung der Naturprodukte, ja selbst der Arten des Schmucks und der Üppigkeit, mit denen sie zeitig gnug bekannt wurden. Den Phöniciern, Ismaeliten, Aegyptern, Babyloniern, kurz den gebildetsten Völkern der alten Welt

nahe, und gleichsam im Mittelpunkt der damaligen Kultur, ward die Sprache geredet, sie nahm also von allen Umliegenheiten gnug an. Hätte sie fortgelebt; es hätte alles an sie gereiht werden können, was an die Arabische gereiht ist, die sich mit Recht rühmen kann, eine der reichsten und gebildetsten Sprachen der Welt zu sein.

A. Die Rabbinen haben ja an sie gereiht.

E. Nicht eben Perlen, auch leider nicht nach dem Genius ihrer uralten Bildung. Das arme Volk war in die Welt zerstreut: Die meisten bildeten also ihren Ausdruck nach dem Genius der Sprachen, unter denen sie lebten, und es ward ein trauriges Gemisch, an das wir hier nicht denken mögen. Wir reden vom Ebräischen, da es die lebendige Sprache Kanaans war, und auch hier nur von ihren schönsten reinesten Zeiten, ehe sie mit der Chaldäischen, Griechischen u. and. vermischt ward. Da lassen Sie sie doch wenigstens als ein armes, aber schönes und reines Landmädchen, als eine Land- und Hirtensprache gelten: Den Putz, den sie von ihren Nachbarinnen annahm, hätte ich ihr gern verziehen.

A. So mag sie gelten! Die einzelnen Züge ihrer Einfalt, insonderheit bei Naturszenen, habe ich als Kind mit Freude gefühlt. Aber, m. Fr., mich dünkt, dieser Züge ist doch so wenig: es kommt alles so eintönig wieder: nichts hat Umriß: schildern endlich, fein ausmalen können ihre Dichter gar nicht –

E. Mich dünkt, sie schildern, wie wenige unsrer Dichter, nicht fein und überfein, aber stark, ganz, lebendig. Von ihren Verbis haben wir geredet: sie sind ganz Handlung und Bewegung: die Wurzeln derselben sind Bild und Empfindung. Die Nomina, noch halb Verba, sind oft handelnde Wesen, und erscheinen in einer ewigen Personendichtung. Ihre Pronomina stehen hoch hervor, wie in jeder Sprache der Leidenschaften. Den Mangel der Adjektiven ersetzen sie sich durch Zusammensetzung andrer Wörter, daß abermals die Beschaffenheit selbst Sache, gleichsam ein eignes handelndes Wesen wird; mich dünkt, durch alle das

wird die Sprache so poetisch, als irgend Eine auf der Erde.

A. Es wird am besten sein, wir reden durch einzelne Beispiele: fangen Sie von den Wurzeln, den Verbis an.

E. Die Wurzeln ihrer Verben, sagte ich, sind Bild und Empfindung, und ich weiß keine Sprache, wo die einfache und leichte Verknüpfung beider so sinnlich und merkbar wäre. Freilich bescheide ich mich: nicht sinnlich und merkbar für ein Ohr, das nur an Töne Nordischer Sprachen gewöhnt ist, aber Ihnen, m. Fr., die Sie die Namenbildung der Griechen kennen, Ihnen wird es kaum schwer werden, einige Schritte weiter zu gehen, und die freilich stärkere, aber deshalb nicht gröbere Wortschöpfung des Orients mitzufühlen. Ich wiederhole es nochmals, bei ihren prägnantesten Worten ist Bild und Empfindung: die Sprache ist mit voller Brust, mit noch unausgebrauchten starken Organen, aber unter einem reinen und leichten Himmel, mit scharfem Blick, immer gleichsam die Sache selbst erfassend, und fast nie ohne Spur der Leidenschaft gebildet worden.

A. Bild und Empfindung? Stille und Leidenschaft? starke und doch leichte Töne? Sie verbinden seltsam.

E. Wir wollen also teilen. Alle Nordischen Sprachen ahmen den Schall der Natur nach; aber rauh, gleichsam nur von außen. Sie knarren, rauschen, zischen, krachen wie die Gegenstände selbst; weise Dichter benutzen dies mit großer Sparsamkeit; schlechte übertreibens. Der Grund hievon liegt offenbar im Klima und im Organ, wo und von wem die Sprache ursprünglich gebildet worden? Je südlicher, desto feiner wird die Naturnachahmung. Homers klingendste Verse knarren und zischen nicht: sie tönen. Die Worte sind schon durch ein feineres Medium, die Empfindung, gegangen, und gleichsam in der Region des Herzens gebildet. Sie geben also nicht grobe Bilder des Schalles, sondern Bilder, auf die das Gefühl sein sanfteres Siegel drückte, die es im Innern modifizierte. Von dieser Verbindung des Gefühls von innen, und des Bildes von außen im

Ton, in der Wurzel der Verben, sagte ich, sind die morgenländischen Sprachen ein Muster.

A. Um des Himmels willen, die barbarischen rauhen Kehlen- und Gurgeltöne! Und Sie wagen sie mit dem Griechischen Silberlaut zu vergleichen?

E. Ich vergleiche nicht: jede Sprache leidet bei solcher Vergleichung. Nichts ist nationeller und individueller als das Vergnügen des Ohrs, so wie die charakteristischen Biegungen der Sprachorgane. Wir z. E. setzen eine Feinheit darin, nur vorn zwischen Zung' und Lippe zu reden, und den Mund, als ob wir im Rauch und Nebel lebten, wenig zu öffnen: Klima, Sitten und Gewohnheit fodern es, die Sprache selbst ist dazu allmählich gebildet. Der Italiäner, noch mehr der Grieche, denkt nicht so: die Sprache Jenes ist voll runder Vokalen, Dieses voll Diphthongen, beide sprechen ore rotundo und beißen die Lippen nicht an einander. Der Orient holt die Töne tiefer aus der Brust, aus dem Herzen hervor, er spricht gleichsam, wie Elihu anhebt:

20 Der Rede bin ich voll!  
mich ängstiget der Othem meiner Brust!  
Er gärt in mir, wie der zugestopfte Most,  
wie der neue Schlauch zerreißt.  
Reden will ich und Luft mir machen,  
25 meine Lippen will ich öffnen und antworten:

Wenn diese Lippen sich öffneten, ward es gewiß lebendiger Laut, Bild der Sache im Atem der Empfindung; und das ist, dünkt mich, der Geist der Ebräischen Sprache. Sie ist voll Atems der Seele: sie tönt nicht wie die Griechische, aber sie haucht, sie lebet. Das ist sie uns, die wir ihre Aussprache zum Teil nicht kennen, und ihre tiefsten Kehlbuchstaben als unaussprechlich dastehn lassen; in den ältern wildern Zeiten welche Fülle der Seele, welcher Hauch des lebendigen Worts muß sie begeistert haben! Es war, wie sie nennen

– Geist Gottes, der in ihnen sprach,  
Des Allmächtigen Othem, der sie belebete.

A. Abermals fehlt nicht viel zur Apotheose; doch es mag so sein mit dem Laut der Empfindung im Anschauen und Gefühl der Sache selbst gebildet. Aber wie stehts nun mit der Ableitung aus diesen Wurzelwörtern? Sind sie nicht ein verwachsenes Dorngebüsch, wie auf einer Insel, die noch kein menschlicher Fußtritt berührte?

E. In schlechten Wörterbüchern freilich, und manche der gelehrtesten holländischen Philologen haben uns auch den Weg, mit Beil und Axt in der Hand, ziemlich erschweret; es wird aber eine Zeit kommen, da das verwachsene Gebüsch ein angenehmer Palmehain sein wird.

A. Das Gleichnis ist morgenländisch.

E. Die Sache auch. Die Wurzel des Mutterworts wird in der Mitte dastehn, und um sie her der Hain ihrer Kinder. Man wird in den Wörterbüchern durch Geschmack, Fleiß, gesunden Verstand und die Zusammenhaltung mehrerer Dialekte dahin kommen, das Wesentliche und Zufällige in der Bedeutung zu unterscheiden, die sanften Übergänge zu finden, und auch in Ableitung der Wörter, in Anwendung der Metaphern eine wahre Erfindungskunst des menschlichen Geistes, die Logik der Bildersprache früherer Zeiten inne werden. Ich freue mich auf die Zeit, und auf das erste Wörterbuch, das dies in vorzüglichem Grade tun wird; jetzt studiere ich die besten, die wir haben, *Castelli*, *Simonis*, *Cocceji* und auch ihre reichen Beihelfer, *Schultens*, *Schröder*, *Storr*, *Scheid* und wer sonst einzeln oder mit andern dazu beiträgt.

A. Es wird also noch Zeit bedürfen, ehe man in Ihrem Palmehain eines Morgenländischen Wörterbuchs lustwandle. Wollen Sie indes nicht eine Probe der Ableitung geben?

E. Die finden Sie, auch wie die Wörterbücher jetzt sind, überall. Schlagen Sie die erste Wurzel nach, und sehen, wie



sich das Wurzelwort, »er ist hingegangen« sanft ableitet. Eine Reihe Ausdrücke des Verlusts, des Verschwindens, des Todes, des eitlen Rats, leerer Mühe und Arbeit gehet in sanften Übergängen daher: und wenn Sie sich in die Zeit des Wanderns, des Wegziehens, in alle Situationen des Hirtenlebens versetzen: so tönet auch noch in der entferntesten Bedeutung etwas vom Urklange des Worts, dem Bilde der ersten Empfindung. Das macht denn die Sprache so sinnlich, den Ausdruck der Poesie so gegenwärtig und rührend! Solcher Wurzeln ist diese Sprache voll, und unsre Kommentatoren, die eher zu hart, als zu leise treten, zeigen sie gnugsam. Sie können nicht umhin, sie müssen wo möglich alle Wurzeln und Adern jedes Baums entblößen, selbst wo man nur seine Blüte und Früchte sehen wollte.

A. Das sind also die Schwarzen Ihrer Palmenplantage.

E. Sehr notwendige und nützliche Leute! Wir wollen sie linde halten, denn auch, wenn sie zuviel tun, tun sie in guter Absicht. Haben Sie noch etwas gegen die Ebräischen Verba?

A. Ziemlich viel. Was ists für eine Handlung, die gar keine Zeiten unterscheidet? Denn im Grunde sind doch beide tempora der Ebräer Aoristen, d. i. unbestimmte Zeiten, die zwischen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schweben; also haben sie so gut als nur Ein tempus.

E. Braucht die Poesie mehrere? Ihr ist alles Gegenwart, Darstellung einer Handlung, sie möge vorbei oder zukünftig sein, oder fortdauern. Für die Geschichte kann der Mangel, den Sie bemerken, ziemlich wesentlich werden; auch haben die Sprachen, die feine Zeitbestimmungen lieben, diese am meisten im Styl der Geschichte ausgebildet. Bei den Ebräern ist die Geschichte selbst eigentlich Poesie, d. i. Tradition einer Erzählung, die auch als gegenwärtig gemacht wird: also hilft diese Unbestimmtheit oder Verschwebung der Zeiten ausdrücklich der Evidenz, der hellen

und klaren Gegenwart dessen, was beschrieben, erzählt oder verkündigt wird. Ist dies nicht im hohen Grad poetisch? Haben Sie nie, m. Fr., im Styl der Dichter oder Propheten gefühlt, wie schön die Zeiten wechseln? wie, was Ein Hemistichium in der vergangnen Zeit sagt, das andre in Futuro ausspricht? Es ist, als ob das letzte die Gegenwart der Sache daurend und ewig machte; indes das Erste der Rede eine Gewißheit voriger Zeiten gibt, als ob alles schon vollendet wäre. Das Eine tempus vermehrt das Wort vor- das andre rückwärts; also wird eine Art schöner Abwechslung auch dem Ohr bereitet, und die Gegenwart der Darstellung auch ihm sinnlich. Setzen Sie hinzu, daß die Ebräer wie die Kinder alles auf einmal sagen wollen, daß sie in Einem Schall Person, Zahl, Zeit, Handlung und noch mehr ausdrücken: wie ungeheuer viel trägt dies zur plötzlichen Darstellung Eines ganzen Bildes bei! Sie sagen mit Einem Wort, was wir oft mit fünf oder mehr Worten sagen müssen. Bei uns hinken diese in kleinen oft unakzentuierten Sylben vor oder nach; bei ihnen schließt sich alles als Anklang oder als sonore Endung dem Hauptbegriff an. Er steht in der Mitte, wie ein König; seine Diener und Knechte, dicht an ihm, ja mit ihm Eins, steigen wie eine kleine metrische Region vollstimmig auf einmal hervor – dünkt Ihnen das nichts zur poetischen Sprache? Tönende Verba, die so viele Begriffe auf einmal geben sind die schönste Gewalt des Rhythmus und der Bilder. Wenn ich die Worte »wie er mir gegeben hat« in Einem schönen Laut hervortreten lassen kann, ists nicht poetischer und schöner, als wenn ich sie so einzeln und zerstückt herzhähle?

A. Fürs Auge habe ich diese Sprache bisweilen als eine Sammlung von Buchstabengemälden angesehen, die gleichsam entziffert werden müssen, halb wie eine Sinesische Schrift. Ich beklagte oft, daß Kinder oder Jünglinge, die sie lernen sollen, nicht frühe zu dieser Entzifferung, einer Analyse mit den Augen, gewöhnt werden, die ihnen besser tun würde, als manche schwerfällige Regeln. Ich habe Exempel gelesen, daß junge Leute, insonderheit von

sinnlicher Anschauungskraft, in kurzer Zeit sehr weit gekommen sein auf diesem Wege; uns beiden ist dies Glück nicht geworden –

E. Es wird uns allmählich, wenn wir Auge und Ohr zusammen noch dazu gewöhnen. Sie werden sodenn merken, wie wohlklingend Vokalen und Konsonanten verteilt, wie anpassend manche Partikeln und vorklingende Schälle zu ihrer Bedeutung selbst sind. Insonderheit werden auch mit diesen wenigen vieltönigen Wörtern die metrischen Regionen zu einander bestimmt: beide Hemistichien kommen in eine Art Symmetrie, wo Wort dem Wort, Begriff dem Begriff gegenüber stehet; in einer Abwechslung, die zugleich Parallele ist, und einen zwar freien, aber sehr einfachen und wohlklingenden Rhythmus gibt.

A. Da kommen Sie zu dem gepriesnen Parallelismus, wo ich schwerlich Ihrer Meinung sein werde. Wer etwas zu sagen hat, sage es auf einmal oder führe das Bild regelmäßig fort; wiederhole sich aber nicht ewig. Wer jede Sache zweimal sagen muß, zeigt damit nur, daß er sie zum erstenmal halb und unvollkommen sagte.

E. Haben Sie noch nie einen Tanz gesehen? und nichts vom Chorgesange der Griechen, der Strophe und Antistrophe, gehört? Wie, wenn die Poesie der Ebräer ein solcher Tanz, ein kurzer und einfacher Chorgesang wäre?

A. Tun Sie die Sistrum, die Pauken und Cymbeln hinzu, so wird der Tanz der Wilden vollständig.

E. Und wenn ers würde? Der Name muß uns nie abschrecken, wenn die Sache selbst gut ist. Antworten Sie. Beruht nicht aller Rhythmus, Tanz und Wohlklang, ja ich möchte sagen alle Anmut, so wohl in Gestalten als Tönen auf Symmetrie? und zwar auf einer leicht zu fassenden Symmetrie, auf Simplität im Ebenmaße?

A. Ich will das nicht leugnen.

E. Und ist nicht der Ebräische Parallelismus das simpelste Ebenmaß in Gliedern der Gedichte, Bildern und Tönen? Die Sylben wurden noch nicht genau skandiert und

gemessen, auch nicht einmal überall gezählt; aber Symmetrie in ihnen ist dem blödesten Ohr vernehmbar.

A. Muß sies aber auf Kosten des Verstandes sein?

E. Wir wollen noch beim Vergnügen des Ohrs bleiben. Alle Sylbenmaße der Griechen, die künstlichsten und feinsten die je eine Sprache hervorbrachte, beruhen auf Ebenmaß und Harmonie. Der Hexameter, in dem die ältesten Gedichte gesungen wurden, ist den Tönen nach ein fortgehender, nur immer abwechselnder Parallelismus. Diesen noch genauer zu machen, setzte man insonderheit bei der Elegie den Pentameter hinzu, der in seinen zwei Hemistichien offenbar wieder Parallelismus ist: Die schönsten und natürlichsten Odengattungen sind durch den Parallelismus, so, daß man beinah sagen kann: je mehr in einer Strophe nebst einer wohlklingenden Abwechslung leichter Parallelismus hörbar wird, desto angenehmer ist die Strophe. Ich darf Ihnen nur den Sapphischen und Alcäischen Versbau oder den Choriamb zum Beispiel anführen. Alle diese Sylbenmaße sind künstliche Ründungen, schöngeflechtne Kränze von Worten und Tönen; in Orient sind die beiden Perlenschnuren noch nicht zu Einem Kranze gewunden, sie hängen einander einfach gegenüber. Von einem Chor Hirten erwartet man keine Dädalische oder Theseische Labyrinthtänze: sie antworten oder jauchzen einander zu: sie tanzen einander entgegen. Mich dünkt, auch diese Einfalt hat ihre Schönheit.

A. Für den Sinn des Parallelismus, welche Schönheit?

E. Die beiden Glieder bestärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude. Bei Jubelgesängen ist offenbar: bei Klagetönen will es die Natur des Seufzers und der Klage. Das Othemholen stärkt gleichsam und tröstet die Seele: der andre Teil des Chors nimmt an unserm Schmerz Teil, und ist das Echo, oder wie die Ebräer sagen, die Tochter der Stimme unsres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt Ein Spruch den andern: es ist als ob der Vater zu seinem Sohn spräche und die Mutter es wiederholte. Die Rede wird dadurch so wahr, herzlich und vertraulich. Bei

Amöbäischen Gesängen der Liebe gibts die Sache selbst: die Liebe will süßes Geschwätz: Wechsel der Herzen und der Gedanken. Kurz, es ist so ein einfältiges schwesterliches Band zwischen diesen beiden Gliedern der Empfindung, daß ich auch auf sie die sanfte Ebräische Ode anwenden möchte:

Wie lieblich ists und angenehm,  
 daß Brüder mit einander wohnen!  
 Wie sanftes Öl aufs Haupt hinab,  
 wie es hinab die Wange fließt,  
 hinunter fließt die Wange Aarons –  
 und rinnt zu seines Kleides Saum,  
 wie Hermons Tau hernieder rinnt  
 die Berge Israels zu segnen,  
 zu segnen ewiglich –

A. Großer Verteidiger des Parallelismus! aber, wenn sich auch das Ohr daran gewöhnte, wie der Verstand? Er wird immer zurückgehalten und kommt nicht weiter.

E. Für den Verstand allein dichtet die Poesie nicht, sondern zuerst und zunächst für die Empfindung. Und ob diese den Parallelismus nicht liebet? Sobald sich das Herz ergießt, strömt Welle auf Welle, das ist Parallelismus. Es hat nie ausgeredt, hat immer etwas neues zu sagen. Sobald die erste Welle sanft verfließt, oder sich prächtig bricht am Felsen, kommt die zweite Welle wieder. Der Pulsschlag der Natur, dies Othemenholen der Empfindung ist in allen Reden des Affekts, und Sie wolltens in der Poesie nicht, die doch eigentlich Rede des Affekts sein soll?

A. Und wenn sie Rede des Verstandes sein wollte und sein müßte?

E. So wendet sie das Bild und zeigt von der Gegenseite. Sie wendet den Spruch und erklärt ihn, oder druckt ihn ins Herz: abermals Parallelismus. Welchen Vers halten Sie im Deutschen zum Lehrgedicht für den besten?

A. Ohnstreitig den Alexandriner.

E. Und er ist ganz Parallelismus; ja forschen Sie genau, warum er zu Einprägung der Lehre so kräftig sei, Sie werden finden, er ists gerade des Parallelismus wegen. Alle simplen Gesänge und Kirchenlieder sind seiner voll, und der Reim, das große Vergnügen nordischer Ohren, ist ja ein fortgehender Parallelismus.

A. Den Reim haben uns die Morgenländer zugebracht, und den einförmigen Gang der Kirchenlieder nicht minder. Jenen haben die Saracenen, diesen die Doxologien eingeführt: sonst würden und könnten wir beider entbehren.

E. Glauben Sie das? Lange vor den Saracenen sind Reime in Europa gewesen, Assonanzen vor oder hinter den Wörtern, nachdem sich das Ohr eines Volks gewöhnt hatte, und seine Sprache es ertrug. Auch die Griechen haben so simple Hymnen und Chorgesänge, als unsre Kirchenlieder eben sein könnten. Nur freilich hat der Ebräische Parallelismus vor unsern Nordischen Sprachen das voraus, daß er mit seinen wenigen Worten die Region schön ordnet, und zuletzt prächtig in der Luft verhallen läßt; für uns also ist er beinah unübersetzbar. Wir brauchen oft zehn Worte, wo jene drei brauchen, die kleinen Worte schleppen oder verwirren sich, und das Ende vom Liede ist Härte oder Ermattung. Man muß ihn also nicht sowohl nachahmen, als studieren. In unsrer Sprache müssen wir die Bilder mehr fortleiten und ihren Wortbau ründen. Denn wir sind an den Numerus der Griechen und Römer gewöhnet. Bei Übersetzungen aus Orient aber lasse man ihn: mit ihm verlöre sich ein großer Teil der ursprünglichen Einfalt, Würde und Hoheit der Sprache. Es heißt auch hier:

Er spricht, so geschichts  
 er gebeut, so stehets da!

A. Die einsyllbige Kürze dünkt mich aber doch auch erhaben.

E. Der einsyllbige Lakonismus ist weder freundschaftlich, noch poetisch. Auch bei einem Monarchenbefehl

wollen wir Wirkung des Befehls sehen, und so ist wieder Parallelismus da, Befehl und Folge. Ja endlich der kurze Bau der Ebräischen Sprache macht ja den Parallelismus selbst beinah immer zum Monarchen-Befehle. Sie wußten  
 5 nichts vom oratorischen Numerus einer griechischen oder lateinischen Redperiode. Wenige Worte stieß der Hauch ihres Geistes hervor; diese bezogen sich auf einander, und weil die Sprache so einförmige Beugungen hat, wurden sie einander ähnlich, machten sich durch ihren Schall, jedes  
 10 Wort durch seine Stelle und das Ganze durch die gleiche Empfindung selbst zum Rhythmus. Die beiden Hemistichien wurden Wort und Tat, Herz und Hand, oder wie es die Ebräer nennen, Eingang und Ausgang, und so stand das leichte Tongebäude fertig. Haben Sie noch etwas gegen  
 15 den Parallelismus?

A. Ich habe sogar noch etwas für ihn. Denn von Seite des Verständnisses habe ich dem Himmel oft gedankt, daß er da war. Wo blieben wir mit unsrer Erklärung so mancher dunkeln Wörter und Stellen, wenn eben Er uns nicht auf die  
 20 Bahn brächte? Er ist wie die Stimme eines Freundes, der im wüsten Walde von weiten ruft: »hieder! hier wohnen Menschen!« aber freilich die alten Ohren sind gegen diese Stimme taub. Sie gehn, die Echo selbst als Person aufzusuchen, und wollen im zweiten Gliede der Rede  
 25 immer einen neuen Wundersinn finden.

E. Lassen Sie sie gehn und uns nur auf dem rechten Wege halten. Was den wüsten Wald anbetrifft, denk' ich, Sie übertreiben die Sache, da Sie, wenn Sie sich erinnern, Anfangs unsers Gesprächs, die Ebräische Sprache eine tote  
 30 Hieroglyphe ohne Vokalen, ja gar ohne Schlüssel der Bedeutung nannten. Glauben Sie wirklich, daß die Morgenländer ganz ohne Vokalen geschrieben haben?

A. Viele sagens.

E. So sagen sie etwas widersprechendes. Wer wird  
 35 Buchstaben schreiben, ohne Hauch, der sie beseelet? da auf den letzten alles ankommt, und er im Grunde auf eine allgemeine Art eher zu bezeichnen ist, als die mancherlei

Schälle der Organe. War man über das Schwerere weg: so ließ man gewiß das Leichtere nicht nach, an dem doch der ganze Zweck der Arbeit hing.

A. Wo sind denn diese Vokalen?

E. Lesen Sie hierüber eine Schrift,<sup>2</sup> die diesen, wie  
 mehrere Punkte des hebräischen Altertums, in ein treffliches Licht setzt. Es ist die erste Einleitung über diese Sprache und Schriften, wo sich Geschmack und Gelehrsamkeit in gleichem Grade vereinigt. Einige, wiewohl  
 10 wenige Vokalen (denn die unsern sind allerdings ein junges Machwerk der Rabbinen) werden sehr wahrscheinlich; und die matres lectionis sind, dünkt mich, von ihnen noch Reste. Freilich auf grammatische Pünktlichkeit wars in so  
 15 alten Zeiten nicht angesehen: die Aussprache war vielleicht so undiszipliniert, wie Otfried von der alten Deutschen Sprache sagte. Wer hat noch ein Alphabet für jeden Vokal jedes Dialekts unsrer Rede erfunden? und wer braucht's? Sie  
 20 stehen als allgemeine Merkzeichen da, und jeder modifiziert den Schall nach seinen Organen. Eine Reihe feiner grammatischen Regeln über die Veränderung der Vokale, die Ableitung der Konjugationen u. f. sind, fürchte ich, Wind.

A. Und doch wird die Jugend damit gequälet. Ich habs mir nie einbilden können, daß eine so rohe Sprache wie die Ebräische so viel regelmäßige, auch in der Bedeutung von  
 25 einander unterschiedne Konjugationen haben sollte, als man den Jünglingen bei jedem Wort zu finden einbläuet. Die vielen Anomalien und Defektiven zeigens. Der große Troß solcher Einteilungen ist aus andern Morgenländischen Sprachen her, nach denen die Rabbinen auch diese zu  
 30 modifizieren beliebten. Ins kleine Ebräische Zelt trug man, was nur hinein konnte.

E. Auch hier muß man nicht übertreiben. Die künstliche Form der Sprache gefaßt haben, ist gut, und für uns  
 35 jetzt nötig, ob es gleich unwahrscheinlich ist, daß sie von

<sup>2</sup> Eichhorns Einleitung ins A. T. Leipz. 1780. T. I. S. 126.

den frühesten Zeiten dagewesen, und auch von jedem Ebräer so gedacht worden sei. Wie wenige selbst unsrer Schriftsteller haben die ganze Form ihrer Sprache bis auf jede feine Biegung im Kopf, daß keine Abweichung statt fände? Und denn, wie verändert sich der Bau der Sprache mit den Zeiten! Es ist gut, daß wir endlich Männer bekommen, die auch über die Grammatik dieser Sprache denken.

A. Und mich dünkt, jeder müßte sich seine philosophische Grammatik selbst machen. Er lasse bisweilen die Vokalen und andere Lesezeichen weg, so gehn die Konjugationen viel näher an einander; er braucht nicht erst dem Wort siebenmal den Hals umzukehren, bis es in eine Form will.

E. Er kann aber auch ein zweiter *Masklef* oder *Hutchinson* auf diesem Wege werden. Am besten ist, daß man das Auge fleißig durch Paradigmen, so wie das Ohr durch lebendige Schälle übe, und beide an einander gewöhne. So kommt man in den Genius der Sprache, und verkürzt sich den Weg der Regeln. Die Sprache wird uns nicht mehr Schulmäßig und Rabbinisch, sondern alt Ebräisch, d. i. eine Dichtersprache werden. Mit Gedichten in ihr müßte der Knabe aufgeweckt, der Jüngling belohnt werden, und ich bin gewiß, nicht nur Knaben, sondern auch Alte würden ihre Bibel wie einen Homer oder Oßian liebhaben, wenn sie wüßten, was in ihr steht.

A. Ich vielleicht auch, wenn Sie mit mir fortgingen, wie jetzt.

E. Wir wollen die Sache auf unsern Spaziergängen, am liebsten in der Morgenstunde treiben. Die Poesie der Ebräer gehört unter den freien Himmel, und wo möglich, vors Auge der Morgenröte.

A. Warum eben dahin?

E. Weil sie die Morgenröte der Aufklärung der Welt gewesen, und wirklich noch jetzt eine Poesie der Kindheit unsres Geschlechts ist. Man sieht in ihr die frühesten Anschauungen, die simpelsten Vorstellungsarten der

menschlichen Seele, ihre einfachste Bindung und Leitung. Wenn ein Mensch nichts von ihrem wunderbaren Inhalt glaubte, die Natursprache in ihr müßte er glauben, denn er würde sie fühlen; die ersten Anschauungen der Dinge müßten ihm lieb werden: denn er würde an ihnen lernen. Ihm rückte in ihr die früheste Logik der Sinne, die einfachste Analytik und Moral, kurz die älteste Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens vor Augen; – wenn es Poesie der Kannibalen wäre, hielten Sie sie zu diesem Zweck nicht Aufmerkens wert?

A. Wir sehen uns also morgen.

E. Und voraus lesen Sie etwa dies Gedicht: was es für Wunder und Wohltat sei, daß uns eine Sprache aus so fernem frühen Zeiten her töne.

SPRACHE UND SCHRIFT.<sup>3</sup>

Heil dir! unsichtbar Kind des Menschenhauchs,  
 der Engel Schwester, süße Sprache Du!  
 Ohn' deren treuen Dienst das volle Herz  
 5 erläge unter der Empfindung Last.  
 Kein Lied von Alters her besuchte je  
 ein menschlich Ohr: die Vorwelt wäre stumm:  
 verhallt des Menschen wie des Tieres Tritt:  
 des Weisen Herz auch seiner Lieder Grab.

10 Allmächtiger, der Herz und Zunge band,  
 der einem schwachen Hauch, dem leeren Schall  
 Gedanken, Herzensregung, Allmacht lieh,  
 zu tönen über ferne Zeiten hin,  
 15 der dem Gedanken Flügel gab und Kraft  
 auch seines Gleichen zu erschaffen, Kraft  
 des Bruders Seele mit der Worte Licht  
 zu überströmen, zu erquicken sie  
 mit süßer Tön' unsterblichem Gesang.

20 Verborgner Gott! in deiner kleinsten Tat  
 so tief verborgen! Meine Zunge harrt,  
 die Seele fortzuströmen, weiß nicht wie?  
 Mein Herz verlangt sich auszugießen, sich  
 zu bilden in des Hörers Ohr; das Ohr  
 25 empfängt den Laut und sagt's der Seele an;  
 und unerschöpft bleibt meines Herzens Quell.  
 Ja höher wallt er auf! Der Worte Licht  
 entflammt meinen Geist, der Töne Kraft  
 erhebt mein Herz und o ein leerer Hauch  
 gibt flüchtigen Gedanken Ewigkeit!

<sup>3</sup> Zum Teil nach einem Englischen Gedicht, der Introduction zu  
 den Works of the Caledonian Bards Vol. I. Edinb. 1778.

Denn Du, o Schöpfer, gabst dem Menschensinn  
 dein zweites Kunstgeheimnis, auch dem Schall  
 Gestalt zu geben, ihn zu fesseln neu  
 mit schwacher leiser Züge Engelsschrift.  
 Sie lesend weissagt, spricht der stille Geist  
 5 mit fremdem, fernem Geiste, weckt aus sich  
 Gedanken, die ihm Zug und Bild nicht gab,  
 fliegt in entfernte Zonen, ahndet tief  
 sich in der Vorwelt Herz: die göttlichsten  
 10 Gestalten steigen vor ihm auf: er blickt  
 in aller Weisen Busen, höret noch  
 dein hohes Lied, Homer und Oßian.

Und seid denn ihr verscharret, heilige  
 Urväter unsrer Lieder, Sprach' und Schrift?  
 Ihr frühen Weisen, denen Gott zuerst  
 15 den Mund beseelt' und auftat ihren Blick,  
 zu sehn den Unsichtbaren überall,  
 den Unnennbaren, Tiefverborgenen  
 zu nennen, ihn zu bilden seinem Volk  
 nicht in Gestalten, in der Töne Kraft.  
 20 Seid ihr vergessen, denen Gott zuerst  
 die Hand gelenket, der Vergessenheit  
 Reich zu zerstören? zu vertrauen uns  
 was sie erblickten, was Gott ihnen sprach.  
 25 Hat eure Harfe keinen Ton für uns?  
 und euer Morgenrot für uns kein Licht?

Ich seh, ich sehe sie. Sie schlummern da  
 in ihren heiligen Gräbern. Wag' ich es  
 den dunkeln Schleier anzurühren nur,  
 30 der auf den Toten liegt? Ich tret' hinzu:  
 es glänzt ihr Angesicht: sie schlummern schön.  
 Und o ein hoher Harfenlobgesang  
 umringt mein Ohr! – Sie gehn daher vor mir  
 in glänzendschöner Pracht und Majestät.  
 35 Jesajas, Hiob, Moses und der Hirt,

lieblich gekrönt mit Psalmen Israels.  
Die Harfen in der Hand lobsingen sie  
wie Morgenstern' um ihres Schöpfers Thron,  
und Erd' und Himmel staunen, fühlen neu  
die Hand, die sie, auch sie, zu Liedern schuf.

Erzengel des Gesanges, schwebet ihr  
hinweg? hinauf? und lasset, lasset mir  
aus eurer Harfe keinen leisen Laut,  
aus eures Busens Fülle keinen Ton,  
kein Lüftchen von der Gottesflamme Sturm?  
Soll der Gesang der Allmacht lange noch  
in starren Bildern schlafen? soll der Kranz  
vom Lebensbaum der Schöpfung, Moder sein,  
verehrt und dumpfbenebelnd Aug' und Geist?

Kommt, heilige Schatten, kommt und heiligt  
mir Lipp' und Sprache! Keine Sprache je  
kann eures Liedes Gott unheilig sein,  
den alle Zungen loben! Steht mir bei,  
daß ich von eurem Fußtritt nur die Spur,  
von euren Bildern, euren Tönen nur  
den Schatten, nur den Nachhall gebe, treu  
enträtselnd alter Züge Gottesschrift  
und eures Herzens hocheinfältgen Sinn.  
Andeuten will ich, was mein Mund verschweigt,  
und eure Kraft versenken in mein Herz.

Ulrike Wagner (Berlin) – *Spirit of Hebrew Poetry*  
*Annex.*



THE

(147.58)

SPIRIT

OF

HEBREW POETRY,

BY J. G. HERDER.

---

TRANSLATED FROM THE GERMAN,

BY JAMES MARSH.

---

IN TWO VOLUMES.

VOL. I.

---

BURLINGTON:

EDWARD SMITH,  
(Successor to Chauncey Goodrich.)

1833.

366.4  
Herder

Entered according to Act of Congress in the year 1833, by  
CHAUNCEY GOODRICH,  
in the office of the Clerk of the District of Vermont.

## TRANSLATOR'S PREFACE.

---

The work, of which a translation is here offered to the publick, has long been celebrated in Germany, as one of distinguished merit. On its first publication it did much to awaken and cherish the taste for Oriental and especially Hebrew antiquity, which has since so extensively prevailed among the scholars of that country. It taught them, too, in the study of Hebrew antiquity and Hebrew poetry, as the works of Lessing, Winkelmann, and others had done in regard to Grecian antiquity, to divest themselves of the conceptions, and modes of thought, which are peculiar to their own country and institutions, and of the peculiar spirit of their own age; by the force of imagination to place themselves in the condition of those ancient patriarchs and prophets, whose thoughts and feelings they seek to apprehend; to see the world as they saw it, to feel as they felt, to imbibe and to express their spirit in its truth and simplicity. Hence, though Germany has since been fruitful in works connected with Hebrew poetry and history, and though the great work of Bp. Lowth has been translated and is appreciated there, this still retains its place, as a classical and standard work.

These general facts might seem sufficient, in the view even of those, who are not personally acquainted with the work, to claim for it a place in the biblical literature of this country, and the few among us, who are acquainted with it, have long wished for a translation, which should render it accessible especially to all who are professionally engaged in biblical studies. The same influence, it is believed moreover, is needed here, and indeed among English scholars generally, which, as above remarked, it exerted, in concert with other works, in the country which produced it. The work of Bp. Lowth is the only one of much distinction, whose influence is felt either in England or in this country, in cultivating in the minds of students a genial love for the spirit of Hebrew antiquity. What that is, as compared with the work of Herder, is readily seen by any one, who is acquainted with both, and capable of appreciating the difference between them. Valuable, and indeed indispensable as it is, to the student of the Bible, from the richness of its thoughts and the nice discrimination exhibited in its learned criticism, it differs essentially from that of Herder in the point of view, from which it contemplates the subject of which it treats. It seeks to illustrate and make intelligible the beauties and sublimities of Hebrew poetry, by comparing it in all its varieties, with the productions of Grecian and Roman art, and has done perhaps all that can be desired in following out that mode of critical comparison. It exhibits the views, which must naturally be taken, and are therefore justly taken, by a mind thoroughly disciplined and cultivated by a study of what in English literature is exclusively understood by classical learning both ancient and modern.

But in one sense it may be justly said, that the more thoroughly one's understanding is moulded by the forms, and occupied with the conceptions exhibited in the literature of one age and country, the less is it qualified to imbibe the genuine spirit, and feel the simple power of every other national literature. This must necessarily be the case, if it be so pre-occupied and biassed as to judge of all others, and test their merits, exclusively by the result of comparison with that, from which its own character was derived. Unless it have the higher power of divesting itself of all that is peculiar in its acquired forms of thought, and in those conceptions by which it takes cognizance of the objects of its knowledge, of clothing itself anew in the forms of thought peculiar to another people, and of so adopting their conceptions for its own, as to contemplate the world around them under the same relations with them, the man can never participate in their emotions, nor breathe the spirit of their poetry. He must not only be acquainted with the facts of their history, the modes of life, and the circumstances of every kind, by which their habits of thought and feeling were moulded, as a mass of antiquarian lore, but must learn to place himself entirely in their *point of view*, and to see all these particulars in the relation to each other, and to the observer, which they would then assume. When he has done this, he will be prepared to understand why they thought, and felt, and wrote as they did; and if he have the feeling and inspiration of the poet, he will sympathize with their emotions, and the living spirit of their poetry will be kindled up in his own imagination. How difficult it is for us to do this, however, in relation to the poetry

of a people so widely diverse from us in all the circumstances of their earthly existence, can be understood only by those who have looked at the subject with enlarged and philosophical views. Thus to enter into the spirit of Grecian poetry, to understand the child-like simplicity of Homer, and appreciate the truth of feeling in his representations, is a high attainment for the classical student, yet the Greeks were our neighbours and kindred, when compared with the more ancient and Oriental Hebrews. When we place ourselves in the tents of the Hebrew patriarchs, on the plains of Arabia, or the mountains of Palestine, every thing is to be learned anew. The language, the habits of life, the modes of thought and of intercourse, the heavens above, and the earth beneath, all are changed, and present to us a strange and foreign aspect. When in addition to this we consider, that the poetry, which we are here called to study, belongs to the earliest periods of recorded time, and embodies many of the first simple and child-like conceptions of the human mind, and when we reflect, too, how difficult it is for us to return upon our own childhood, and revive the faded conceptions and forgotten feelings, with which we then looked abroad upon the works of nature, observed the conduct of our fellow-men, or contemplated our own being and destiny, we may apprehend something of the difficulties, which an author has to overcome, who would fully enter into the spirit of Hebrew poetry, and make it intelligible to a mere English reader. We may understand too how impossible it would be by the method, which Lowth has pursued, and by that alone, to do full justice to a body of poetry so peculiar, and so diverse

in its whole spirit, from that with which he brings it into comparison. Hence the necessity of the work of Herder; and the end, which he sought to accomplish, was to supply that, which was wanting in the celebrated lectures of Bp. Lowth. He has aimed by tracing the simple and child-like conceptions, which had been transmitted from the infancy of the race, and which had a predominant influence, in connexion with the outward circumstances of their existence, in giving its character and spirit to their poetry, in a word, by looking at these in their causes, to place us in the proper point of view, and enable us to feel and appreciate them for ourselves. But what farther is necessary to be said on this point the author has himself said in the plan of his work, in his preface, and in various parts of the work itself.

How far the author has succeeded in regard to the attainment of his end, the reader, with proper qualifications for forming an opinion, must judge for himself. That he has always apprehended in their true sense the early conceptions of the Hebrews is not to be supposed, nor would any one probably undertake to defend all his views, even of important matters, connected with the early traditions of the race. The biblical representations of Paradise, of the garden of Eden, of the temptation and fall of Adam, of the Cherubim, of the deluge, and of what Herder denominates mythological representations generally, have ever furnished an ample field of speculation, in which every critick feels at liberty to form his own opinions, and for the most part to interpret by his own rules. So far as philosophical and theological considerations influenced the author, he seems to have aimed chiefly at

meeting the popular objections to the representations of Scripture, which were then very generally prevalent, and are so more or less in every age, by showing, that, although we cannot understand these, as they would at first seem to mean, when seen from our point of view, they yet exhibit when seen from the right position, and in their true relations to the age and people, for which they were originally made, a sense both natural and rational. To judge fairly of the author, as a man of piety and of sober and correct views, from the representations, which he has given of these matters, we must consider moreover the atmosphere, in which he wrote, and the free spirit of Biblical criticism, as exhibited at the same time by Eichhorn and other contemporary German writers. But after making due allowances of this sort, it will still be felt, that the work contains some things irreconcilable with just views, nor would I be understood as subscribing to all the sentiments, which I am herewith exhibiting to the publick.

If it be asked, why then do I exhibit opinions, which I deem erroneous, I can only say, that others, as well as myself, and those in whose judgment I place the highest confidence, have thought it extremely desirable, all things considered, that the work should be given to the publick, and my views of duty to my author, as a faithful translator, did not permit me to misrepresent his opinions in any thing of importance.\* I was at

\*I fear that in one or two instances, the translation, through inadvertence, is such as may seem to convey a sense farther removed from what are considered correct views, than the original. An instance of this occurs on page 189, where "Hell" properly means the place of the dead. It is explained by reference to page 176.

first disposed to avoid the difficulty by accompanying the work with notes, and giving in them my own remarks, on whatever would probably be considered objectionable by the lovers of divine truth. I soon found, however, on considering the nature of the subjects that would require to be noticed in this way, that I must either give a naked opinion, where a sense of propriety would not permit me to do so, or enter into discussions of a philosophical and theological kind, unsuited to the character, and beyond the proper limits of the work. My belief is, moreover, that such is the character and spirit of the work, taken as a whole, as to give it an influence highly beneficial to the cause of truth and of sound Biblical learning among us, if only it be read in the spirit that dictated it, and to correct in the general result, whatever individual errors of opinion it may contain. It is only to be regretted, that the author had not completed the plan which he had sketched, and we could then, no doubt, have judged more fairly, of the proportions and bearings of the parts which we have.

What, and how comprehensive his plan was, will be seen from his own sketch of it, immediately following this preface. It seems, too, to have been his favourite enterprize, and cherished with fondness, as he remarked to one of his friends, from his very childhood. His hopes, however, were never fully realized, and only a part of the general plan was ever executed. During the latter part of his life, when he had hoped for leisure to accomplish it, he was so much oppressed with other duties, as at last to be removed in the midst of his labours, when he had scarcely entered upon the third division of his work.

Even the two first divisions still required some important additions and corrections from the author's hand. The work however was published by him, and nearly in its present form, at Dessau, in 1782 and 1783. After his death, which took place in 1803, a second edition with such additions, as could be made from the papers, which he had left, was published by his friend J. G. Mueller of Schaffhausen, in 1805 and 1806. The third edition, with some small contributions of his own, was published in 1822 by Prof. Justi, of Marburg, in two vols. 8vo. This is esteemed the best edition, and from it the present translation has been made.

Of my own undertaking as translator I have no disposition to say any thing further, except that I have been very well aware of its difficulty, and have aimed to perform it with all reasonable exactness and fidelity to the original. As a work of taste, it requires more care and labour than would be necessary, where less regard was had to elegance of composition, and I have aimed, as far as I was able, to give a fair expression of the original. The numerous translations from the Hebrew, and other poetical effusions especially, I have endeavoured to exhibit with as much accuracy as could well be attained in a matter of so much difficulty. These were regarded by the author, as the chief object of his work, and his translations from the Hebrew were made with peculiar care. He aimed to preserve and exhibit, as far as possible, not the thoughts merely, but their form and colouring, and the precise tones of feeling which were associated with them in the minds of the authors, and of those for whom they were originally written. In this he has succeeded, undoubtedly, far better than Lowth, whose poetical paraphrases

serve only to convert the simplicity of the Hebrew into the more artificial forms of expression, which belong to the classick poetry of more modern times. It was a matter of course, therefore, in giving a translation of Herder, to consider this as the part of his work, which he would most value himself, and to preserve, as far as possible, his peculiar views of the sentiment of the original Hebrew. Yet, in so regarding it, I have thought it necessary also to have reference to the language of the English translation, and have always preferred it, where it could be done without misrepresenting the sense of Herder. Regard to this has led me also to be less careful of metrical arrangement, than I should otherwise have been. Herder has for the most part, though not uniformly, adhered to the Iambic measure, though with little regard to the length of the lines. When this could not be done without giving the translation a more artificial colouring than suits our notions of simplicity in such things, I have in most cases merely preserved the parallelisms, and aimed only at the most simple rhythm. In translating other poetical effusions, than those from the Hebrew, a few of which the author has inserted in the work, I have merely followed the form of the original. My aim has been in all things of importance, to give a faithful representation of the author's work in regard both to matter and form. I could not learn till quite recently, that a version of any portion of the work had been previously made either in England or this country; but within a few days have received a copy of a work under the title of "Oriental Dialogues," which is a translation of a part of the first volume of this work. Several of the dialogues are omitted, and

the order of the remainder changed by the translator, so that it can hardly be considered a satisfactory account of the original, and, had I known of its existence, would not have saved me the labour which I have bestowed upon the work.

The first volume, which is now ready for publication, it will be observed by comparison with the plan of the work, contains only the introduction and a brief account of the life and character of Moses. The other volume, containing the first and second parts of the work itself, will be prepared for publication, as soon as the pressure of other duties will permit. That it may do something to promote a genuine taste for ancient learning, and the simplicity of primitive antiquity generally, and more especially love for those inspired records of Hebrew antiquity, which have so many and so peculiar claims upon the regard of every student, is the sincere wish of the

TRANSLATOR.

Björn Hambsch (Jüchen) – *Humanitätsbriefe*  
*FHA 7, 301-338.*

## FÜNFTE SAMMLUNG



INHALT  
der fünften Sammlung

Br. 54.	Über <i>Müllers</i> Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. <i>Leibnitz</i> Weissagung .....	283
– 55.	<i>Petrarca's</i> Charakter und Verdienste. Ideal seiner <i>Laura</i> .....	287
– 56.	<i>Uriel Akosta</i> . Von Religionsverfolgungen und Beschimpfungen der Religion wegen. Verdienst der Männer, die dagegen gewirkt. Von Verbreitung der Humanität durch Briefe .....	291
– 57.	<i>St. Pierre und Comenius</i> . Verdienste des letztern. Sein Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge .....	294
	<i>Beilage</i> . Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? Eine Abhandlung .....	301
– 58.	Von den Meinungen der Völker in den verschiedenen Zeiträumen ihrer Geschichte. Von <i>Machiavells</i> Fürsten .....	338
– 59.	Fortsetzung der Materie. <i>Hugo Grotius</i> und seine Nachfolger .....	342
– 60.	Mehrere Gedanken von <i>Leibnitz</i> .....	345
– 61.	Fortsetzung dieser Gedanken. Von Spielen. <i>Leibnitz</i> Charakter .....	349
– 62.	Von der Art, wie <i>Leibnitz</i> in Deutschland war. Seine Verdienste .....	353

HABEN WIR NOCH DAS PUBLIKUM UND VATERLAND  
DER ALTEN?

I.

*Haben wir noch das Publikum der Alten?*

25

Um eine vorgelegte Frage zu beantworten, muß man sie erst verstehen. Also:

---

44 *Comenii* hist. fratrum Bohemorum: accedit Ej. Panegersia, de rerum humanar. emendatione, edid. *Buddens Halae* 1702. *Rieger* in seiner Geschichte der Böhmischen Brüder führt an, daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius dasein sollen; wären nicht einige davon für unsre politisch-pädagogische Zeiten des Drucks wert? A. d. H.

Was ist *Publikum*? Ein sehr unbestimmter Begriff, der, wenn man alle Eigenheiten des einzelnen Gebrauchs und Mißbrauchs seiner Benennung absondert, ein *allgemeines Urteil*, wenigstens eine *Mehrheit der Stimmen in dem Kreise*, in welchem man spricht, schreibet oder handelt, zu bezeichnen scheint. Es gibt ein *reales* und *ideales Publikum*; jenes, das gegenwärtig um uns ist, und uns seine Stimme wo nicht zukommen läßt, so doch zukommen lassen kann; das ideale Publikum ist zuweilen so zerstreut, so verbreitet, daß kein Lüftchen uns aus der Entfernung oder aus der Nachwelt, den Laut seiner Gedanken zuführen mag. Bei jeder Gattung des Publikums aber denket man sich ein *verständiges, moralisches Wesen*, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, — an unsern Handlungen Teil nimmt, ihren Wert und Unwert zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Taten.

Unter den *Alten* versteht man in Ansehung der *Kunst* die Griechen, in Ansehung der *Literatur* Griechen und Römer, in Ansehung alles dessen aber, worüber das Publikum gefragt oder belehrt werden kann, jede Nation, die in früheren Zeiten auf uns gewirkt hat, mit der wir uns hier oder dort in Ansehung gefällter Urtheile zu vergleichen, zu messen haben. Man siehet, daß in diesem Gesichtspunkt sowohl die Hebräer, als die sogenannten Barbaren des Mittelalters von *unsern* Alten nicht ausgeschlossen sind: denn diese haben viele Meinungen unsres Publikums, und in Manchem seinen ganzen Geschmack konstituieret.

Wer sind nun die *Wir*, die sich mit diesen *Alten* vergleichen? Im Ganzen möchte man die jetzige Generation der Menschen darunter verstehen. Da diese doch aber in einen Gesichtskreis oder gleichsam in einen großen Saal be-

schränkt werden muß, um Zuschauerin, Hörerin, Urtheilerin, Richterin zu werden: so wird dieser Kreis bald sehr weit, bald sehr enge genommen; ja vom weitesten Kreise, den unsre Einbildung kaum fassen mag, wird oft behauptet, was nur dem engesten, einem sehr auserlesenen Kreise gebühret. Aus Erfahrungen seiner Landes- und Stadtwelt spricht man gemeinlich für die Christenheit, für Europa, für Welt und Nachwelt, an denen man sich immer *eine mystische Person oder Versammlung*, eine aufgeklärte oder aufzuklärende Gemeinheit denket. Um allen aus dieser Verwirrung entspringenden Mißverständnissen zu entweichen, wird's also nötig sein, jedesmal den Gesichtskreis zu bestimmen, und in Absicht jeder Frage, die an ein Publikum gelangt, Zeiten und Völker zu unterscheiden.

### 1. Vom Publikum der Ebräer

Das Ebräische Volk ward von seinem Ursprunge an als ein *genetisches Individuum*, als *Ein Volk* betrachtet. Der sterbende Stammvater sprach zu seinen Söhnen für die ganze Reihe zukünftiger Zeiten; ja ehe der Sohn des Stammes geboren war, geschah schon dem ganzen zukünftigen Volk die Verheißung. Als es in vielen Tausenden um den Berg Sinai gelagert dastand, sprach der Gesetzgeber im Namen seines Gottes zu ihm, als zu *Einer Person*, die dieses Gottes *Knecht und gerettetes Kind sei*; und da er vor seinem Lebendse die Gesetz wiederholte, ließ er das Volk als *Einen Mann* geloben. Er foderte von ihm Achtung und Liebe des Gesetzes als von *Einem moralischen Wesen*. So sprachen alle Propheten, denen der Gesetzgeber ausdrücklich Raum zu dieser Stimme ans *gesamte Volk*, als an *Ein Eigentum Gottes* gelassen hatte. So klein der Kreis sein mochte, in dem mancher Prophet sprach, oder zu seiner Zeit schrieb, so groß wird er dieser seiner Idee nach. Der Bote seines Gottes spricht zum Sohne Jacob, zum Knecht Israel für alle Zeiten. Daher der hohe, weitschallende Ton des Patriotismus in den Ebrä-

schen Psalmen und Propheten. Wo und in welcher Sprache sein Nachhall ertöne: er ergreift das Herz; ein Publikum wird lebendig. Man findet sich in einer Versammlung, in der Einer für Alle steht, Alle für einen. Die Last der Gebote, Segen und Fluch trägt das ganze Volk auf seinen Schultern. Danklieder tönen von Allen empor; auch über die kleinsten Begegnisse des Individuum werden sie angenommen, weil dies Individuum zum ganzen Volk gehört. So trägt in den Bestrafungen der Propheten jeder Israelit die Schuld des Andern; der Trost des Andern kommt auch ihm zustatten; gemeinschaftliche Wünsche, eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und des gedrängten Volkes. Auch seitdem Israel unter alle Nationen zerstreut ward, ist dieser Prophetenton eines *Nationalpublikum* nicht verhallt. Alle seine Gesänge und Gebete sprechen noch zu Gott mit der Stimme eines verlorenen Kindes, eines gedemüthigten Knechtes. Wenn ein Geist der Poesie, der Lehre, der Ermahnung in diesem Volke wieder aufleben sollte, so kann er nicht anders als in solchem Ton zum Volk singen und reden.

Haben Wir dies Publikum der Ebräer? Mich dünkt, jedes Volk habe es durch *seine Sprache*. Diese ist ein göttliches Organ der Belehrung, Strafe und Unterweisung für Jeden, der für sie Sinn und Ohr hat. Das Band der Zunge und des Ohrs knüpft ein Publikum; auf diesem Wege vernehmen wir Gedanken und Rat, wir fassen Entschlüsse, und teilen mit einander Belehrung, Leid und Freude. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütet, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum *Volk dieser Sprache*. Ich vernehme noch *Otfrieds* Stimme; die Kern- und Biedersprüche mancher alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; *Kaisersberg*, *Luther* predigt mir noch; und was auch von andern Nationen in meine Mundart meisterhaft übergang, ist die Stimme eines *Publikums* worden, zu dem auch ich gehöre. Meine Stimme, so schwach sie sei, bewegt auch Wellen dieses ätherischen Weltmeers. Von den Millionen

die Deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, wären es nur so viel als *Persius* sich annaßet, aut duo aut nemo; auch diese Zwei, lobend oder tadelnd, erregen *ihre* Wellen weiter. Im Publikum der Sprache hat sogar der Niemand ein Ohr; er lernt von- oder an mir, und spricht weiter. Und dies Publikum breitet sich fort, so lange die Sprache, selbst mit Veränderungen, dauert, bis sie verständlich zu sein aufhört. Kein Gesetz kann diesen Fortgang verbieten, keine Macht ihn aufheben, bis die Sprache vertilgt ist; und ehe diese vertilgt wird, dazu gehören allmächtige Kräfte der Zeiten.

Nicht der Schriftsteller gehöret zu diesem Publikum allein, sondern auch der mündliche Unterweiser, der Gesetzgeber, der Feldherr, der Redner und Ordner. Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet; mittelst der Sprache wird sie Ordnung- und Ehrliebend, folgsam, gesittet, umgänglich, berühmt, fleißig und mächtig. Wer die Sprache seiner Nation verachtet, entehrt ihr edelstes Publikum; er wird ihres Geistes, ihres inneren und äußeren Ruhms, ihrer Erfindungen, ihrer feineren Sittlichkeit und Betriebsamkeit gefährlichster Mörder. Wer die Sprache eines Volks emporhebt, und sie zum kräftigsten Ausdruck jeder Empfindung, jedes klaren und edlen Gedankens ausarbeitet, der hilft das weiteste und schönste Publikum ausbreiten, oder in sich vereinigen und fester gründen.

Daß unser Deutschland durch seine Sprache sich dies Publikum in solchem Umfange, mit solcher Festigkeit gegründet habe, wie es hätte geschehen mögen, ist sehr zu zweifeln. Ganze Länder sind davon abgerissen; Provinzen und Kreise verstehen einander kaum, nicht nur nicht in Reden, sondern oft selbst nicht in Schriften. Was in manchen Gegenden für Witz gilt, wird in andern als niedriger Scherz verachtet; das Ganze hat so wenig einen gemeinschaftlichen Schritt in der Kultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Teile desselben, als auf *Ein gemeinsames Publikum*, mit gleicher Macht wirkte. Nicht aber nur Provinzen und Kreise, selbst Stände

haben sich von einander gesondert, indem seit einem Jahrhundert die sogenannten obern Stände eine völlig fremde Sprache angenommen, eine fremde Erziehung und Lebensweise beliebt haben. In dieser fremden Sprache sind seit einem Jahrhunderte unter den genannten Ständen die Gesellschaftsgespräche geführt, Staats-Unterhandlungen und Liebeshändel getrieben, öffentliche und vertraute Briefe gewechselt worden, so daß wer einige Zeilen schreiben konnte, solche notwendig vormals italienisch, nachher französisch schreiben mußte. Mit wem man Deutsch sprach, der war ein Knecht, ein Diener. Dadurch also hat die Deutsche Sprache nicht nur den wichtigsten Teil ihres Publikums verloren, sondern die Stände selbst haben sich dergestalt in ihre Denkart entzweit, daß ihnen gleichsam ein *zutrauliches gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle* fehlet. Beide sind auf ihrem getrennten Wege nicht so weit fortgeschritten, als sie in Wirkung und Gegenwirkung auf einander hätten kommen mögen, indem der Eine Teil meistens an Phrasen, an Worten ohne Gegenstand, leer von innerer Bildung hangen bleiben mußte; dem andern hingegen bei aller Mühe des Fortstrebens ewig und immer eine Mauer entgegengestellt war, an welcher leere Schälle zurückprallten. Ohne eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache, in der alle Stände als Sprossen Eines Baumes erzogen werden, gibt es *kein wahres Verständnis der Gemüter, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Mit- und Zusammenempfindung, kein vaterländisches Publikum mehr*. Entweder bequem man sich nach der fremden Denkart des Andern, und buhlt ohne Dank und Kraft um dessen leere Vorstellungsweise, wie um einen nichtigen Schatten; oder man spricht und schreibt nicht für ihn; er ist ein totes oder ein hinderndes, oft feindlich-wirkendes Glied der Gemeine. Wenn die Stimme des Vaterlandes die Stimme Gottes ist, so kann diese zu gemeinschaftlichen, allumfassenden, und auf tiefste greifenden Zwecken nur in der *Sprache des Vaterlandes* tönen; sie muß von Jugend auf, durch alle Klassen der Nation, an Herz und Geist erklingen sein; so nur wird

durch sie ein Publikum, verständig und verstanden, hörend und hörbar. Jede fremde bleibt eine entzweieude Samariter-sprache.

## 2. Publikum der Griechen

Daß dem also sei, wollen wir schöner an den Griechen lernen. Wahrscheinlich war ihre Sprache anfangs so ungebildet, als jede Volkssprache in rohen Zeiten; da stieg *Calliope*, da stiegen Götter vom Himmel hernieder. *Mercur* erfand die Lyra; die Cithar begleitete *Apollo* mit herzerweckendem Gesange; mehreren Söhnen der *Muse* folgte Baum und Fels, es horchten ihnen Ströme; kurz, (ohne Fabel zu reden,) Poesie mit Musik begleitet erschuf und bildete sich ein *Griechisches Publikum*, in einer feineren Sprache, und einer feineren Gedankenweise. Die Fabelnamen *Orpheus*, *Linus*, *Musäus* sind in Absicht der Wirkung, die sie hinterließen, keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter- und Menschengestalten, die Melodie ihrer Weisheitssprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Gedächtnis der Hörenden eingeprägt, und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge, die *Homer* und andre Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallt; sie kamen gesammelt nach Athen, sie erklangen am Panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein *Publikum der Griechen* für Poesie; bald auch für Prose. *Herodot* las seine Geschichte dem versammelten Griechenlande, wie so viele Dichter vor ihm ihre Gedichte größeren oder kleineren Kreisen gesungen hatten: denn selbst die Gastmahle der Griechen hatten eine Art fröhlicher Publizität, und waren

nicht ohne Musen. Auf diesem Wege entstand das Griechische *Schauspiel*, das allen seinen Teilen nach ein Publikum voraussetzte, und ein Publikum vergnügte. Auf diesem Wege gelangte die Griechische *Kunst* zu ihrer Höhe: die Muse, die dem Künstler seine reinen, hohen Ideen eingab, hatte sich auch Gelegenheiten, Örter und Plätze geheiligt, wo sie solche mit Würde zeigen und einem dazu gestimmten Volk sichtbar machen konnte. Selbst in die Beratschlagungen und Zänkereien vor *Gericht* ging Redekunst als ein Haupterfordernis über. Indem Alles vorm Publikum verhandelt wurde, so ward dies Publikum durch Rede gefeselt, durch Kunst der Rede geführt und gelenket.

Haben Wir dies Publikum der Griechen? Nein; und in mehreren Stücken ist vielleicht gut, daß wir es nicht haben. Wo über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Beklagten, über Verdienst und Belohnung die Kunst der Rede gebieten darf; wie vielen Verleitungen ist und bleibt die Seele eines unerzogenen Volks ausgesetzt, die mit ihrem ganzen Urtheil im Ohre wohnt! Die Geschichte der Griechischen Republiken, insonderheit Athens, zeigt uns davon eine große Gallerie fürchterlich-schön gemalter Beispiele, bei deren Überblick mancher Nordländer oft mit frohem Schauder sagen wird: »o der leichtsinnigen Griechen! Wohl uns! diese Zeiten sind vorüber!« Ein Gleiches wird er vielleicht von den Religions- und Staatsfeierlichkeiten, den öffentlichen Spielen, Tänzen, Übungen und Wettkämpfen, vielleicht auch vom ganzen Theater in Athen sagen. Und allerdings gehört Alles dorthin und in jene Zeiten.

Aber warum hätten wir denn ein Theater, wenn wir kein Publikum fürs Theater haben mögen? Warum hätten wir Kunst, wenn es nicht die Griechische sein kann? Warum unterfingen wir uns, Vergnügungen des Geschmacks zu haben, wenn es kein Publikum des Geschmacks geben soll? Warum endlich spielen wir mit Musik, Redekunst, Poesie und Sprache, wenn diese nicht zu Zwecken angewandt werden, zu denen sie, allein und verbunden, eigentlich

bestimmt und geschaffen sind? *Ihrer Natur nach erfordern sie ein Publikum*; ohne solches sind sie tot und begraben.

Ein *Hymnus* z. B. gehört seiner Natur nach für eine *Versammlung*. Der Dichter, der diese nicht um sich erblicket, nimmt Himmel und Erde, Wälder und Felsen zu seinen Zuhörern und Zeugen. Die Stimme eines *Lyrischen Dichters* ruhet ein Publikum an und auf. Der *Sänger*, ja selbst der *Geschichtschreiber großer Begebenheiten* fodert einen Kreis von Männern, Weibern, Jünglingen und Kindern um sich her, denen seine Begebenheiten im Ohr und Seele tönen. Sie öffnen ihm nicht etwa nur eine Bühne, auf der er in ihrem Beifall seinen ganzen Ruhm ernte, sondern ihre Gemüther selbst sind seine *Arena*, der Schauplatz, das Ziel, das Maß seiner Wirkung. Die *Szene*, die der *Epische Dichter* nicht also beschreibt, daß sie den Augen des Zuhörers sichtbar wird, also daß auch in der Seele der Handelnden mit gehaltenem Interesse alles vor seinen Augen vorgehet, ist keine Epische *Szene*; die Begebenheit, die der *Geschichtschreiber* im Zusammenhange ihrer Folgen, wo möglich auch ihrer Ursachen, nicht also gegenwärtig zu machen weiß, daß dem Zuhörer sein eignes klares Urtheil darüber reifet, ist eine mangelhaft-erzählte Geschichte. Der *Lyrische Dichter*, der mit seiner Kunst in der Seele des Hörenden nicht den Grad von *Teilnehmung* trifft, auf den seine Kunst als auf den Punkt ihrer Vollkommenheit rechnet, hat auf ein Nichts gearbeitet, und verfehlt seine Wirkung. Alle diese Produktionen also wollen ein *Publikum*, aus welchem sie gleichsam hervor- auf welches sie zurückgehen, aus welchem sie die Regel ihrer Kunst nahmen.

Wo sind nun in Deutschland die Odeen unsrer *Geschichtschreiber*, unsrer *Lyrischen* und *Epischen Dichter*? Wo sind die Schulen, in denen man die edelsten Gesänge den Jünglingen ans Herz legt, und sie nebst den schönsten klassischen Stellen der Alten nicht etwa bloß deklamiert, sondern in die Seelen schreibt? Nur was selbst Gestalt hat, kann Gestalt geben; nur Flamme kann Flamme verbreiten. Ein Athem aber kann auch aus Funken eine Flamme

wecken und viele tote Kohlen entzünden. An glühenden Funken hat es Deutschland nicht gefehlet; sie sind aber nie zur Flamme angefacht worden. Der sogenannte *Minnegesang* war Hofgeschmack; er ging vorüber. Die Zeiten der Reformation brachten flehende *Gefahr-*, dankende *Lobgesänge* in den Mund vieler; sie gingen mit der Gefahr vorüber. Der dreißigjährige Krieg weckte Stimmen mancher Art für beide Parteien; die Feldherrn der *Ligue* wurden eben sowohl, als die Feldherrn und Retter der *Union* gepriesen, und unter den letzten sind die Namen eines *Ernst von Mansfeld*, *Christian von Anhalt*, *Johann Ernst und Bernbards von Weimar*, *Gustav Adolphs*, *Georgs von Baden* der deutschen Muse nicht fremde geblieben. Leider aber ist diese keine Tochter *Mne-mosynens*, oder sie ist von ihr zwischen Schlaf und Wachen erzeugt. Nach dem Westphälischen Frieden vergaß man aller Gefahr, und hat über hundert Jahre, dann und wann unsanft aufgerüttelt, sanft geschlafen. Alle weckende Stimmen, leise und lauter, sind vergebens gewesen; unsre Dichter waren oder hießen Versmacher, Reimschmiede; seit einem halben Jahrhundert las man *Voltaire*, und ließ die Deutsche Geschichte erröten und schweigen. Sie schweigt noch, und darf an eine *Geschichte des Deutschen Geschmacks, der Deutschen Kultur, der Deutschen Festivitäten und Lustbarkeiten* nicht ohne Beschämung denken.

Auf dem Theater wird ein Publikum oder ein Teil desselben einem andern Publikum zur Schau vorgestellt; offenbar war dies die Idee der Griechen, im Trauerspiel mit dem Chor, im Lustspiel mit dem einzeln- oder in Masse personifizierten Volke. Theater und Zuschauer hingen also wie Bild und Abbild, wie Seele und Körper zusammen; sie wirkten an- und gegen einander; Eins wurde durch das andre gehoben und belebet. In Italien und Frankreich (England kenne ich nicht) ist dies auf den besten Bühnen auch also: daher der Theatergeschmack in diesen Ländern solange umherirrte, bis er einen *Punkt der Vereinigung mit seinem Publikum* fand, und sich entweder durch musikalisches oder durch dramatisches Spiel in eine Mitte des Ge-

bens und Nehmens, des gegenseitigen Genusses und Belehrens setzte. Ich zweifle, ob dies in Deutschland, wenige Charaktere und Szenen ausgenommen, je der Fall gewesen. Daß man es wenigstens auf die Vereinigung und gegenseitige Ausbildung des Geschmacks der Bühne und des Publikums sehr spät und äußerst selten angeleget hat, ist aus der Geschichte des Deutschen Theaters klar. Außer den alten Mysterien, Klosteragenden oder Marionetten kam die Bühne als *Hoffeierlichkeit* nach Deutschland; das Volk ward hinzugelassen, sich an diesen prächtig gekleideten Hof- und Staatsrevolutionen, die hinter den Lichtern vorgingen, als Pöbel zu erbauen. An manchen Orten Deutschlands hat die Bühne diese Hoftheater-Gestalt und Verwaltung beibehalten, und stehet also ganz *außer dem Gebiete der Kunst*, weil sie zum *Hof-Etiquette* gehört. In andern Provinzen ziehen *Banden* umher, (wie man die Schauspieler mit dem alten deutschen Heldennamen zuweilen noch jetzt nennet;) sie gehen, wie es die Deutschen von jeher gern taten, aus Bande in Bande, und nehmen Dienste, nachdem sie bezahlt und gedungen werden; wäre es nicht unvernünftig und grausam, von ihnen ein Ideal der Kunst, ein korrespondierendes Publikum zu fordern? Einzelne Dichter und Schauspieler haben sich, ich möchte sagen über das Mögliche, hinaufgeschwungen; sie konnten aber keine neue Welt um und vor sich schaffen; diese müssen aufführen, was jene geben, wie sie es mit andern aufführen können, und wie am Ende *ibr Publikum* gebietet. Da ich hier keine Kritik des Theaters schreibe, so bemerke ich nur Eins, daß bei uns, wie mich dünkt, durchs Theater das Publikum gebildet werden müsse, nicht aber durchs Publikum das Theater. Fürs Theater haben wir noch kein richtendes Publikum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaum, und belustiget sich an seinem Beifall; so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume

aber haben wir noch auszumessen, ehe nicht an ein gebildetes Publikum, sondern nur an die Bildung dieses Publikums nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch gibt es außer einem *mit Sinn und Wohlgefallen belebten* Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen oder wir sind in schlechter Gesellschaft.

Soll eine Nation keine Einbildungskraft haben: so wolle man diese auch nicht wecken; sie schlummere. Wecket man sie, so bilde man sie auch aus; man lasse nur Stücke, die für sie sind, und diese auf eine Weise aufführen, daß man vom bösen Geschmack des Publikums nicht abhänge, sondern diesen Geschmack ausrotte, oder ihn zum Guten lenke. In Athen entstand das Theater zu *Aeschylus* Zeit aus dem hohen Gefühl der Freiheit und des Sieges über den großen König; dies Gefühl stimmte die Seele zum Anblick andrer großen Begebenheiten, die tragisch vorgestellt wurden. In Frankreich und England ist das Theater, (die Modifikationen der Zeit abgerechnet,) auf ähnliche Weise entstanden: denn wenn man von großen Begebenheiten seiner Zeit hört oder liest, so will man diese auch, durch Kunst bearbeitet, und von ihr vorgestellt, sehen. Das Publikum der Welt wird sodann von selbst ein Publikum des Theaters. Gleichergestalt fodert die Komödie, die Charaktere und Sitten vorstellt, eine anschauende Kenntniss der Nation, eine leichte Existenz, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit. Der dürftige Knechtessinn ist eine mephitische Luft, in der jede Flamme erstickt wird.

\* \* \*

Die *Philosophie der Griechen* hatte eigentlich kein Publikum, wie die Künste; ihrer Natur nach hatte sie dessen auch nicht nötig.

Die ältesten Weisen der Griechen waren Gesetzgeber; und wohl dem Volk, dessen Gesetzgeber Weise sind. Sokrates erschien in einer bedrängten Zeit: sein Publikum waren *Privatgesellschaften* oder *einzelne Personen*; seine Methode war auf die Entwicklung der Grundsätze des Wahren, Guten

und Schönen in diesen *einzelnen Personen* berechnet. Und dieses dünkt mich sei der Zweck der wahren Philosophie, *Selbstbildung*. Der Lehrer kann und will dabei nur eine Hebamme unsrer Gedanken, ein Mithelfer unsrer eignen, arbeitenden Kräfte werden. Sokrates hatte seinen eignen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hie und da z. B. in *Montaigne, Addison, Franklin* u. a. wieder erschienen ist, und die *eigne Bearbeitung des menschlichen Geistes und Willens* zum Zweck hatte. Von der Stimme des Publikums hängt diese nicht ab; vielmehr wird sie oft durch solche behindert, daher Sokrates mit den Sophisten, die das Publikum stimmten und mißstimmten, fast immer im Streit lag.

Die Sokratische Philosophie gedieh zu mehreren Schulen; in diesen gabs exoterische und esoterische Zuhörer – abermals ein Unterschied, den die Natur der Sache billigt. Ein großes, unausgesondertes Publikum, das Metaphysik spricht und über Metaphysik entscheidet, ist ein Ungeheuer; und wenn man von einer Nation sagen könnte, sie habe nie für etwas als für Metaphysik Enthusiasmus gezeigt, so sagte man dieser Nation nicht viel Gutes nach. *Xenophon* und *Plato* behandeln die Philosophie sehr vernünftig; allenthalben locken sie solche als eine Blüte des menschlichen Geistes und menschlicher Geschäfte hervor. Der Denker *Aristoteles* schrieb für kein anderes Publikum, als für seine Schule; daher die ganze Form seiner Schriften. *Epikur* und *Zeno* gingen mit veränderten Grundsätzen auf gleichem Wege; jedem ihrer Schüler blieb es frei, die Metaphysik ihrer Sekte an Stelle und Ort zu lassen, dagegen aber die wahre, die praktische Philosophie für Leben und Publikum desto kräftiger anzuwenden. Dies ist der wahre Sokratismus.

Wenn eine Philosophische Schule als solche aufs Publikum wirken wollte, und auch hie und da mächtig gewirkt hat, wars der *Pythagoräismus*; wir wissen aber, wie es ihm erging. Und was damals in kleinen zubereiteten Kreisen nicht geschah, wenn wird es erfolgen? Ein philosophisches Publikum ist ein höchstes Bild, zu welchem man streben



kann, das man aber ja nirgend *ganz* und *realisiert* zu erblicken glaube.

Wo also die Griechen standen, stehen wir in Ansehung des Publikums mehr und minder mit der Philosophie noch jetzt; jeder, der es sein kann und werden will, muß sich *selbst* zum Philosophen bilden. Der Lehrer hält ihm die Wahrheit vor, damit er sich solche *autonomisch* zueigne: denn Weisheit läßt sich so wenig, als Tugend und Genie von andern *lernen*.

Die Schulen der Philosophie indessen, bloß als Handleiterinnen betrachtet, mit welcher erstaunlichen Macht können sie *aufs Publikum* wirken! Ein Lehrer der Philosophie, wie er sein soll, hat ein Reich über menschliche Seelen, in welchem er mächtiger als ein König gebietet. Er pflanzt Grundsätze, er gibt Ideen, er stellt Ideale fest, die nachher auf tausend Gedanken und Handlungen seiner Zuhörer, ja aller derer, auf welche sie wirken, erkannten und unerkannten Einfluß haben. Unsägliche Wirkungen z. B. hat die Stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus, Pythagoräismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit andern Modifikationen und Formen. Solange es Vernunft und Willen im Menschen gibt: so lange wird es ein *verborgenes, stilles Publikum für Philosophie* geben; nur erwarte man dieses nie sichtbar auf einem Markt, oder in einer Schule.

Fassen wir, was gesagt ist, zusammen: (denn vom politischen Publikum der Griechen wollen wir nicht reden,) so ergibt sich, daß in Ansehung der Sprache, der Kunst und des Geschmacks gegen die Griechen, wie wir sie jetzt nehmen, wir eigentlich noch gar kein Publikum haben und gehabt haben. Mit Wohlgefallen haben wir uns eine Kultur andichten lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen; und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde. Unsere Nation kennt sich schwerlich, bald ist es Religions- bald politische Partei, bald die unübersteigliche Grenze eines Standes und

Ständchens, was die Stimme, ja sogar nur den Gedanken an ein teilnehmendes Publikum, selbst in Sachen des Geschmacks und der Bildung, geschweige des allgemeinen Interesse, teilet und aufhält. Welche Werke der Wissenschaft, des Fleißes, der Verteidigung Deutschlands oder irgend eines allgemeinen Nutzens sind zu Stande gekommen, zu denen der Beitritt eines ansehnlichen und reichen Publikums aus mehreren oder allen Provinzen nötig war? Die reichern Stände sind dabei jederzeit am unteilnehmendsten geblieben; und jene alten Einrichtungen, die eigentlich doch für Wissenschaften und Kultur der Nation bestimmt sind, *Domkapitel und Stifte*, waren samt dem ganzen Teile der Nation, der die Französische Kultur liebte, für Deutsche Wissenschaften gewöhnlich ganz tot; daher wir denn, Trotz alles Privatfleißes, Trotz mancher kühner Unternehmungen voll guten Zutrauens, das dafür büßen mußte, an Dingen dieser Art unsern Nachbarn, Briten und Franzosen, ja selbst Dänen und Schweden weit nachstehn. Die Deutsche Literatur, eine rüstige Arbeiterin und Dienerin des Wissens, erscheint in einem Bettlermantel von Makulatur; sie richtete selten etwas mehr aus, als wohin Privatfleiß, einzelnes Genie reichert. Die unschätzbaren Sammlungen der Kunst, die in vorigen Jahrhunderten ein vorübergegangner Hofgeschmack zusammengebracht hat, stehen oft unter harten Gesetzen der Klausur, als Heiligenbilder da, anschaubar, nicht immer brauchbar, noch weniger weckend, am wenigsten begeisternd. Über den Wert unsrer besten Produktionen haben sich die Stimmen *unsres Publikums* nach Jahren und Jahrhunderten noch so wenig vereinigt, daß wenn nicht Ausländer den Ton angeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst über *Leibnitz* Verdienst Deutschland noch in der größten Unsicherheit wäre. Indessen geht der Weg der *stillen Bildung* fort. Was uns nicht genommen werden konnte, ist *Deutsche Sprache, Deutscher Verstand und guter Wille*; diese werden, wenn und sobald sie es vermögen, einmal ein deutsches Publikum bilden. Die *Vernunft* geht auch ihres Weges fort und ist in allen

Zeiten und Erdräumen nur Eine. Der *Geschmack* endlich ist eine Nationalpflanze; wo sie nicht gepflegt wird, oder des Bodens und Klima wegen nicht anders als in schlechten Treibhäusern aufkommen kann, da gehet sie durch Unfreundlichkeit des Himmels unter. Have!

### 3. Publikum der Römer

Von diesem werde ich nur wenig sagen dürfen. Was in ihm Kunst und Geschmack war, stammte von den Griechen her, die meistens auch seine Mithelfer blieben. Als Überwinderin sammelte Rom; sie erfand aber nichts Neues. Auch die Sprache der Römer bildete sich nur durch die Griechen zu einer reinen und ewigen Sprache.

Das Publikum also, das für die klassische *Denkart* in Rom blüdete, war ein erbeutetes, künstliches Publikum; die Einrichtung der Stadt selbst war von einer Art, daß vielleicht keine Reichsstadt sie sich auf daurende Zeiten wünschen möchte. Weder das Volk, noch der Senat verdienen, außer der Rücksicht, daß sie Herren der Welt werden wollten, und waren, absolute Hochachtung; einen *Populus Romanus*, der mit römischer Anmaßung für seine Stimme Brot und Zirkensische Spiele begehret, wünschten wir uns auch nicht. Eben so wenig Klienten und Kandidaten nach Römischer Weise. Also das Forum und den Senat an seine Orte gestellt, blieb *denen* Römern, die ein daurendes Publikum suchten, nichts als was auch Wir haben, der *Beifall und die Stimme der erlesensten edlen Römer*. Diese hörten ihren Vortrag oder kauften ihre Rolle; sie billigten und mißbilligten, wie es ihnen gutdünkte. Daß aber in den bessern Stellen ihrer Gedichte *Lucrez* und *Catull*, *Horaz* und *Virgil*, *Ovid*, *Tibull*, *Propert* u. a. so klassisch-ausgearbeitet, vollendet und schön geschrieben, zeigt, daß sie sich feinere Vorbilder, schärfere Leser und ein höheres Publikum dachten, als viele unsrer Dichter und Schriftsteller zu denken gewohnt sind. Ihre eigne Bildung, und die Höhe, auf welcher

Rom stand, trug dazu bei. Der Geschichtschreiber Roms schrieb die Geschichte der Weltmonarchin; ihre Dichter sangen in der Römischen Sprache; in dieser stellten ihre Rechtsverständigen Urteile aus, als die Stimme ihrer großen Redner dahin war; – mit dem Allen können wir uns nicht gleichen. Wenn aber unsre Sprache eine *Schwester* der Griechischen ist, da die Römische nur die angenommene Tochter derselben war: so hätten wir, sobald wir uns zur Römischen Denkart erheben könnten, eine weitere Laufbahn vor uns als Jene. Überwinder der Welt wollen wir nicht werden; was aber in uns Römischen oder (wenn dieser einst größere Name noch einen Wert hat,) Deutschen Charakter enthält, warum sollten wir das einer Sprache nicht geben können, die einst in viel roherem Zustande auch eine *Herrin* der Welt war? Dichter und Geschichtschreiber, Rechtslehrer und Gesetzgeber, warum wurdet ihr zu solcher Zeit nicht auch wie Jene für ein fortdaurendes Publikum Herren der Erde?

### 4. Publikum des Christentums

Als der Urheber des Christentums seine Stimme erhob, verbreitete er mit derselben ein *Publikum über die Völker*. Er kündigte ein ankommendes Reich an, zu dem alle Nationen gehören, und das nicht in äußerlichen Zeremonien, sondern in Übungen des Geistes, in Vollkommenheiten des Gemüts, in Reinheit des Herzens, in Beobachtung der strengsten Billigkeit und einer verzeihenden Liebe unter den Menschen blühe. Dahin zielen seine Reden, dazu rüstete er andre aus, und das Gebet, das er seine Schüler lehrte, ist darüber ein bittendes Bekenntnis. »Es soll ein Reich zu uns kommen, in dem alles Ehrwürdige geehrt, jede heilige Pflicht getan, und der Wille Gottes auf Erden so willig und vollkommen vollbracht werde, wie ihn die seligen Geister ausüben.« Seine Stimme, die Stimme seiner Boten in Lehren und Schriften erklang; es entstand eine

*Gemeine*, ein christliches Publikum unter mehreren Nationen, das sich zu dieser Lehre, Pflicht und Hoffnung bekannte.

Haben wir noch dies Publikum? Allerdings; die kleinste christliche Versammlung ist ein Symbol der Einen allgemeinen Kirche, die unter hundert Völkern der Erde lebet. Diese war und ist hie und da mit Mißbräuchen bedeckt, mit Mißverständnissen umnebelt; der reine klare Sinn der Stiftung dieser *Geistesversammlung*, ihr auf alle Zeiten und zum Gebäude der gesamten Menschheit wirkender Zweck bleibt aber unverkennbar. Nicht in der Prachtgestalt eines drückenden stolzen Gesetzes; in der aufmunternden, sanften Gestalt einer tröstenden Friedensbotschaft wirkt dies *moralische Institut* auch zu den strengsten Pflichten. Wo zwei oder drei versammelt sind, lebt der Stifter dieser Versammlung; im Inhalt seiner Lehre selbst liegt ihr Zweck, die *Auferebauung eines moralischen Gebäudes*, bis zum Ende der Zeiten.

Es ist traurig, wenn dieser Zweck, auf ein seiner Natur nach *fortgehendes ewiges Publikum zu wirken*, hie und da verkannt wird, indem man entweder Partikular-Meinungen, sogar Spekulationen ins Christentum mischte, die dazu durchaus nicht gehören, oder den toten Buchstaben totbuchstäblich behandelt. Jedem Denkenden bleibe seine Privatmeinung über Dies und Jenes; jeder spekulative Kopf schmücke sein Lehrgebäude mit seiner besten Spekulation aus; nur die Christenheit, *als Publikum betrachtet*, bleibe damit verschonet. Die Lehre und der Zweck des Stifters sei oder werde ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Partikularmeinungen, wie ein trüber Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt und absetzt. So taten es schon die ersten Boten des Christentums mit ihren Jüdischen Vorurteilen, je mehr sie in die Idee eines christlichen Publikums, eines Evangeliums für alle Völker eintraten; und es kann nicht fehlen, daß diese Läuterung des Christentums durch sanfte oder rauhe Mittel nicht mit den Jahrhunderten fortgehen sollte. Es ist sehr lehrreich, die Folge zu

bemerken, mit der sich in der sogenannten Kirchengeschichte die harte Hülse des Christentums gebildet, hie und da aufgelöset und jedesmal einen reicheren Kern, einen feineren Samen der Fortpflanzung gewährt hat; so wird das Werk, mit oder ohne Namen des Urhebers, fortgehen bis ans Ende der Zeiten. Manche Formen sind zerbrochen, andre werden sich auflösen; nicht durch äußere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim selbst, den die Sonne ruft, dem die ganze Natur ihre Stärke zuhauchet. Glücklich, wenn man in ein Publikum tritt, an welches diese Stimme in *reinem* Klange tönet. Sie umfaßt alle Stände, dringt durch alle Gewölbe und trifft den wesentlichen Punkt der Menschheit. Über augenblickliche, enge Verhältnisse, selbst über die Schranken der Fassungskraft *dieser* einzelnen Versammlung hinweggerückt, ahnet man ein fortgehendes erlebtes Publikum und athmet die Aura einer *reinmoralischen Zukunft*.

#### 5. Publikum der Literatur

Das Christentum hatte ein Band unter Völkern geknüpft, wie es durch die Eroberungen Alexanders, der Römer und Hunnen nie geknüpft worden; seinem Zweck nach ein *Friedenstiftendes* Band, so oft es auch zu Streit und Händeln Gelegenheit gab oder gemäßbraucht wurde. In den Händen der Vorsehung ward es zugleich ein Band der *Kultur, einer gemeinschaftlichen Kultur der Völker*. Wechselseitige Rechte und Pflichten kamen dadurch zwar nicht in bleibenden Gebrauch, doch aber in ein anerkanntes Licht, in eine immer neu angefangene Übung. Die Völker Europens wurden sich nicht nur bekannter, sondern auch durch gegenseitige Bedürfnisse, bei gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen einander unentbehrlich; ihre Tendenz ward immer mehr und mehr auf einen Punkt gerichtet. *Erfindungen* kamen hiezu, die bei diesen gemeinschaftlichen Bedürfnissen Ein Volk vom andern borgte, worin Eins dem andern

vorzueilen suchte; es entstand in ihrer *Vervollkommnung* ein Wetteifer unter den Nationen. Nun konnten nicht so leicht mehr Gedanken, Versuche, Entdeckungen, Übungen untergehen, wie in Zeiträumen der einst von einander getrennten Völker; das Samenkorn, das hier und jetzt keine Wurzel fand, trug ein günstiger Zephyr auf einen mildern Boden, wo es vielleicht unter neuem Namen gedeihete. Im Druck der Zeiten und des Klima schlossen sich *Zünfte* zusammen, die mit gemeinsamer, oft etwas roher Hand, dem Fleiß, der Tätigkeit, allmählich auch der Erfindung und dem Geist der Menschen Schutz und Dauer verschafften, die also, wiewohl sie durch Privatleidenschaften und drückende Verhältnisse das Werk der Vorsehung oft zu hindern schienen, zuletzt dasselbe doch fördern mußten. Durch alles Reiben der Völker, der Gesellschaften, Zünfte und Glieder unter einander erwuchs immer ein *größeres oder feineres Publikum*, das in Streit und Friede, in Liebe und Leid einander Teil nahm. Auf diesem Wege bekam die rohe Kunst, der vom Bedürfnis erpresste Fleiß der Einwohner Europens nicht nur diesen ganzen Weltteil, sondern durch ihn auch alle Weltteile zum gemeinschaftlichen Boden. Was für den Krieg und Handel, für die Seefahrt und den Luxus erfunden und ausgeübt ward, verbreitete seine guten und schädlichen Wirkungen auf alle Weltteile unsrer bewohnten Menschenerde; alle Völker Europa's greifen hiebei in einander und halten *unsern Erdball für das Publikum*, worauf sie zu wirken haben.

Von frühen Zeiten her sind *Schulen* und *Universitäten* ein Mittel gewesen, für Kenntnisse und Wissenschaften ein Publikum zu verbreiten; ja sie sind es noch. Selbst die Scharfsinnigen in mehreren geistlichen Orden flüchteten sich hinter ihre Schutzmauern, und breiteten von da aus ihre Meinungen weit umher. Was man nicht lehren durfte, darüber disputierte man nach akademischen Gesetzen, und übte die Denkkraft der Menschen. *Wicief* und *Luther* schützte die Universität; und auch *Huß* hätte sie geschützt, wenn er sich nicht auf das treulose Wort eines Kaisers

verlassen hätte. Mehr noch aber als Schutz gab die Universität den Meinungen ihrer Lehrer; auch Gewicht, Stärke, Ausbreitung. Tausende junger Leute aus verschiedenen Ländern, in Jahren, da die Seele alles mit Liebe erfaßt, da Jünglinge den Lehrer nicht ohne Begeisterung ansehen, hörten ihre Stimme, und trugen ihr Wort, jeder in sein Vaterland, zu seinem Geschäfte. Jahre nach Jahren wechselten diese Zöglinge der Universitäten; als Scharen von Zugvögeln kommen sie, rauben das Wort des Lehrers und fliegen damit in ihre Lande. Ein *großes Achtungswürdiges Publikum!* das bildsamste, Wirkungsreichste, dessen die Menschheit in ihrem jetzigen Zustande fähig ist, und welches noch lange, in immer verbesserter Gestalt, dauren möge. Die Jahre des Jünglings auf der Akademie sind ihm Zeitlebens die liebsten Jahre; was er da mit Lust zur Wissenschaft, im ersten Feuer der Begeisterung, noch unbekannt mit Lasten und Hinderungen des Lebens, oder mit jugendlichem Mut diese verachtend, als Beute des Wissens, als Regel der Übung annahm, das bleibt ihm lang' oder immer ein froh erworbener Schatz, eine heilige Regel.

Haben wir noch dies Publikum der *Schulen* und *Universitäten*? Wir habens noch, und es hat sich (was man auch sagen möge) nicht verschlimmert, sondern verbessert. Seltner treten jetzt die rohen Heere erwachsener Streiter auf dieses Feld des Wissens und Lernens; zartere Jünglinge sind es, in denen das Wort des Lehrers auch zartere, deshalb aber nicht unkräftigere Wurzeln schlägt. Wenn sie es nicht mit der Klinge behaupten, so hängen sie ihm desto gewissenhafter an; der Lehrer sprach für sie selbst jugendlicher und weckte ihr eignes Nachdenken, ihre mit ihm wirkende Kräfte. Einst lernte man und behauptete; Er kultiviert und bessert. Statt des ehemaligen Sekten- und Raufgeistes nehmen mehrere Universitäten eine feinere Tendenz an, *Gesellschaften der Wissenschaft*, *pythagorische Schulen* zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Wissen der Diktaten, sondern zur Wissenschaft, zur Übung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden. Ein schönes Publikum,

wenn der Lehrer den Wert seines Geschäfts fühlet. Glaube niemand, daß mit *Wicief, Huß, Luther* diese große Wirkung der Universitäten vorüber sei; die Reformation auf ihnen in jeder Wissenschaft, Fakultät und Lehre ist noch nicht stillgestanden; ja sie wird und kann nicht stillstehen, so lange Universitäten da sind. Mehrere Lehrer Einer Fakultät, mehrere Fakultäten, mehrere Universitäten gegen einander sind gemeinlich in Wettstreit; dieser Wettstreit muß mit den Jahren nicht abnehmen, sondern wachsen. Je mehr die Handwerkshindernisse geschwächt werden (dies müssen sie notwendig) je mehr das Werk der Akademien ein Werk des Geistes und einer freien Übung wird, desto mehr entzündet sich der Wetteifer mit reinerer Flamme. Universitäten sind *Wacht- und Leuchttürme der Wissenschaft*; sie spähen aus, was in der Ferne und Fremde vorgeht, fördern es weiter, und leuchten andern selbst vor. Universitäten sind *Sammlungs- und Vereinigungsplätze der Wissenschaft*; aus ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Befehdung oder Befreundung entspringen dort und dann neue Resultate. Universitäten endlich sollten die letzten *Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften* sein, wenn solche nirgend eine Freistatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hie und da seine Stimme wehrlos erhöbe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes genießen, der von keinem Einfluß gestört würde. Irre ich nicht, so ist dies mehrmals geschehen; die Ratschläge der Lehrer haben Verfolgungen aufgehalten, die die Ratschläge der Staatsweisen nicht unterdrücken mochten; und so sehe ich auch für die Zukunft Ratschläge der Lehrer auf Universitäten hervorgehen, denen die Ratschläge blöder Weisen kaum bestehen mögen. Bis also die Universitäten sich selbst unnot machen, unterstütze man ihren Wert; ihr Publikum wird noch lange durch ein Besseres nicht ersetzt werden. Zunächst gilt dieses von den Universitäten Deutschlands; fast sind sie die einzige Gattung *Deutscher Institute*, die jedes Ausland mit Recht ehret.

Ein noch größeres Publikum hat uns die *Buchdruckerei*

verschaffet; es ist sehr gemischt und fast unübersehlich. Welche Mühe kostete es in ältern Zeiten, Bücher zu haben, mehrere zu vergleichen und über einen Inbegriff von Wissenschaft zu urteilen! Jetzt überschwemmen sie uns; eine Flut Bücher und Schriften, aus allen für alle Nationen geschrieben. Ihre Blätter rauschen so stark und leise um unser Ohr, daß manches zarte Gehör schon jugendlich übertäubt wurde. In Büchern spricht Alles zu Allem; niemand weiß zu Wem? Oft wissen wir auch nicht, *Wer* spreche? denn die *Anonymie* ist die große Göttin des Marktes. Von einem solchen Publikum wußte weder Rom, noch Griechenland; *Guttenberg* und seine Gehülfen haben es für die ganze Welt gestiftet.

Was ist darüber zu sagen? Dies, daß es, ohngeachtet aller und der schnödesten Mißbräuche, ein großes Geschenk, ein unwiderrufliches Privilegium für die menschliche Gesellschaft, und ein ungeheures Mittel der Vorsehung sei, dessen Wirkungen und Folgen noch nicht vor unserm Auge liegen. Was geschehen ist, können wir nicht zurücknehmen; die Buchdruckerei ist da; nicht nur als Nahrungszweig für Handel und Arbeit, sondern als eine *Tuba der Sprache*, so weit dies oder jenes Produkt reicht. Alle Monarchen der Welt, wenn sie mit vereinten Kräften für jede Druckerstube träten, könnten die arme Familie dieses Letternkastens, das *Asyl und den Telegraph menschlicher Gedanken* nicht zerstören. Ja wer wollte es zerstören, da es, nebst einigem Bösem, so unsäglich viel Gutes gestiftet hat, und seiner unschuldigen aber kräftigen Natur nach notwendig noch stiften wird. Der Redner übertäubt mich; der Schriftsteller spricht leise und sanft; ich kann ihn bedächtig lesen. Der Redner blendet mich mit seiner Gestalt, mit seinem Gefolg und Ansehn; der Schriftsteller spricht unsichtbar, und es ist meine Schuld, wenn ich mich von seinem Wortprunk hintergehen, oder mir von seinem Geschwätz die Zeit rauben lasse; ich soll ihn prüfen, ich darf ihn wegwerfen. Gegenseits ist auch freilich das Irrsal und die Verführung des Redners vorübergehend und in einem Kreise beschlossen; das Gift

und Irrsal des Schriftstellers, seine Ehre und Schande dauret. Er selbst kann sie nicht, als etwa durch Besserung, durch Widerruf zurückrufen; und auch dadurch wird, was geschehen ist, nicht ungeschehen. Wer weiß, ob dies Blatt des Widerrufs oder der Widerlegung in die vorige Hand kommt, oder ob es dem Irrtum gleich wirket? Das *Publikum der Schriftsteller* ist also von eigner Art; unsichtbar und allgegenwärtig, oft taub, oft stumm, und nach Jahren, nach Jahrhunderten vielleicht sehr laut und regsam. Verloren und doch unverloren, ja unverlierbar ist, was man in seinen Schoß schüttet. Man kann nie mit ihm abrechnen; sein Buch ist nie geschlossen, der Prozeß vor und mit ihm wird nie beendet; es lernt immer, und kommt nie zum letzten Resultat.

Man hat diesem Ewig-Unmündigen Vormünder setzen wollen, die *Zensoren*; aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe und meistens mit dem widrigsten Erfolg. Der Unmündige kostet am liebsten, was man ihm versagte; er sucht auf, was man ihm hinterhalten wollte; das Verbot eines Vortrages an dies Publikum ist gerade das Mittel, selbst einem unnützen Wort Ansehen, Gewicht und Aufmerksamkeit zu geben. Und welcher bescheidne Mann wird ein Vormund des gesamten Menschenverstandes, *des Publikums aller Zeiten und Länder* zu sein wagen? Laß jeden Weisen und Toren schreiben nach seiner Weise, *wenn er in zweifelhaften Fällen nur sich nennet, und niemand persönlich beleidiget.*

Es sei mir erlaubt, mich hierüber zu erklären. Der weiseste Zensor, wenn er auch die Stimme eines ganzen, ja des aufgeklärtesten Staates vorstellt, kann in Dem, was Lehre und Meinung betrifft, schwerlich die Stimme des Publikums, der sich ein Schriftsteller freiwillig unterwirft, auf- oder überwiegen wollen. Wenn sein Urteil auch die Weisheit Salomo's wäre, wenn es die Klugheit aller vergangenen Jahrhunderte enthielte, und dem geprüften Verstande einer großen Zukunft voreilte: so fehlt ihm doch Eins, die *Legitimation hiezu*: denn weder die Vor- noch Nachwelt hat ihn

darüber beurkundet. Der Schriftsteller wird also gegen ihn immer die Einrede haben, daß er dem Urteil der Welt vorgreife, daß er sich unbefugt eine Entscheidung anmaße, die nur dem Publikum im weitesten Sinne des Worts gebühret; er wird von diesem Papst eines kleinen Staates an das *allgemeine Konzilium* appellieren, das allein und zwar nur in *immer fortgehenden* Stimmen ein Richter des Wahren und Falschen sein könne. Wahrscheinlich werden ihm viele Stimmen beitreten; und bei dem größten Recht wird der Zensor, der Form nach und um der Folgen willen, Unrecht behalten. Ich darf nicht wiederholen, was man, wo es Wahrheit gilt, über Freiheit der Meinungen, die nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden dürfen, so oft und viel gesagt hat.

Wenn man also dem Publikum keine, auch nicht die tollsten Meinungen rauben darf, indem der Staat, wo sie ihm falsch oder gefährlich scheinen, lieber ihre offene Widerlegung veranlassen mag, damit zum Vorteil der Welt die Finsternis vom Lichte besiegt werde: so darf bei dieser ungebundenen Freiheit, bei der Achtung, die der Staat selbst dem Publikum erweist, da er ihm nichts vorenthält, was irgend ein Schriftsteller ihm darbringt, der Staat wohl auch fodern, daß *jeder Schriftsteller sich nenne, der dem Publikum etwas darzubringen gutfindet.* Und zwar dies in allen Schriften, über jeden Gegenstand: Rezensionen fremder Bücher nicht ausgenommen. Denn wie hätte ich ein Recht, Anonymie zu verlangen, wo ich mich vors Publikum dränge, und zu ihm meine Stimme erhebe? Einen freiwilligen Lehrer der Welt und Nachwelt muß man kennen; er muß sich, wenn ihm Pflicht, Recht und Wahrheit lieb ist, nicht verbergen. Ein Mann, der öffentlich spricht, stehet für sein Wort; sonst nennet man ihn einen Feigen oder Lügner. Mit diesem einzigen leichten, wie mich dünkt nicht ungerechten Mittel, wie mancher Keckheit, wie mancher Verleumdung würde vorgebeugt, die jetzt bloß hinter der Anonymie Schutz sucht. Wie vorsichtiger, überdachter und gehöriger würde man zum Publikum sprechen, wenn man wüßte, daß man

nicht ohne eigne Ehre oder Schande zu ihm sprechen könnte! Und verdient das Publikum, der ehrwürdigste Name, der genannt werden kann, *die Gesellschaft aller Guten und Edlen*, nicht diese Achtung? Jeder Schriftsteller würde veranlaßt, in der würdigsten Gestalt vor ihm zu erscheinen, seine Stimme vor diesem großen Tribunal bescheiden hören zu lassen, dagegen aber auch, was er weise behauptet, standhaft zu verteidigen, ein ehrlicher Bekenner zu sein *der von ihm dem Publikum gemeldeten Wahrheit*. Jene Winkelträgerreien, aufgefangene Gerüchte, erstohlene Personalitäten verlorren sich von selbst; kein Ehrliebender wollte mit solcher Ware öffentlich am Markt stehn, die schändlich ist und fürs Publikum nicht gehört. In Griechenland und Rom schämte sich kein Schriftsteller seiner Werke; auch unter uns darf sich kein Stand einer Schrift, wenn sie gut ist, schämen; dem höchsten, wie dem niedrigsten Stande sollte Anonymie nicht erlaubt sein, und überhaupt dieselbe für das was sie ist, für *Hinterlist, Schimpf, niedriges Gewerbe* und *Feigheit* gelten. Wer zum Publikum spricht, spreche als ein Teil des Publikums, also öffentlich, mit seinem Namen.

Noch ein viel Mehrers wäre über das Verhältnis des Schriftstellers zum Publikum zu reden. Jede Gattung der Skribenten schreibt für ihre Gattung Leser, die sie *ihr* Publikum, ihre Welt nennen. Aus fröhlichen oder traurigen Erfahrungen, *welche* Schriften am meisten gelesen werden, kann man also auf den Geschmack, auf das Maß der Bildung des Publikums schließen, *dem* diese Schriften vor andern oder ausschließend wohlthun. Die mittelmäßigen, die leichten, üppigen, lüsternen finden natürlich die meisten Leser; viele gerühmte Schriftsteller haben nur durch Zeugnisse anderer ihren Ruhm erlangt, und stehn *auf guten Glauben*, ungelesen, in den Bibliotheken. Das Publikum hallet nur ihre Namen wider. Deshalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen tun muß, sich unwürdig, (wie man sagt,) zum Publikum *herabstimmen*, oder seinem lüsternen, falschen Geschmack frönen. Der Schriftsteller soll das Publikum, nicht dies den Schriftsteller bil-

den. Delila schnitt Simson das Haar ab, und übergab ihn Kraftlos den Philistern; sie verspotteten ihn und er mußte vor ihnen spielen.

Nicht die Blätter des Baums; die Keime, Blüten und Früchte sind sein edelstes Erzeugnis. Nicht das zahlreichste, sondern das verständigste Publikum ist mit seinem Beifall die Ehre des Schriftstellers, sein Zweck und Lohn. Das Urtheil dieser vielleicht wenigen Leser dauert fort und wirkt weiter. Oft findet ein Schriftsteller diese Leser nur nach seinem Tode; Minos und Aeakus sind, die unparteiisch über ihn richten. Dem *Homer* schaffte *Lykeurg* und die *Pisistratiden* ein größeres, ein Attisches Publikum; dem *Milton Addison, Garrik* dem *Shakespear* u. f. Nichts ist angenehmer, als einem verdienten Toten Gerechtigkeit zu erweisen, und über seinem Grabe die Stimme eines besseren dankbaren Publikums zu werden. So hat *Rousseau* nach seinem Tode die Ehre mit Wucher genossen, die *Voltaire* bei seinen Lebzeiten sich zuzueignen wußte; und so gibts bei allen Nationen andre Autoren, die berühmt sind, andre die es zu sein verdienen.

An Liebe und Achtung gegen seine besten Schriftsteller, (wenige ausgenommen) stehet Deutschland seinen kultivierten Nachbarn, Franzosen, Engländern, Italienern nicht vor, sondern nach; der größere Teil des Publikums kennet sie nicht und trägt wenigstens sie nicht eben in Herz und Seele.

Haben wir also hierin (ich will nicht sagen, das Publikum der Alten, sondern nur) das Publikum der Franzosen, Engländer, Italiener? Wer diese Länder kennet, und Deutschland kennet, antworte. An den Schriftstellern liegt es schwerlich; sie taten was sie konnten; manche vielleicht zu viel. An Charakter und an der Verfassung der Nation liegt es; an der Unkultur und der Unkultivierbarkeit (wenn mir zu Bezeichnung eines Barbarismus ein barbarisches Wort erlaubt ist) am falschen Geschmack und der genetischen Rohheit mancher Stände und Lebensarten. Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder

Art des Wissenswürdigen so zugebildet, als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen, daß ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge. Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, Deutsches Publikum, und laß Dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten erteilen zu können glaubt, aus der nie Teilnehmenden Kälte, aus der völligen *Seelenentfremdung*, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das Alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erwache und zeige, daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der Griechischen, die Königin und Mutter vieler Völker, für ganz Europa hast du *zu sichern, auszubilden, zu bewahren*.

Sollten wir aber bloß in Reden und Schriften, in Lehren und Hören ein Publikum haben? keins für unsre Handlungen? keins für unser ganzes Dasein? Kein Publikum, das auf uns wirkte, worauf wir durch unser Beispiel, durch unser Vorbild schweigend wirken? Zweifle daran niemand, ja auch daran niemand: daß diese stille Wirkung in einem kleinen Kreise von mächtiger Wirkung sei. Sie ist reell; in ihr ist nichts Schein und Schminke. Der Kreis, in dem du lebest und dein Geschäft treibest, ist *dein* Publikum; sei dies klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise. Hiemit wirkst du unvermerkt oder bemerket auf die Deinen, die nach deinem Muster oder mit Einflüssen von dir fortwirken, auf deine Mitarbeiter, Untergebene oder Vorgesetzte. Leise oder stürmisch verbreiten sich also Wellen und Wogen mit und ohne deinen Namen auf deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort. So haben zu allen Zeiten die würdigsten Männer auf ihr Publikum gewirket; sie sprachen mit der starken Stimme ihres tätigen Beispiels, und dachten nicht daran, daß im größeren Publikum ihr Name genannt

würde. Das schärfste und edelste Publikum waren sie *sich selbst*, der Aufmunterer, Zeuge und Richter ihrer Handlungen, ein Gesetz, das in ihnen lebte. Wohl uns, wenn wir uns dies Publikum sind; wir haben sodann die laute, oft sehr unsichre und unreine Stimme der größeren Welt nicht nötig.

## II.

*Haben wir noch das Vaterland der Alten?*

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein Ehrwürdig-süßer Name. Wem sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend schauet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es, und küsst seinen Boden mit Tränen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmal des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm; fürs Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rat und Tat dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und Erden-Unsterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch seine Taten entehrte, wer es verriet oder bekriegte; in den Busen seiner Mutter hatte der das Schwert gestoßen, er war ein Vater- ein Kinder- ein Freundes- und Brudermörder. »Carioerem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos.« »Dulce et decorum est, pro patria mori.« u. f. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches sind die geliebten Bande, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir geboren sind, kann für sich allein dies Zauberband schwerlich knüpfen; viel-



mehr wäre es die härteste aller Lasten, wenn der Mensch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören *müßte*, auf welchem er die Welt sah. Harte Gesetze gnug hat es über dergleichen *Erbeigentümlichkeit, Eigengehörigkeit* u. f. gegeben, und gibt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Kultur, ja selbst der Industrie, und der Nutzberechnung gehet dahin, diese geborne Sklaven eines Mutterleibes oder der Mutter-Erde mit sanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Asche düngen sollen, allmählich zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüste Plätze Zeitenlang innehatten, und in diesen ihre Väter begruben: da gab der Boden des Landes, den diese Völker besaßen oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines *Landes der Väter*. »An unsrer Väter Gräbern erwarten wir euch« rief man den Feinden zu: »auch ihre Asche wollen wir schützen, und unser Land sichern.« So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entsprossen wären. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht Erdgeborene Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerst erquickt, ist nicht die Erde, auf die wir sinken, sondern die Luft die wir athmen, die väterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbrust, die uns säuget, die Sonne, die wir sehen, die Geschwister, mit denen wir spielen die freundlichen Gemüter, die uns wohlthun. Unser erstes Vaterland ist also das *Vaterhaus*, eine *Vaterflur, Familie*. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen liebt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sei der Boden, sei das Klima, wie es wolle; die Seele sehnt sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gesellschaft, in der wir erzogen wurden, ein *Staat* war, je weniger sich Stände und Menschenklassen darin trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbil-

dungskraft, sich in den Schoß dieses Vaterlandes zurückzusehen. Da hörten und lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft, und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit seinen Bäumen, Blüten und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude – wir sommerten und winternten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen gelesen, mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Kultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen *kleinen Gesellschaften* lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr *Städte* der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so teuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese *kleinen Gesellschaften* an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das *Land der Väter*, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben sein, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnen, mit ihrem Blute besiegelt hatten: so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein *moralisches Vaterland* heilig; denn höher schätzten die Griechen nichts, als das Verdienst der *bürgerlichen Einrichtung*, dadurch sie Griechen geworden, und

über alle Barbaren der Welt erhöht waren. Die Götter *ihres* Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentlichen Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Kultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Äther solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte teilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelpfad alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeigt die Römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen, wäre töricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Kolonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht sein. Die Römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesamte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was *Wir* am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ists, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dies Land anwiesen? Ists, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Überkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? – Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttin wir unwert, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten: so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Taten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebt, oder wird gemißbraucht; »was hilft dir, (ruft Horaz *seinem* Vaterlande zu,) stolzer Pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemalten Götter an deinen Wänden?« Ein müßig-besessener, von unsern Vorfahren träge-ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unsrer Vorfahren unwert. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu sein, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahren an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-Religions-Geschlechts-Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinah jede alte mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung, die gute *Verfassung* sein, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüt wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer Gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröten, unsre Mühe nicht verschwenden, uns und die Unrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, tätige Söhne des Vaterlandes jede unsrer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesamten,

ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Los!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder, der auf dem Schiff in den flutenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort *Vaterland* hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr, (es sei denn, daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig dastehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn, (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß Er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesamte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einst hoch verehrte Stände allmählich in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigentums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Los traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine *Nemesis* glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die notwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig; so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumnis derselben, und häuft die Rache mit jedem verdorbnern Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland: denn du warest nicht

sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Kapitolums wärest.

3. Sollte uns also nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gesetzt daß sie auch gedruckt erschiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts tun, als schreiben, sonst hätte er wahrscheinlich etwas Besseres getan; wollet ihr dem Seufzenden seinen Athem, der ins wüste Leere hinausgeht, rauben? Noch werter aber sind dem Verständigen die Winke und Blicke Derer, die weiter sehen. Sie muntern auf, wenn alles schläft: sie seufzen vielleicht, wenn Alles tanzet. Aber sie seufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen sie, vermöge einer unzweifelhaften Kunst, höhere Resultate. Wollet ihr sie zum Schweigen bringen, weil ihr bloß nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie schweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf diese stille Rechner. Ein Vorschritt, den sie glücklich angaben, ist mehr als zehntausend Zeremonien und Lobsprüche wert.

Sollte unser Vaterland dieser Rechenkunst nicht bedürfen? Sei Deutschland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es sich einst nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Creta, Griechenland, Palästina führen; unsre tapfren und ehrlichen Vorfahren bluteten da, – und sind begraben. Tapfer und ehrlich ließen die Deutschen innerhalb und außerhalb ihrem Vaterlande sich, wie die Geschichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund stritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiset. Sollte also außer der Tapfer- und Ehrlichkeit unserm Vaterlande nicht noch etwas anders not sein? Licht, Aufklärung, Gemeinsinn; edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andre Nationen es von jeher taten; Deutsche zu sein auf eigenem wohlbesützten Grund' und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit

schwerlich mehr jener wilde *Eroberungsgeist* sein, der die Geschichte Roms und der Barbaren, ja mancher stolzen Monarchien wie ein böser Dämon durchstürmte. Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eignen Kindern über kurz oder lang zur Last werden? Unglücklich wäre das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüsten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die Niemandem Vorteil gebietet. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit und für die noch schärfer richtende Nachwelt kein anderer sein, als daß diese edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Tätigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthätigen Übung, kurz die Erziehung verschaffe, die ihr selbst Schutz und Nutz, Würde und Ruhm ist. Alle Völker Europa's, (andre Weltheile nicht ausgeschlossen,) sind jetzt im Wettstreit, nicht der körperlichen sondern der *Geistes- und Kunstkräfte* mit einander. Wenn Eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorschnitte tun, zu denen sonst Jahrhunderte gehörten: so können, so dürfen andre Nationen sich nicht Jahrhunderte zurücksetzen wollen, ohne sich selbst dadurch empfindlich zu schaden. Sie *müssen* mit jenen fort: in unsern Zeiten läßt sich nicht mehr Barbar sein; man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhandelt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

*Vaterländische Kultur* gehört hiezu, und in dieser auch Kultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten sie sich vorzüglicher, als alle Nationen der Erde? Durch ihre kultivierte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt; eine Sprache des Gesetzes und der Taten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen?

Nebst andern Ursachen vorzüglich auch durch ihre im höchsten Sinne des Worts gebildete *Nationalsprache*. Jeder, der sich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Teil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponierten. Und die Sprache der Deutschen, die unsre Vorfahren eine Stamm- Kern- und Helden-sprache nannten, sollte wie eine Überwundene den Siegeswagen Andrer ziehen, und sich dabei noch in ihrem beschwerlichen Reichs- und Hofstil brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und sei, was du sein kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Väter des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich darbrachte. Soll jede Kunst und Tätigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlorne Sohn außerhalb Landes vermieten, und die Frucht seines Fleißes oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen –

Doch lasset uns nicht prophezeien, sondern hinter Allem nur bemerken, daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine *moralische Tendenz* habe. Von Vätern stammt es her; es bringt uns mit dem Namen *Vater*, die Erinnerung an unsre *Jugendzeiten* und *Jugendspiele* in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen Wir Väter werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte Ein Vaterland notwendig gegen ein andres, ja gegen *jedes* andre Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpft? hat die Erde nicht für uns alle Raum? liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Kabinette mögen einander betrügen; politische Maschinen mögen gegen einander gerückt wer-

den, bis Eine die andre zersprengt. Nicht so rücken *Vaterländer* gegen einander; sie liegen ruhig neben einander, und stehen sich als Familien bei. *Vaterländer gegen Vaterländer* im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

Tanvi Solanki (Cornell) – *Terpsichore*  
SWS XXVII, 3-6, 163-181, 201-234, 223-229, 274-282.

# Terpsichore

von

J. G. Herder.

---

Erster Theil.

---

Lübeck, 1795.

Bei Bohn und Compagnie.

III Terpsichore war bei den Griechen nicht etwa nur die Tanzgöttinn nach heutigem Begriffe. Auf einem bekannten herkulanischen Gemählde trägt sie eine Lyra mit sieben Saiten bespannet: ihr Haupt ist mit einer Binde und mit Lorbeerzweigen umwunden: sie ist schreitend vorgestellt, und unter ihr stehen die Worte: *ΤΕΡΨΙΧΟΡΗ ΑΥΡΑΝ*. (Pitt. d'Ercolano, tom. 2. tav. 5.) Es war die Muse, die, nach jenen alten Versen, mit ihrer Cither die Affecten erregt und beherrscht; der auch die sanfte Flöte verliehen war; und die nach Fulgentius, überhaupt durch Unterricht belustigt. Eine solche wird uns in dieser Sammlung Mancherlei darbringen; jetzt und zuerst habe ich einen Dichter einzuleiten, der seine Muse auch mit diesem Namen zu nennen liebte und unsrer Bekanntschaft gewiß nicht unwerth ist.

IV Er war ein Deutscher, der im vorigen Jahrhundert lebte und für sein Vaterland mit Begeisterung als Dichter kämpfte. V Noch nenne ich seinen Namen nicht, und bitte Jeden, der ihn kennet, ihn vor der Hand zu verschweigen. Mögen seine Gesänge zuerst ohne Namen des Sängers die Wirkung thun, dazu die Kraft in ihnen liegt: denn eben das ist der hohe Vorzug der Stimme der Musen, daß sie zu ihrer Wirkung den Namen dessen nicht bedarf, durch den sie ertönen. Der lyrische Dichter ist Apollo's Priester, der nicht in eignem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündigt.

Mein Dichter thut dieses in einer großen Art. Starke Gesinnungen, erhabne Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit

zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück VI seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und sah die Jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunkenen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkne Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten siehet man seine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkänntniß, bei einer ächt-philosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem VII Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben.

Und diesen Schatz von Empfindungen bietet er uns in einer Form dar, die unstreitig zu den glücklichsten gehört, deren sich die menschliche Sprache bedienen darf; ich meine die lyrische Weise. Sie bricht die Blume der schönsten Gesinnungen und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranze. Ueber den gemeinen Gang der Dinge erhoben, giebt die lyrische Muse uns eine höhere Ansicht dieser Dinge, und weiß uns in wenigen Strophen mehr zu sagen, als lange Abhandlungen sagen könnten: denn VIII sie giebt reine Resultate; Resultate langer Erfahrung, tiefer Betrachtung, inniger Gefühle. Durch Wohlklang spricht sie zu unserm Ohr, durch eine geordnete Reihe von Bildern und Empfindungen zu unsrer Seele, bis sie ihr kleines, in allen Theilen durchdachtes Kunstwerk, so bald es seyn kann, oft unvermuthet, immer aber auf eine befriedigende Weise vollendet. Da ich von unserm Dichter, der an lyrischer Composition selbst sehr reich ist, zum Lieblingsdichter aller gebildeten Menschen, zu Horaz überzugehen gedenke: so wage ichs in zwei klei-



nen Abhandlungen: „die Lyra,“ und „Alcäus und Sappho“ etwas mehreres hievon zu sagen.

Noch möchte ich für meinen Dichter einige Bitten einlegen.

IX Erstens. Man lese seine Gedichte nicht mit den Augen allein, sondern höre sie zugleich; oder wo es seyn kann, lese man sie laut, einem andern. So wollen lyrische Gedichte gelesen seyn; dazu sind sie gearbeitet. Mit dem Klange gehet ihr Geist hervor, Bewegung, Leben. Zu diesem Zweck habe ich in meiner Uebersetzung jederzeit den einfachsten Ausdruck gewählt, und verschlungene Perioden sowohl, als zu kühne Wortfügungen vermieden. Wer die Poesie nicht liebet, vergesse, daß, was er liest, Poesie sey; er bilde sich ein, daß der Schriftfeger nur der Wohlgestalt wegen die Reihen so abgesetzt habe, und lese Prose. Terpsichorens Gesang wird dennoch auf seine Seele wirken.

X Zweitens. Man vergesse nicht, daß diese Gedichte Uebersetzungen eines Dichters aus dem vorigen Jahrhundert seyn, und entferne jede verhaßte kleinfügige Anwendung. Terpsichore ist kein Momus; sie singt aber und sagt Wahrheiten, die für alle Zeiten gelten. Bei allem, was diese Gedichte in meiner Uebersetzung gegen ihre Ursprache verlohren haben mögen, haben sie (mit aller Bescheidenheit gesagt,) dies gewonnen, daß sie uns jetzt in unsrer Sprache näher ans Herz treten, und eines Deutschen Dichters Deutsche Gedichte sind. Wie wenige kannten sie in der Ursprache! wie wenige mochten sie zu dem Zweck, wozu sie geschrieben waren, lesen! Jetzt erwacht unser Landsmann aus seinem lateinischen Grabe; die Lyra in seinen Händen klingt mit XI neuen Tönen. Lasse man ihm die Idole, an denen er sich zu seiner Zeit erquickte; sein Geist aber spreche zu uns; sein Gemüth rede.

Wie manche süße Stunde der Mitternacht, ja ich darf sagen, wie manche tiefere Furche der innern Cultur habe ich unserm Dichter zu danken! Auch wo ich in seine Vorstellungs-

art nicht eingehen konnte, hörte ich, nach dem Ausdruck des großen Königes, in ihm den Wohlklang himmlischer Musen,

Polyhymniens Saiten,  
Und Uraniens Lied,  
Unterrichtend die Weisen,  
Und die Beherrscher der Welt.

Ein kleines Kenotaphium, dem Dichter aus seinen eigenen Werken erbaut, soll ihm hierüber mit Nennung seines Namens im nächsten Bande meinen Dank bezeugen. Weimar, den 18. August 1794.

XIII

## I n h a l t

des ersten Theils.

### I. Lyrische Gedichte.

#### Erstes Buch.

Die Täuschung. S. 3.

Die Jugendfreundschaft. S. 4.

Drest und Phylades sind Helbenmuster der Freundschaft bei den Griechen. Zu Strophius war nach Agamemnons Tode Drest gerettet, und Phylades war Strophius Sohn. Sie wurden zusammen erzogen.

Das Schachspiel. S. 6.

XIV Die Schiffahrt. S. 10.

Lebensregeln an einen Jüngling. S. 12.

Thomas Morus. S. 15.

Dieser Held und Märtyrer der Gerechtigkeit, Canzler Englands unter Heinrich dem Achten, verdient, daß man sein Leben, seine Schriften und die Art, wie er seinen Tod aufnahm, in der Geschichte lese.

Das Ungemeine. S. 17.

Das böse Gewissen. S. 19.

Marius, ein Römischer Held, ein großer Soldat, Triumphator, Triumvir; aber eine rohe Seele. Er füllte Rom mit Unruhen, Blut und Leichen. Vielleicht wählte unser Dichter seinen Namen, da bei Cicero schon Cotta der Akademiker es als einen Beweis gegen die Vorsehung anführet, daß ein Marius in seinem höchsten Alter, zum siebenteimal Consul, auf dem Bett ruhiß und Ehrenvoll habe sterben können.

Kronen. S. 21.

Das stille Gemüth. S. 23.

Syeniens Wüste in Afrika, und Scythien in Norden gelten als Extreme der Hitze und Kälte. Bajä war der Lustort der Römer in Campanien; die schwimmenden Inseln des Aegeer-Meers gelten für Orte der Verbannung; der Tyrann Sullä ward, der die Verbannung der Würdigen in Gang brachte.

XV Der Blinde. S. 25.

Der Verlust. S. 28.

Die Tugend, ein Genius. S. 30.

Das Bild dieses Genius erscheint hier, der Handlung nach, viel verändert; wie sich denn weder die Griechen, noch Horaz in Iyrischen Gesängen an die Fortsetzung einer malerischen Vorstellung gefesselt hielten.

Der Pfeil. S. 33.

An die Nachtigall. S. 34.

Die Hut der Augen. S. 36.

Cynthia war des Propertj Geliebte. Die Vergleichung einer Cynthia mit dem Glanz des Mondlichts ist ein kleines Wortspiel.

An die Nachtigall. S. 38.

Die Leier des Pythagoras. S. 40.

Die Entführung der Proserpina von Pluto war bei den Griechen das Bild einer unglücklichen, schwarzen Hochzeit.

Lust und Schmerz. S. 43.

An die Bildsäule eines schönen Knaben. S. 45.

Pygmalion, Praxiteles sind berühmte Bildner. Flora, die Blumengöttin, die Naxäen Nymphen der Lusthaine; Aura das personificirte Frühlings. XVI Lüftchen; die Glänzenden sind die Gestirne.

Auf einen Garten, die Sternenau genannt. S. 47.

Die am Ende des Gedichts genannten Orte sind berühmte Lustgegenden des Alterthums, in Arien, Griechenland und Italien. Der letzte ist das fabelhafte Grab Phaethons am Po, das von einem Haine, in den die klagenden Schwestern des Begrabenen verwandelt waren, angenehm umschattet wurde. Chäus ist Bacchus.

Der goldne Ring des Plato. S. 51.

Chaonien, eine bergigte Waldgegend in Epirus. Die Sage, daß die Menschen, ehe Ceres den Bau der Feldfrüchte erfand, in Wäldern und von Eichel geleeet, ist so bekannt, wie der Circe Geschichte.

Die Nachtigall. S. 54.

Die Menschenseele. S. 56.

Der Sternenhimmel. S. 58.

Die in dieser Ode vorkommenden Götternamen sind Sterne und Sternbilder.

### Zweites Buch.

Die ernste und fröhliche Dichtkunst. S. 65.

Anspielungen auf einzelne Oden des Horaz.

Der dreifache Seufzer der Monarchie. S. 68.

XVII

Der Reiter des Bucephalus ist Alexander; Chanatos der Tod. Das Durchbrechen des ungeheuren Berges Athos, wie das Bepflastern des Meeres sind Bilder unmöglicher und unnützlicher Riesen-Entwürfe.

Thal und Höhe. S. 72.

Die alten Münzen. S. 73.

Nero, Hadrian, Titus, Julian, Phocas, Nerva sind alte Romerkaiser. Die Fabier, Gracchen, Cato, Boethius, Thraica, Staurus gelten für Patrioten und Weise.

Mahlerei und Dichtkunst. S. 76.

Parabasis und Zeugis, Protagoras und Apelles, berühmte Maler. Was Lesing in seinem Laocoön philosophisch ausführt, zeigt unser Dichter in Handlung. Der Gegenstand des Wettstreites mußte eine Caricatur sein. Podalirius, ein Arzt.

Dreifache Trunkenheit des Ohrs. S. 80.

„Wie der Hund aus dem Mißstrom kofen“ heißt furchtsam, schnell vorübergehend, im Lauf kofen. Cypris, die Göttin der Liebe. Berecynthia, Cybele, die Mutter der Götter, die mit Tänzen, unter Cymbeln- und Paukenschall in heiligen Kasereten verehrt ward.

Reichtum. S. 92.

Bei dem Brustbilde des M. T. Cicero. S. 94.

Der Sklave Volumnius ist der Triumvir Antonius, den Cicero durch seine Philippische Reden zu seinem unverföhnlichen Feinde gemacht hatte. In jener berühmten Zusammenkunft der Triumvire auf einer Insel unweit Bologna opferte Octavius seinen alten, ums Vaterland und ihn verdienten Freund dem Haffe des Antonius auf. Popilius, der Tribun, ward ausgesandt ihn zu morden. Die Freigelassene Volumnia, auch Cytheris genannt, war die Duxterin des Antonius, der mit ihr öffentlich in Wohlküssen lebte.

Berschliffenheit. S. 96.

Der verschlossene Dracien ist Moriz, Prinz von Nassau, der dieser politischen Tugend wegen allgemein bekannt war.

Gegen die falschen Staatskünstler. S. 98.

Diese Ode mahlt die Politik der damaligen Zeiten, sogar daß sie Namen zu nennen waget.

An den Staatsböcher treulofer Politik. S. 102.

Liberius, ein Muster treulofer Verstellung. Tisiphone, eine Furie.

Die Römerbilder. S. 104.

Eine Galerie der berühmtesten Römerbüsten, deren Namen und Charaktere jedermann bekannt sind. Brutus ist hier Junius Brutus. Der Schwiegersohn und Schwiegervater sind Cäsar und Pompejus. Palatinus ist der römische Berg der Kaiserpaläste.

Der Räuber. S. 110.

Der Ausgang der Ode spielt auf die ersten Zeiten der römischen Sitteneinfalt an, da manche Helden vom Pfluge gerufen wurden, und wenn sie dem Vaterlande die größten Dienste geleistet hatten, in ihre Armuth zurückkehrten.

Nero. S. 112.

Die Ungeheuer, mit denen Nero verglichen wird, sind aus Hercules Fabelgeschichte bekannt, der Nemeische Löwe, der Lernäische Drache, das Erymantische Schwein,

XVIII

die Stymphalische Raubvögel. — Die hier angeführten Abscheulichkeiten dieses Unmenschen mahlt der Dichter nach Tacitus eignen Worten aus, z. B. die brennenden, die in Thiere verkleideten Körper, den Fußtritt auf die schwangere Poppäa, an welchem sie starb. Nero hielt ihr darauf öffentlich die Leichenrede.

Menschenfürsten. S. 116.

Trajanus Schwert. S. 120.

Dem Licinius Sura, den einige dem Kaiser als seinen ihm heimlich nachstellenden Feind angezeigt hatten, reichte Trajanus ein nacktes Schwert mit den Worten: accipe gladium, quem pro me, si bene atque cum ratione imperavero distringes; sin minus, eo ad interitum utere. — Farben der Iris sind Farben des Regenbogens. Die Fabel, daß in der Muschel die Perle aus einem herabgefallenen Regen- oder Thauröpfen entspringe, ist auch unter uns in mehreren Einkleidungen bekannt.

Der politische Pythagoras. S. 126.

Das Hirtenleben. S. 128.

Der Sinn der ersten Strophe ist: „ehe es den in der Fabel berühmten Widder des Phryxus mit dem goldnen Felle gab, gab es natürliche und schönere Wollenerbeerden.“ Die Ode ist an einen geistlichen Fürsten gerichtet, und zeigt den Vorzug seines Standes, wenn er ihn würdig bekleidet, vor dem Glanz weltlicher Höfe. Daher auch die Gleichnisse der Bibel sprache.

Die Schiffenden. S. 133.

Nicht die Schiffahrt wird hier vermünscht, sondern es beklagt, daß sie nur der Habsucht, der Gewinn- und Eroberungssucht diene.

Könige. S. 135.

Hybla, ein Berg in Sicilien. Hybläischer Honig galt für den besten.

XX

Der Consul. S. 138.

Lynceus, ein Weitsehender. Thule, das letzte Land für die Schiffenden, westwärts. Durch Hercules Säulen kam man ins Atlantische Meer, wo Thule, wo auch die Inseln der Glücklichen lagen. Titus, das Muster eines leutseligen, guten Regenten. Tantalus verrieth die Götter, und schwangte von ihrer Tafel aus.

Beim Grabe eines Mächtigen. S. 140.

Aus der Eisenbeinernen Pforte kamen nichtige Träume. Den Obolus, einen Pfennig für die Ueberfahrt des Charon, legte man dem Todten unter die Zunge.

Das Leichenbegängniß. S. 143.

Fabricius, Brutus, Cato, Britannicus, edle Römer, stehen hier für alle große, würdige, verdienstreiche Menschen.

Die Grabchrift. S. 145.

Manen sind die Todten.

Drittes Buch.

Der Kranz. S. 149.

Die Anbacht des Dichters bei dem Bilde der heiligen Jungfrau mag uns als eine fromme Mythologie gelten. Ihr sittliches Bild hat in der Kunst und Dichtkunst so viel und mehr bedeutet, als das Bild einer Pallas oder Diana.

- Die dunkle Kapelle. S. 151.  
 Palatinus, der Berg der Kaiserpaläste.
- Weibung eines Kindes. S. 153.
- XXI Mutter und Kind. S. 155.  
 Bei diesem und ähnlichen Stücken denke man ein Gemälde Raphaels, das Beide vorstellt.
- Der Sänger des Frühlings. S. 156.  
 Eine reiche Sammlung von Anlagen zu Ibyllen und Frühlings Gedichten; dem grotesten Theile nach noch jetzt ungebraucht Jupiter ist hier der Himmel, Tellus die Erde. Negon und Jolas, Namen der Hirten. Nereiden, Dryaden, Hamadryaden sind Nymphen des Meeres, der Bäume, der Wiesen. Die Linde, die der Verfasser besang, folgt S. 186.
- An die Gesundheit. S. 162.
- Ein Danklied nach wiedererhaltener Gesundheit. S. 164.  
 Ionien ist das Land der Griechischen Musen.
- An die Magerkeit. S. 166.
- Der dürre Dichter. S. 168.  
 Der Raja Sohn ist Merkur. Er schwebt zwischen Schatten und Göttern; denn er geht als Geleiter bis zum Todtenreich nieder.
- Das Vögelchen. S. 170.  
 Atropos, die Parze, die den Faden schneidet. Pierisches Rosenlager, ein Begräbniß auf Rosen aus den Gärten der Musen.
- Die neue Geburt. S. 173.  
 Aeson, Jasons Vater, wurde durch Mebeens Kunst verjunget.
- Der Schattentanz. S. 175.  
 Ein schauerlich Gemählde schwebender Schatten zu Mitternacht beim Mondlichte. Liare ist die päpstliche Krone, Inful der Kopfschmuck des Prälaten.
- XXII Beim Tode eines Kindes. S. 177.  
 Die diamantne Pforte ist die Pforte des Todtenreichs, die sich keinen Bitten um Rückkehr ins Leben erofnet.
- Trauerklage. S. 179.
- Der schlummernde Greis. S. 181.  
 Astra, die himmlische Gerechtigkeit. Castaliden, die Musen.
- Das glückliche Alter. S. 185.
- Die Linde. S. 186.  
 Der Dichter, wetteifernd mit David, mahlt sowohl eine stehende, als eine verwandelte heilige Daphne.
- Mutter und Kind. S. 191.
- Die Langsam = Sterbende. S. 192.  
 Der Lieblich, der hier kühn gewünscht und neu personificirt wird, ist der Tod bis auf die letzte überraschende Erscheinung.

- Das ungebundene Schicksal. S. 196.  
 Sagesie, Eine der Parzen.
- Naturordnung. S. 198.
- Philosophie des Lebens. S. 199.  
 Historische Tuba, die Kriegstrommete wilder thrazischer Voller.
- Die Todtenstate. S. 205.
- Gott. S. 208.  
 Das Ionische und Karpathische Meer zwischen Asien, Aegypten, und den griechischen Inseln war wegen seiner gefahlichen Schifffahrt und öfter aufhaltenden Winde bekannt. Die Hörner des Mondes sind seine Veränderungen. Der dunkel aufgehende Orion prophezeit Stürme und bose Fahrt.
- Das Gotterleben. S. 211.
- Das letzte Opfer. S. 215.  
 Lanien sind Opferbinden.
-

## I n h a l t

### des zweiten Theils.

#### Viertes Buch.

##### Die heilige Begeisterung. S. 219.

Apollo's Sonnenpferde, Draakus, Pollux, Achilles Kasse sind in Gebichten verübt. Argos erzog kriegerische Kasse; dem Ithau oder dem Keis schrieb man in bergigten Gegenden ihren Glanz zu. In Eyprens Scholle wühlen, heißt hier im Reich der Wohlust dienen. Neronen, Maximine, Decier sind die Namen tyrantischer Verfolger.

##### Die eigenwillige Veier. S. 223.

#### IV Nach der Eroberung Dreifachs. S. 227.

Für Bernhard von Weimar ist es das größte Lob, daß ihn ein Dichter der erbitterten Gegenpartei den Brennus nennt, der Jupiters Tarpejburg, das Deutsche Capitolium, erobert.

##### Der Tod des Helben. S. 229.

Pappenheim blieb bei Lügen. Er hatte in seinem Leben ungeheuer viel Wunden empfangen, und war ganz zerlerbt am Körper. Die Ode ist traurig und kolossalisch.

##### Die Ehrbegierde. S. 232.

Ein sehr wahres Gemälde der Politik und des Krieges-Geistes damaliger Zeiten.

##### Wallenstein. S. 234.

Die Laufbahn dieses unternehmenden, glücklichen, stolzen, anmaßenden Feldherrn im dreißigjährigen Kriege ist durch die Parallele mit dem Sejan, dem Lieblinge des Tiberius, im kurzen fest gezeichnet. Das Bild vom Pferde in der Rennbahn beider will sagen: eben so groß waren Sejans Anstrengungen; eben so schnell dessen Sturz und Ende. — Die Mitra ist ein bischöflicher Kopfschmuck. Charon, der alte Ruderer, ein Knecht des Pluto. Die Geschichte Crösus, Crausus, Hannibals, Polykrats muß jedem bekannt seyn; hier wäre es zu weitläufig, sie zu erzählen.

##### Die Kriegszucht. S. 237.

Venus war die Hüterin des Kriegsgottes. Der Punier ist Hannibal. Nach dem Siege bei Cannä schwächte sich sein Heer in den Wohlustreichen Gegenden Campaniens. — Zu den Zeiten unsres Dichters waren Aberglaube, Zeichendeuterei, Prophezeiungen ungemein verbreitet und sehr wirksam. — Der Zweikampf, der damals auch sehr gewöhnlich war, kann schwerlich ein besseres Bild finden, als

jene Brut gewaffneter Männer, die aus Cabnus gefüeten Drachenzähnen entsprang und sich unter einander selbst würgte. — Nemesis ist die Feindin des Uebermuthes, die den Stolzen stürzt, dem Unterdrückten emporhilft, und in der tiefsten Stille dem Zuviel und Zuwenig eine Gleichung bereitet. Fabius, der Feldherr errettete Rom durch sein Zaudern und bekam den Namen Cunctator.

An einen im Kriege vertriebenen Landsmann. S. 241.

Wirkungen des Unglücks. S. 243.

Atlas trägt die Himmelskugel. Daß schwere Zeiten von neuen, unglücklichen Constellationen entspringen, war und ist ein sprüchwörtlicher Glaube.

Beim Anblick einer Ebarte des Weltsystems. S. 244.

Im Traum des Scipio bei Cicero ist diese hohe Ansicht der Dinge still und schön angegeben. Wo Keres ungeheure Flotte unterging, wo die Heere der Römer auf der Pharsalischen Ebene fielen; wiederum wo sein kleines Leben Tiberius auf der Insel Caprea lebte; die villa Adriani, die noch in ihren Trümmern Erstauern einflößet; diese Scenen werden hier gezeigt. Sie gehören zum Größten, das auf der Erde vorging und sind wie Träume verschwunden. — Ithamus ist das Hochzeitsbett; Nerens der Gott des Meeres.

Das Hof vor Troja. S. 248.

Die vielen fremden Kriegsbeere, die man damals nach Deutschland zog und von beiden Seiten als die Erretter Deutschlands anjab, gaben dem Dichter zu dieser traurigen Allegorie Anlaß, die er im Geist Alcäus ausgeführt hat. Sie gilt für VI mehrere Gelegenheiten und Zeiten. Aus Homer und Virgil sind alle Namen bekannt, die hier vorkommen.

Das Kleine. S. 252.

Deutschlands Klagegesang. S. 254.

Die damaligen bedrängten Zeiten besingt unser Dichter in einem ganzen Buch Ehrenodien, von denen wir ein paar Stücke statt Aller seyn mögen.

Der Jannstempel, an die versammelten Friedensstifter. S. 256.

Fünf Lustren, d. i. fünf und zwanzig Jahre hatte damals der Krieg gedauert; seine Folgen in und außer Deutschland werden hier geschildert. Der Jannstempel ward geschlossen, es mußte endlich Friede gemacht werden; er ist aber nicht lange verschlossen geblieben, und am wenigsten ist der Wunsch unsres Dichters erfüllt worden, daß die Habjucht in ihm fest verperrret, Max mächtiger Stein davor gewälzt, und kein Nischen am Tempel erpübet werden sollte. Mit tausend Fadeln hat man seitdem den Westphälischen Friedensschluß beleuchtet, die Thür mit Petarden gesprengt und den ganzen Hain umher gelichtet.

Gebet, als sich die Friedens-Unterhandlungen verwirrten. S. 260.

Das Ungeheuer. S. 261.

Das Opfer. S. 263.

Elyium, die Wälder von Fästun, der blühende Berg Hymettus, des Alcäus Haine sind im Alterthum als die lieblichsten Gegenden bekannt und hier VII bedeutend augerant werden.

Zwo Göttinnen. S. 266.

Die Kriegsgöttin wird hier die Themis, d. i. die Gerechtigkeit der Völker genannt; ob sie es je wäre? und seyn könnte? Die Wechselung der Attribute des Krieges und Friedens giebt dieser Ode einen großen und schönen Sinn.

Der unauflöbliche Knote. S. 271.

Den Gordischen Knoten, den Alexander zerhieb, wendet unser Dichter neu und jart an. Arachne war die künstliche Weberin, die mit der Pallas wettsfertete und in eine Spinne verwandelt ward.

Das Feuerwerk. S. 274.

Nach geschlossenem Frieden. Damals war die Feuerwerkerei in großer Achtung; ungeheure Summen wurden auf diese barbarische Lustbezeugung verwandt. Die Idee des besseren Feuerwerks, das unser Dichter angiebt, sein Gebet und die Vermün- schung, mit welcher er patriotisch endiget, sind leider nicht erfüllt worden.

Das neue Saitenspiel. S. 278.

Der Präsident de Mesmes, erster französischer Botschafter beim Westphälischen Friedensschlusse ist der Memmius unsers Dichters; ein von mehreren Seiten berühm- ter und verdienter Mann, auf dessen Landsitz auch Grotius sein Werk de jure belli et pacis zu schreiben anfang. Er brachte dem Sängere, der lange geschwiegen hatte, die Stimme wieder.

Die Verwandlung. S. 282.

VIII

An eben denselben. Unserm Dichter war der Verlust des Saitenspiels gedroht worden; (S. 280) es entsinkt ihm, wird aber belebt und verwandelt. Ohne Zwei- fel lagen im Leben unsers Dichters je dem dieser fügen Umstände zum Grunde, wie er es im Eingange dieses Gedichts selbst deutlich sagt. Im Lobe des Memmius erschien sein Gesang neu belebt mit den höchsten Ehren wieder. Eine sehr glückliche Dichtung.

Der Baum. S. 287.

Der Staatsmann, dessen dies Denkmal ist, war unserm Dichter näher; er lagert sich also unter seinen Schatten. Nyanippe ist Eine den Mufen geweihte Quelle des Helikons. Svada, die Göttin der Ueberredung. Iberier und Tusker, Spanier und Italiener, deren Sprachen nebst der Lateinischen, für Staatsmänner damals unentbehrlich waren.

Als der Verfasser eine Geschichte seiner Zeit schreiben wollte. S. 291.

Er hat angefangen, sie zu schreiben; sie aber, weil er sich zu streng an die Wahr- heit hielt, nicht geendigt. Er warf den Spiegel zur Erde, der unleidliche Wahrheit zeigte. — Scopas ein Griechischer Bildhauer; Nealus, einer der drei unpar- teiischen Todtenrichter.

An die Deutschen. S. 294.

Der Philippische Strafredner. S. 298.

Die Philippischen Reden des Cicero gegen den Antonius, als einen Feind des Vaterlandes kosteten ihrem Redner Ruhe und Leben. Unser Dichter schlägt seinem Redner andre Philippische Strafredner vor, die ihn selbst bessern. — Iherites, ein häßlicher Räuber bei Homer. Harphen, häßliche Raubvögel bei Virgil. Den Beinamen Nasika hatten die Scipionen. Pompilius ist Numa.

IX

An den Schlaf. S. 301.

Apollo's Schwester, der Mond. Die befiederten Stöcher voll Gefangespfeile, die Vögel.

Fünftes Buch.

Die wiedergefundnen Lieder. S. 307.

Helatombe, ein Opfer von hunderten. Cynthius, Apollo. Alcibes Hertules.

Der hohe und niedere Dichter. S. 310.

Pegasus war Bellerophons Roß und ward späterhin das Roß der Dichter. Catull's Sperling, zwei bekannte liebliche Gedichte.

Beifall. S. 312.

Die Zigeunerinn. S. 313.

Terminus, der Gott der Grenze. Sarmatien, Pohlen. Sarbievius ein lateinischer Dichter, der den Namen des zweiten Horaz hatte und noch hat.

Die Räthsel der Dichtkunst. S. 318.

Momus, der Spötter im Kreise der Götter. Punische Aepfel, Granatäpfel.

An einen deutschen Schriftsteller. S. 321.

Geschichte und Dichtkunst. S. 325.

X

Harpostrates, der Gott des Schweigens. Bekanntermaßen ist viel darüber geschrieben, mit welchem Recht Virgil seine Dido dem Aeneas gleichzeitig machen, eine Liebe zwischen beiden und den freiwilligen Tod der Königin habe erdichten dür- fen? Rogus ist der Scheiterhaufe, den sie in seinem Gebicht bestieget.

An einen furchtsamen Dichter. S. 327.

Venusia war der Geburtsort des Horaz. Das Sprüchwort: „nicht jedem wird es so gut, nach Corinth zu gelangen,“ wird hier auf Venusia angewendet. Das Märchen von jenem Mahler, der sich, den Schaum eines rennenden Pferdes zu mahlen, lange vergebens gequält hatte, jekt also verbrießlich den Pinsel hinwarf und siehe, der Schaum stand da! erhält hier die gehörige Berichtigung und Ein- schränkung. Der Grajische Mund, das os rotundum der Griechen ist ihr Ma- rer, vollendeter Ausdruck.

Gebrauch und Mißbrauch der Fabel. S. 332.

Der Dichter hat hier eine ganze Mythologie zum Theil ungeläufiger Namen vor- geführt, um den Mißbrauch derselben zu vermeiden. In einem Vorbeerhain Vorbeer zu finden, ist kein Fund; von Midas Ohren und einem erkannten Bräutigam zu singen, ist weder ein feltner noch reizender Schmutz des Dichters. Auf den Sinn des Ganzen, behauptet unser Meister, komme alles an, nicht auf einen Fuß in Bildern.

Wunder der Liebe. S. 335.

Das Erbtheil der Menschen. S. 337.

An einen Narciß. S. 339.

XI

Pyhis, ein Mädchen, wurde als ein Knabe erzogen und als ein Jüngling an die Janthe verheirathet. Eine unfruchtbare Ehe war die Folge dieser Liebe. — Thy- daris ist Helena, Thydarus Tochter. Man hat dieser berühmten Schöne soviel angedichtet, daß auch diese Sage: „sie sei als eine Eitelte, die den Pluto selbst fesseln zu können geglaubt habe, zum Orkus hinunter gestiegen,“ an ihr noch Platz fand. — Die Artigkeit der Pais, die ihren Spiegel im Alter der Göttin wieder- schenkte, haben mehrere griechische Sinngedichte in verschiedenem Sinne veremigt.

Das flüchtige Wort. S. 342.

Einem, der an den Hof ging. S. 344.

Hoffnungen. S. 348.

Berschwiegenheit. S. 350.

„Unter der Rose“ im Kreise der Vertraulichkeit und Freundschaft. Hannibal und überhaupt die Punische List war ein Sprüchwort. Arkader-Ohr; das Ohr eines Ungebildeten, Unverständigen.

Der mildgewordene Dichter. S. 352.

Punisches Ohr. Die Punier, (Phönicier, Kartbager) galten den Römern für treulose, grausame, eitle, gottlose, aller Unthaten fähige Menschen; Poenus plane est, quid verba opus? — Der verschiedene Genius der Satyre Juvenals, Horaz, Lucilius, Persius wird hier bezeichnet. Die Sabiner waren ein ländliches Volk: also waren auch ihre Gesänge, friedliche alte Weisen. Des Andropus dankbarer Löwe, der mit seinem Wohlthäter und Herren freundlich umherzog, ist eine bekannte Geschichte.

XII Vergessenheit. S. 355.

Styx ist der Strom des Hasses, der unverföhnlichen Feindschaft, unviderrücklicher Gelübde; Lethe der Vergessenheit. Medea, das Bild der abscheulichsten Mache. Ein Junonischer Haß bezeichnet eine unverföhnliche Feindschaft; gegen Troja entsprang er aus Eifersucht und Stolz, vom Apfel des Paris.

Abfagung. S. 358.

Die Steine, die Deukalion nach der Ueberschwemmung rückwärts warf, wurden Männer; sie blieben aber auch lange Zeit ein Felsen- und Steingeschlecht, bis Orpheus, Amphions Leier diese Felsen belebte.

Die Gegenwehr. S. 361.

An einen jungen Helden. S. 363.

Acca Laurentia war die Pflegemutter des Romulus und Remus. Evanders Sohn, Pallas, wird in der Aeneis mit einem rührenden Gebet zur Schlacht gesandt und kommt nicht wieder. Statt Alcestes ist Acestes zu lesen; dieser gute Greis ist auch aus der Aeneis bekannt. Argos bewachte mit seinen hundert Augen die Io; um die ihn dennoch Merkur betrog. Iacchus ist Bacchus. Die Erziehung Achills von Chiron ist das bekannte Muster der Helden-Erziehung bei den Alten, in Künsten des Krieges und der Weisheit. Das Schwimmen im Sperchius-Strom gehörte zu diesen Uebungen.

An einen Krieger, der sich zur Rechtswissenschaft zurückwandte. S. 366.

Pythagoräische Denksprüche. S. 368.

XIII Die Urne des Minoos. S. 370.

Der Sphing war ein Symbol des Geheimnißvollen und sprach selbst Räthsel. Manlius gilt hier für einen zu strengen, Cälius für einen zu gelinden Richter. Cato war ein strenger, Atticus ein gefälliger Freund und Bürger. Das Scherbengericht (der Ostracismus) verbannete auch die ersten Männer des Staats, wenn sie dem Vaterlande gefährlich waren. Symmachus, des Ermordeten, Haupt erschien nach Procopius Erzählung seinem Mörder, dem Könige Theodorich in der Gestalt des Fischhaupts, das aufgetragen wurde. Vielleicht eine Fabel.

Milo. S. 373.

Milo, aus Krotone, war in Ansehung seiner körperlichen Stärke ein Sprüchwort. Den Riesen Antäus warf Herkules in seinen Armen erdrückt zur Erde.

Gleichgültigkeit. S. 375.

Genuß des Lebens. S. 376.

An einen römischen Prälaten. S. 378.

Die Mutter der Dinge. S. 381.

Pyrrha, Deukalions Weib, war die Mutter des neuen Menschengeschlechts nach der Fluth. Prometheus, der Bildner der Menschen. Cytherea, Venus, Phäus, Bacchus, Themis, die Gerechtigkeit. Den Pfeil gegen die Sonne schießen, dem Winde Badenstreiche drohen, sind Frechheiten gegen die Natur, die sich die Menschen so oft erlauben.

Die Begräbnißstätte. S. 386.

Auf Inseln des Aegeer-Meeres wurden die Römischen Mißthäter oft verwiesen. XIV Cadmus Saat, aus Drachenzähnen erwachsen, würgte einander selbst.

Die sterbende Nachtigall. S. 390.

Attis, eine Athenerinn, heißt die Nachtigall, weil Philomela, Pandions Tochter, eine Athenerinn war.

Philomela an ihre Schwester Progne. S. 393.

Philomela, der die Zunge geraubt war, zeigte ihrer Schwester Progne ihr Unglück durch Symbole an, die sie in ein Gewand webte. Lercus, ein König in Thracien, hatte sie mißhandelt. Vielleicht ist diese Poesie der erste Versuch einer Einkleidung gewesen die späterhin viele Liebhaber gehabt hat, und die man Briefe der Verstorbenen an ihre Hinterlassenen nannte.

II. Die Lyra. Von der Natur und Wirkung der Lyrischen Dichtkunst. S. 397.

III. Alcäus und Sappho. Von zwei Hauptgattungen der Lyrischen Dichtkunst. S. 443.

III

## I n h a l t des dritten Theils.

- I. Kenotaphium des Dichters Jakob Balde. S. 1 — 82.  
 II. Nachlese aus Jakob Balde Gedichten, zu Erläuterung seiner Denkart und seines Lebens. S. 83.

Melancholie. S. 85.

Das Gedicht ist Eingang zu mehreren Oden, in denen, wie in einer Vision, der Dichter Constantinopel siehet und zu Beschämung seines Vaterlandes die Sitten der Türken darstellt.

- IV Bervünschungen des Katarrhs. S. 87.

In poetischen Bildern ist die Entstehung und das Ungemach dieses Uebels pathologisch beschrieben. Es ertappt den Sorglosen schlafend; eine Erklärung kann es mit allen den Folgen geben, die hier vom Leidenden selbst geschildert werden.

Die Virginitische Pflanze. S. 89.

Die sinnreiche Einleitung rechtfertigt den Dichter, der diese Pflanze seiner Gesundheit wegen gebrauchte. Moly ist eine vor dem Zauber beschützende Pflanze bei Homer (Odys. x. 287. f.) Die Siege Bacchus in Indien, sein Einzug in Olympe, die Bestürmung des Olympe durch die Titanen, Mars Wohnung in Thracien, Merkurs und Dianens Berrichtungen sind aus der Fabel bekannt. Nord-Amerika war das Land der Jagd-Nationen; den Weinbau kannte es nicht.

An einen Nachfasser seiner Gedichte. S. 96.

Skanderbeg, (Georg Kastrioti,) war ein Prinz in Albanien, ein unverföhnlicher Feind der Türken. Der Sultan, der von ihm den Säbel begehrte, der so viele Wunder der Tapferkeit gethan, war Murad 2.

- V Die Rache des Dichters. S. 97.

Im Original heißt die christliche Nemesis, eine poetische Darstellung der Rebart: feurige Kohlen auf des Feindes Haupt sammeln. Die Versart ist der zornige Jambus, der aber jeden Fluch in Segen umwandelt. Formianer ist ein guter Campanischer Landwein. Gastereien des Lucullus gelten für die üppigsten des Alterthums. Tucca ein Gast mit gutem Appetit. Manlius Krüge, volle große Krüge. Ibis, ein Feind Ovids, an dem er sich mit einem beißenden Spottgedicht rächte. Donner zur Linken waren ein glückliches Zeichen. Nasila ist Scipio, der den Römern sehr wohlwollte. Mäcenat und Flaccus gelten für

Freunde, die sich einander das Liebste wünschten. Die christliche Rache ist in diesem Gedicht etwas weit getrieben.

Der weichliche Helbenfänger. S. 102.

Friederich Genseric heißt er im Original; Balbe wählte zum Inhalt seiner Gedichte sehr glückliche Namen.

Die Ahnen. S. 104.

Die meisten Wappenbilder unfres hohen und niedrigen Adels sind aus dem Jagd- und Kriegsleben, aus Ritter- und Kreuzzügen gegen Heiden und Saracenen. Sie prangen mit Büffelsköpfen und Einhörnern, und mit des entlegenen Himmels, (Oriens und anderer bekämpften Länder) für uns längst untergegangenen Sternen.

Die Ungeheuer. S. 106.

Das Geld. S. 108.

Der falsche Glanz. S. 110.

Der Glückliche. S. 113.

Die zweite Euridice. S. 115.

Das Geschlecht der Lamien war eines der ältesten adelichen Geschlechter Roms, das von Lamus, einem Könige der Lustrigonen abstammte. Metellus, einer der größten Triumphatoren; die Meteller eine Familie voll verbienter, berühmter Männer. Die Gracchen, kühne Patrioten; Cornelia, ihre Mutter, die berühmteste Mutter berühmter Söhne, voll hohen Römergeistes. — Dagegen Priests, Achills schöne Gefangene, um welche der ganze Zwist der Klade entstand. — Calpurnia, jene dreuste Römerinn, die das Edict veranlaßte, daß künftig kein Weib in Person ihre Sache vor Gericht treiben sollte. — Jene ersten Sabine- rinnen, die von den Römern geraubt wurden, blieben in Ansehung der Folgsamkeit und Treue Bilder der uralten ländlichen Eheweiber, denen die Römerinnen im Zeitalter der Neppigkeit sehr ungleich waren. Penelope, die die Freier mit ihrem fortbaurenden Gewebe täuschte und dadurch den Untergang ihres Hauses und Landes abwand, ist aus der Odyssee bekannt. Niobe, war eine Mutter von sechs schönen Söhnen und sechs schönen Töchtern. Lucina, die Helferinn glücklicher Geburt.

Gespräch mit der Muse. S. 121.

Die Deutschen Verse unsers Dichters sind raub. Gegenstände, wie das Lob der Magerkeit, ironisches Lob der Feisten u. f. sind auch keine Gegenstände der Muse. Beides wird getadelt.

Gespräch mit der Muse. S. 124.

Laberius, Navius, Ennius, Pacuvius, Mutius sind Alt-Römische Dichter, aus deren Fragmenten Balbe seine Oscische Sprache lernte. (Opp. T. II. p. 107. seq.)

Der verschnittene Sänger. S. 129.

Cybelens Priester waren Verfümmelte. Ihr Gottesdienst war in Phrygien; und die wilde Musik dieses Gottesdienstes behielt fortan den Namen phrygischer Tonkunst.

Der Hochzeitsfänger. S. 130.

Das Barbaren-Nest, das Deutschland brohete, war damals die Türkei; jetzt haben sich Namen, aber nicht die Lage der Sache geändert.

VIII



Segen und Fluch. An die versammelten Friedensgesandte. S. 132.

Astraea, die Göttinn der Gerechtigkeit, die Wiederbringerinn der glücklichen Zeit. Bellona, die wilde Kriegsgöttinn. Mulciber, Vulkan; Penaten, die Hausgötter; Cuius, Bacchus; Hadamantus, Einer der unerbittlichen Richter, die über völligen Untergang oder Erhaltung, über Leben und Tod urtheilen.

Pompejus, Cäsar und Cato. Bei einem Gemählde von Albrecht Dürer. S. 138.

Der Streit zwischen Pompejus und Cäsar kann wohl für den, der in unsrer Geschichte zwischen den zwei größten Männern über die größte Sache geführt ward, gelten. Die Ode, obwohl ohne Vorbereitung geschrieben, ist in einem großen Sinn gedacht. Jenen beiden steht Cato entgegen, ein größerer Weltüberwinde. — Wo das Gemählde von A. Dürer, worauf sich die Ode beziehet, zu finden sei, ist mir nicht bekannt; bekannt aber ist, daß Dürer drei Figuren neben einander vorzustellen liebte.

Fabricius Tag. S. 140.

Fabricius galt den Römern als ein Muster unbestechlicher Großmuth und jener alten Biederkeit, die auch nach den größten Verdiensten und Thaten sich ihrer alten häuslichen, selbst armen Lebensweise nicht schämte.

Demokrit. S. 143.

Einem, der Philosophie zu lehren auf die Akademie ging. S. 145.

In der Gesellschaft; zu welcher der Dichter gehörte, schickte man Diesen und Jenen, einen gewöhnlichen Cursus zu lehren, hier und dorthin. Manches vom heilsamen Rath dieses Abschiedes gehörte auch in unsrer Philosophie-Lernen = den Stammbuch.

Das Stadt- und Landleben. Eine Rhapsodie. S. 147.

Ich habe diesen poetischen Brief eine Rhapsodie genannt, weil die Bilder desselben ohne einen strengen Plan aus einander sich entwickeln. Tusculum war die villa, in welcher Cicero sich erholte und einige philosophische Schriften geschrieben hat. — Hortensius, ein großer Redner und Rechtsverständiger Roms, des Cicero größter Nebenbuhler. Nachdem er alles erlangt hatte, was er wünschte, begab er sich zur Ruhe. Post Consulatum summum illud suum studium remisit, atque in omnium rerum abundantia voluit beatulus, ut ipse putabat, remissus certe vivere. — Tritonia, die den Helm ablegt, ist die kriegende Pallas: denn auch Holland nahm damals an den Unruhen des Krieges Theil.

Säkularisches Lied, an die Gesellschaft, zu welcher der Dichter gehörte. S. 154.

Ein großes Stück, das die ganze Geschichte des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft (imaginem primi saeculi) in Iyrischem Fluge darstellt; eben diese ganze Geschichte ist also Commentar des Liedes. Der letzte Wunsch ist des Dichters würdig. Cosmas und Damianus waren beide Liebhaber der feineren Wissenschaften, und dabei voll Eifer für Religion und Sitten gegen herrschende Mißbräuche und freche Lebensart. Solche wiederkehrende Sterne, die den Eifer fürs Gute mit dem Geschmac fürs Schöne verbanden, wünschte Balde seiner Gesellschaft.

Der Kampf mit dem Tode. S. 159.

Der längere Tod. S. 161.

IX

X

XI

Mystische Chorgefänge.

1. Schmerzen der Liebe. S. 163.

2. Nachtfeier der Liebe. S. 166.

Das letzte Stück ist im Schwunge des alten pervigilii Veneris, voll Blut und Flamme, aber einer Flamme ganz anderer Art.

Der Beherzte. S. 170.

Aera, die Zeitrechnung. Virnia und Paulus gelten hier dem Liebe für alle stoische Philosophen.

Maria. S. 175.

Liebhaber der Malerei und Poesie werden sich bei jedem der folgenden Stücke an Gemählde der größten Künstler erinnern, unter welchen Raphael wie ein himmlischer Genius voransieht.

Die Unnenmbare. S. 177.

XII

Sermon und Karmel, Berge in Palästina, Libanon, ein Gebürge in Syrien, auf welchem die alten Cedern standen, die man so alt als die Welt hielt. Heshbon, eine Stadt jenseit des Jordans.

Mutter und Kind. S. 179.

Mehreren Lesern werden Gemählde bekannt seyn, wo dies sanfte Zusammenschmiegen der Mutter und des Kindes, und das geistige Band, das beide zu Einem verbindet, unbeschreiblich schön ausgebrückt ist.

Die Mutter unterm Kreuze. S. 180.

Auch dieser stille Schmerz, diese hohe Ergebung, sammt dem Blick, der beide verbindend verbindet, hat in Poesie und Kunst unter dem Namen der mater dolorosa den stärksten und zartesten Ausdruck gefunden.

Der Anblick der Liebe. S. 181.

Die bekannte Vorstellung, da die Mutter mit dem Kinde triumphirend vom Glanz der Sonne umleuchtet wird, (Offenb. 12, 1.) ist hier mit dem Moment, da sie im tiefsten Schmerz mit einem Blick der Liebe dem leidenden Sohn Tröstung zusandte, XIII schön gruppiert.

Die Göttinn des Frühlings. S. 182.

Bei unserm Dichter in der Dscischen Landsprache; fast unübersehbare. Sola bella, sola malta, sola Nympe malthaca ist die Schluffzeile. Einzelne Vorstellungen z. B. von denen sie umschwebenden Engelknaben kennet man auch aus Gemählde.

Die Göttinn des Haines. S. 185.

Die Himmelfahrt. S. 186.

Das Gemählde Raphaels in Dresden ist in demselben Geist gedacht, wie diese Ode.

Die Tadellose. S. 188.

Das Bild der beratenden schaffenden Weisheit (Sprüchw. 8, 24. u. f.) hat den morgenländischen und christlichen Dichtern zu sehr philosophischen Einleibungen Anlaß gegeben. Hier wird sie als die Schuggöttinn und Retterinn des menschlichen Geschlechts beschrieben, die aus jeder Verwirrung eine höhere, lichtere Ordnung hervorgebracht habe. Felix culpa Adami, quae talem Servatorem promeruit, XIV singen die christlichen Hymnen.

Schwanengefang des Dichters. S. 190.

Die Verwandlung der Leier in einen Schwan war nach Zeitumständen (Terpsichore Th. 2. S. 282.) gesungen; eben so zeitmäßig läßt der Schwan seine Stimme hören. Die Anspielung auf seine Gespielen am Cayster, Po, Mincio, Mäan = der geht auf andre Dichter Homer, Catull, Virgil u. f.

Die Waldraut. Ein Marienkloster auf den Tyrolergebürgen. S. 197.

III. Nachschrift. Eine Rechenchaft des Uebersetzers. Nebst zwei Briefen von Barläus an Balde. S. 199.

IV. Die Ruinen. Sibyllinische Blätter von Jakob Balde. S. 225.

XV

I. Troja-Ilium (S. 227.) Paimus Troßs! war ein Sprüchwort. Die Zerstörung Troja ward durch die Griechischen und Römischen Dichter ein so berühmtes Symbol des Unterganges, wie im Orient die Zerstörung Babels, Jerusalems, Tyrus, Ninive u. f. Darbaniden, ein alter berühmter Königsstamm, die Beherrscher Troja's. — (S. 229.) Pompeji, eine Stadt in Campanien, ward von der Asche des Vesuv bedeckt, wie Herculaneum von dessen Lava. — Atropos, die unerbittlichschneidende Parze. — Jede Dryade belebte einen Baum; wenn er gefällt wurde, oder verborrt, entfloß sie traurig. (S. 230.) — In der Provinz Elis war der Wettkampf der Griechen in allerlei Spielen. (S. 231.)

XVI

II. Die sieben Wunder der alten Welt. (S. 233.) — Der Kolossus (S. 233.) im Traumbilde des morgenländischen Königes ist aus Daniel Kap. 2. — Die Krone Roms, und Remus Grabmahl, (S. 235.) ist die Mauer Roms, nach dem bekannten Symbol der Mauerkrone. — Die Zeitalter, die Rom durchlebt hat, werden in der Personification (S. 235—241.) so treffend charakterisirt, als es eine Personification zuläßt; die Geschichte ist Commentar darüber. Auf den Feldern bei Pharsalus in Thessalien ward die Schlacht gegeben, die zwischen Pompejus und Cäsar entschied; der Uebergang Cäsars über den Fluß Rubicon, der zwischen Rimini und Ravenna ins Meer fällt, war die Erklärung des bürgerlichen Krieges. (S. 237.) — Der Muttermörder (S. 238.) ist Nero. Der fremde Barbar (S. 239.) ist Alarich, Genjerich u. f. Die S. 240. genannten Gebäude sind noch jetzt berühmte Ruinen des alten Roms; nur von Nero's goldnem Hause ist auch nicht die geringste Spur übrig.

XVII

III. Die Linie Apelles (S. 243) ist das Symbol eines Zuges von Meisterhand, so wie Dürers Cirkel mit freier Hand gezogen. Hierauf werden die berühmtesten alten und neuen Künstler genannt; und S. 244. Homers u. a. verlorhne Gedichte. Auf der Villa Tuskulana (S. 248.) schrieb Cicero seine philosophischen Schriften; auf den Rostren zeigte er sich als Vater des Vaterlandes. Diesen vermist und wünscht der Dichter vor Jenem.

IV. Rufinus und Eutropius, Vollmächtige des Reichs in Constantinopel, hatten die Macht und das Schicksal, das S. 250. 251. beschreibet. — Nach dem Siege bei Cannä konnte Hannibal einige Scheffel goldene Ringe von den gefallenen Römischen Rittern sammeln. Um den Römern nicht ausgeliefert zu werden, nahm er zuletzt Gift, das er in seinem Ringe mit sich trug und beschloß sein Leben. (S. 251.) Das Unglück Belisarius ist ein allgemein-angenommenes Sinnbild von Verdiensten, die mit Unbant an einem Hofe, wie Justinians Hof war, vergolten werden. Noch zeigt man in Rom die Pforte und den Stein, wo er gefessen; einen Stein, den man, wenn es auch nur Sage wäre, nie untergehen lassen

solte. — Von Gelimer, dem letzten Wandalenkönige, der zu Constantinopel im Triumph aufgeführt ward, erzählt Procopius: „Als Gefangene bei dem Triumph Belisarius waren Gelimer selbst, im Purpurleide um die Schultern, und alle seine Anverwandte, auch die Längsten und Schönsten aus der Nation. Als Gelimer in den Cirkus trat und den Kaiser auf dem hohen Thron, auch von beiden Seiten das hier und dort stehende Volk sah, und jetzt nachdachte, wie tief er gesunken sei, entrann ihm keine Thräne, kein Seufzer. Er hatte nichts als jenen alten Ebräerspruch im Munde: „o Eitelkeit! Eitelkeit! Alles ist eitel!“ — So kam er vor den Thron, man zog ihm den Purpur aus; er mußte auf das Gesicht niederfallen und anbeten. Nachher wies man ihm nicht zu verachtende Güter in Galatien an, wo er mit seinen Verwandten lebte.“ — S. 254. Die Kriege der Kraniche mit einem Phymäenvolk in Indien waren alte Sagen, die auch Plinius noch erzählt. Die Himmelsstürmenden Riesen wurden unter den Aetna XVIII geschleibert. — Die Geschichte der Europa, die vom Jupiter über das Meer getragen wurde, ist bekannt; so auch die (S. 256.) angeführten Helden des dreißigjährigen Krieges. Der Jason, der (S. 257.) auftritt, ist Gustav Adolph.

V. Adamiden (S. 259.) Adamsöhne. Die Jungfrau im Zodiakus und das Sternbild Orion (S. 260.) werden edeledeutet.

V. Nachweisung der übersehten Stücke auf Balde poemata. S. 263.

224

Auf stand ich und beschaute weit den Himmel,  
Schaute munter umher die rege Schöpfung.  
„Laß uns singen, so sprach ich, holde Leier,  
Morgengefänge,

Frohen Morgengesang dem Vaterlande.  
Könnten unsre Töne des armen Deutschlands  
Sommer stillen, und seiner bitteren Thränen  
Ströme vertrocknen!“

Munter griff ich; die widerspenstige Leier  
Tönte fremden Gefang. Wie Balaa m dort  
Mußt' ich Segen singen, den ich im tiefsten  
Herzen verwünschte.

Also waltet im Meer das schwache Segel,  
Widrigem Wind' ein Spiel, indeß das Steuer  
Machtlos kämpft und die Ruder und der Schiffmann  
Traurig erseufzen.

225

Stärker griff ich den Ton. Des Vaterlandes  
Unbezwingliche Glut im Herzen sollte  
Glück ihm singen, und ach im Todesfroste  
Starrte die Hand mir.

Wie im Schlafe, so sang ich: „Hohes Deutschland!  
Laß den Kummer hinweg! Die Feinde fliehen;  
Ein glückseliges Land, du wirst es bald seyn,  
Allen zum Heide.

Reich an edler Berathung! Reich an Klugheit,  
Wie an tapferem Muth! an Fürstentreue,  
Wie an Treue des Volks; an seiner Glieder  
Innigen Eintracht,

An Vernunft, am Geiste des Vaterlandes!“ —  
Also sang ich matte gezwungne Töne;  
Andre gab mir Apollo nicht; und hätt' ich  
Wilbe zerrissen

226

Meine Saiten. D eitel ist die Dichtkunst!  
Oft beschämest sie uns, uns täuscht Apollo,  
Daß die Freundin Leier uns ihre liebsten  
Töne versaget.

### Die eigenwillige Leier.

223

Eitel ist, auch die Dichtkunst selbst ist eitel!  
Oft beschämest sie uns; uns täuscht Apollo,  
Daß die Leier unwillig uns die liebsten  
Töne versaget.

Huldreich lachte der Morgen. Dort am Himmel  
Stand der bleichende Mond; indeß die Sonne  
Aus dem Bette der Rosen stieg, und freundlich  
Alles umstrahlte.

Vögel fangen; sie hatten kaum verlassen  
Ihre Nester; vor allen sang die holde  
Königin der Gesänge, die dem Dichter  
Frühe den Schlaf raubt.

## II. Die Lyra.

### Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst.

399 Wenn man eine Reihe von Kunstwerken gesehen hat, unterrichtet man sich gern über die Kunst derselben. Man sammlet die gemachten Bemerkungen, und ordnet sie zu Regeln; man giebt sich Rechenschaft über seinen Genuß und fragt in verwickelten Fällen den Künstler. Sollte unser Verstand auch bei lyrischen Compositionen diesen Weg nicht gern nehmen wollen? In ihnen ist manchem so manches fremde; Gesänge ohne wirklichen Gesang, wiederkehrende Strophen ohne eine wiederkehrende Melodie nach unserer Weise, eine lyrische Muse ohne Lyra. Einige Leser, die, was  
400 eine Fabel, eine Erzählung, ein Drama sei, sehr wohl begreifen, können nicht einsehen, was man an einem Pindar, an einem Horaz liebe. Es ist ihnen dunkel, worinn das Wesen einer Kunst unsangbarer Gesänge zu finden sei, und schreiben den Werth, den man ihnen beilegt, auf die Rechnung alter Traditionen. Andre glauben, die lyrische Poesie sei nur für rohe Zeiten; Zeiten, in denen Orpheus mit seinem Gesange das scheue Wild bezähmte; Zeiten, in denen Amphion mit seiner Lyra Theben erbaute, und andre in der Fabel berühmte Namen durch süße Gesänge dem thierischen Menschengeschlecht Gesetze, Religion, Lehre und Zucht einschmeichelten. Für gebildete Jahrhunderte sei dieser Zauber dahin; man dürste nach einem mehr abwechselnden, feineren, geistigern Vergnügen, als das uns die einförmige Ode gewähren könne. Andre, die  
401 zwar in Arkadien, aber etwa in Cinäthe geböhren scheinen, fin-

den in der ganzen Gattung nichts als LeyerGesang, ein phantastisches, ermüdeendes Geflimper.

Sollte es nicht der Mühe werth seyn, diesen widersprechenden Meinungen und Gefühlen dadurch zu entkommen, daß man sich über die Natur und den Zweck der lyrischen Dichtkunst unterrichtet? Denn am Ende sind wir doch alle Menschen, mit Einerlei Organen des Genusses und Verstandes begabt, auf deren verschiedene Ausbildung auch hier alles ankommt.

#### I.

Auge und Ohr, die feinsten Sinne unsrer Natur, die Organe alles Wohlgefälligen, Reizenden und Schönen, sind, wie mich dünkt, in ihrem glücklichsten Zusammentreffen die Ureltern der lyrischen Dichtkunst.

Das Auge erfäßt Bilder; die Seele erschaffet sich durch das  
402 selbe Gestalten; seine Welt ist das Nebeneinander, der Raum. Ja sollte man nicht sagen können, die Seele schaffe sich selbst den Begriff des Raumes, indem sie nämlich Bewegungen der Gestalten wahrnimmt, und sich eben hieraus durch die Folge ihrer Empfindungen das Nebeneinander klar macht?

Das Ohr höret den Schall, die mancherlei Töne, durch welche sich die Gestalten in ihrer Bewegung ankündigen; diese Folge von Empfindungen giebt der Seele das Maas der Zeit, die in unserm Innern eben das ist, was im Außern der Raum vorstellt. Sie selbst hat sich diesen Begriff durch die Folge ihrer Gedanken, harmonisch mit der Folge ihrer Empfindungen gebildet.

Die zwei verschiedensten Sinne also (denn welche Aehnlichkeit gäbe es zwischen Auge und Ohr, so wie zwischen ihren beiderlei  
403 Sensationen?) werden einander dadurch ähnlich, daß sie nach Einerlei Gesetzen, unter dem Maasse des Raumes und der Zeit, das fühlende Subject bestimmen helfen. Eine Folge von Anschauungen wird ihrer Natur nach Modulation: denn die Eindrücke wechseln, sie heben, stärken, schwächen einander. Eine

Modulation von Tönen setzt in jedem wohlorganisirten Wesen eine Folge von Bewegungen, mithin von Anschauungen voraus, die eben durch jene ihren Gang, ankündigte. So schöpft die Seele auf Einmal aus zwei verschiedenen Quellen; eine doppelte Welt dringt auf sie, die Welt des Gesichtes und Gehörs. Beide führt sie in sich ein, bestimmt den Raum durch die Zeit, die Zeit durch den Raum, durchs Ohr das Auge, durchs Auge das Ohr, schmelzt die Empfindungen beider Sinne in einander und wird, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam das Ohr des Auges, das Auge des Ohrs, die Form aller Formen.

404 Man verzeihe diesen metaphysischen Anfang, der uns im Gebiet der Terpsichore manches Räthsel lösen wird. Auch in Anschauungen z. B. herricht eine Musik; daher selbst die bildenden Künste sich den kühnen Namen des Wohlklauts, der Eurythmie nicht unrecht zugeeignet haben. Wenn sie ihre Gegenstände nicht todtdarstellen wollten, so mußten sie nicht allein Leben, Bewegung in dieselbe bringen, sondern selbst in der Zusammenordnung ihrer Theile für eine Folge glücklicher Augenblicke im Betrachtenden, mithin für eine Art Musik seiner Seele sorgen. Wiederum konnte sich die Musik mit einer Folge gefälliger Anschauungen vermählen, weil sie Bewegungen der Seele oder des Körpers, inneres und äußeres Leben ausdrückt. Terpsichore also begleitete den Tanz, sie belebte die Pantomime; ihr Rhythmus bezeichnete das Maas jeder Bewegung, ihre Töne  
405 drückten die Gebehrde, die Leidenschaft, die Empfindung aus, die das Gemählde allein nicht ausdrücken konnte. So geselleten sich die Musen; Eine ward die Bezeichnerin, die Sprecherin der Andern.

Wie arm ist die Welt eines Blindgebohrnen! Er hört Töne von Bewegungen der Gestalten, die er nicht sieht; er lebt in einem dunkeln Grabe. Wie arm ist aber auch die Welt eines Taubgebohrnen! Er sieht Gestalten und Bewegungen, deren Inneres er durch ihre Töne nicht vernimmt; er lebt in einem stummen Grabe. Der Geist des Weltalls erfand eine glückliche

Organisation, in der sich beide Sinne, beide Welten verbinden. Was sich bewegt, tönt; was lebt, bewegt sich und verkündigt sein Daseyn; so ward die Schöpfung für den durch beide Sinne Empfindenden gleichsam ein lyrischer Hymnus.

Man gehe die ältesten Hymnen durch, die der menschliche Geist erfann, und seine Brust ausströmte; sie sind Lobpreisungen der 406 Natur, in welchen Laub und Baum, Bach und Strom, Wind und Hauch, alle Elemente tönen. Wer in wilden oder in sanften Scenen des Jahres und Tages je diese Symphonie der Natur empfand und den großen Concert des Sicht- und Hörbaren rings um ihn her in stiller Einsamkeit belauschte; unwillkürlich vielleicht gerieth er selbst in diesen Strom des Wohlklauts, des Zusammenklanges der Schöpfung, also daß Davids, Miltons, Thomsons, Kleists, Klopstocks Melodien in ihm erwachten, und ihre Naturpsalmen die Seinigen wurden. Auch unser Dichter hat an mehr als einem Ort das prächtige und leise Lied der Schöpfung fein belauscht, mächtig verkündigt. Auf dem Schiff seiner Urania wetteifert er mit Klopstocks unsterblichem Gesang, die Gestirne; von allen Sonnen, von allen Welten höret er das Concert der Schöpfung\*).

## II.

407

Wir betrachteten jetzt Materialien der lyrischen Dichtkunst, die uns die Sinne zuführen; laffet uns dem innern Subject näher treten, das diese Geräthschaften annimmt und gebrauchet.

Allem, was lebt, gab die Natur mehr oder minder Stimme. Und wer hat hier nicht das angenehme Wunder der Schöpfung bemerkt, durch welches sich über Meer und Erde ein feineres Luftmeer erhob, das unzählbare Stimmen lautbar machte? War es eine Muse, die den stummen Fisch in den Wellen zum singenden Gefieder der Lüfte erhob, wie Horaz von seiner Muse rühmet? Floßfedern wurden zu Flügeln; ein heiseres Fischhaupt ward zur

\*) S. Seite 49. 60. und an mehreren Orten.

Kehle der Nachtigal und der Lerche. Unser Dichter hat diese Sängerinnen im Hain-Theater, jene Traumerinnen, die uns im 408 Frühlinge ihre Wintertraume erzählen, und die gleichsam der lebendige Laut, das Echo des unsichtbaren Genius der Schöpfung sind, mehrmals so schön bezeichnet\*), daß ich alle seine Philomelen-Gesänge ausdrücken zu können, wünschte. Ob ich gleich nicht der Meinung bin, daß die Menschen nur von den Vögeln ihren Gesang gelernt haben, und ohne sie dazu nicht gelangt wären; so war es wenigstens nicht dies mannichfaltige, schöne Chor im Concert der Schöpfung, das den Menschen bei seinen höheren Kräften und Empfindungen, bei seiner Gesangreichen Kehle stumm zu seyn lehrte.

Denn Ihm gab der Schöpfer nicht nur Stimme, sondern auch Sprache. Da jede Sprache nun, schon ihrer Natur nach, Musik ist: so war, auch ohne Lyra und Cithar, dem Menschen mit ihr das Werkzeug einer lyrischen Poesie gegeben.

409 Jede menschliche Sprache nämlich hat

1. Naturlaute der Empfindungen, die der Mensch Theils aus sich selbst schöpft, Theils andern nachahmet. Hiemit bezeichnet er

2. Die Gegenstände, die ihm vortreten, die Bilder, die er von ihnen abzieht, die Gesinnungen, mit denen er sie begleitet; und gelangt damit endlich zu einer allgemeinen Charakteristik der Schöpfung. Da dies alles nun

3. Gemäß der Natur seiner Seelenkräfte, vorzüglich seiner Phantasie und Empfindbarkeit, zugleich aber auch seinen Sprachwerkzeugen gemäß geschehen muß; war uns hiemit nicht die lyrische Poesie als eine Blüthe der menschlichen Sprache gegeben?

410 Denn

1. Die Sprache, als Laut der Empfindung, nimmt von dieser alle Gesetze an, die sie ihr gütig und hart auflegt. Sie

\*) S. 54. 130. 158.

seufzet und achzt; sie frohlocket und jauchzet. Wie einst Interjectionen zu Worten wurden; so formen sich die Worte nach dem Accent, dem Rhythmus, dem Intervall der Empfindung. Dieses Wort steigt; jenes sinket. Dies tritt in mehreren starken Sylben einher; jenes verändert die Töne. Allem aber drücket der Charakter der Nation, ihr Klima, die Gegend, aus welcher sie kam, die Lebensart, zu der sie sich gewöhnte, die Stufe der Cultur, auf welcher sie steht, endlich das mächtige Geies des Gebrauchs und der Mode sein herrschendes Siegel auf.

Nach solchem Allem bekommt Eine Sprache klingende, die Andre dumpfe Worte. Jene zeichnet sich durch stolze Pracht, diese durch flüchtige Leichtigkeit, eine dritte durch weiche Fülle, eine vierte 411 gar zischend aus; und allenthalben kommts vorzüglich auf den Ton an, in welchem man spricht, auf den Accent, den man den Wörtern giebt, auf die Modulation, mit welcher man seine Empfindungen ausdrückt. Hier thäte sich eine große Pforte auf, verschiedene Europäische Sprachen in Ansehung ihrer lyrischen Fähigkeit zu bezeichnen; genug aber, jede Sprache, die ihre Laute der Empfindung, ihre Schallworte und Sylbenmae hat, ist ihrer Art nach einer Gattung lyrischer Poesie empfänglich. Je mannichfaltiger, stärker und zarter sie jede Art der Empfindungen bezeichnet; je reiner und voller sie die Worte aushallen lässet und die Intervalle der Empfindungen moduliret, desto lyrischer ist die Sprache. Eine einsylbige, eintönige Mundart, die die Worte verschluckt und den Mund kaum zu ofnen waget; eine Sprache, die gleichgültig in Schmerz und Freude weinend lacht und lachend wei- 412 net, die endlich aus ihrer Stelle sich kaum bewegt, an überflüssigen Hulfswortern reich, an nothwendigen arm ist; sie kann zu Vielem gut und vortreflich seyn, nur Apollo und die Musen haben sie nicht gebildet.

2. Da jede Sprache durch ihre Töne äußere und innere Gegenstände, Gestalten, Bilder, Vorstellungen, Gedanken bezeichnet; so ist es nicht gleichgültig, in welcher Ordnung diese zu bezeichnen, sie sich zum Gesetz gemacht habe. Ob z. B. die Sprache

in ihren Constructionen dem Eindruck der Sinne und der Phantasie, oder der Abstraktion und kalten Vernunft folge, macht einen wesentlichen Unterschied im Gange und Rhythmus ihrer Bilder, in der ganzen Form des Verhältnisses ihrer Glieder. Wie anders construirten Griechen und Römer! wie anders die neueren Völker, und auch diese wie verschieden gegen einander! Da ist eine Sprache, 413 die der Phantasie folgen darf, gewiß biegsamer und lyrischer, als eine andre, die sich in den Fesseln der Logik windet. Jene darf die Gegenstände auch im Bilde folgen lassen, wie der Sinn sie ihr darbeut; sie kann eine kleine Veränderung in der Folge des Bildes bloß durch Stellung der Worte Mühelos bemerken. Und wenn sie, an wesentlichen Bezeichnungen reich, ihren Bildern todte Bildworte nicht zwischenhieben darf: wie vester wird dann ihr Gang! wie gehaltner der Flug der Muse! Ihre Gemählde werden ein Tanz der Worte, weil die Gegenstände dem Auge und Ohr der Nation ursprünglich also erschienen, und ihrer Sprache die schwebende Spur ihres Ganges eindrückten; da andre Mundarten wie Fels und Blei am Boden haften.

3. Die Sprachorgane des Menschen endlich, sind, wie die Vergliederung zeigt, ihrem Baue nach, selbst Lyra und Flöte. 414 Sie fordern Abwechslung; der Athem der Stimme will Absätze, Ruhe, Erholung. Natürlicher Weise sucht also die Rede einen Umfang, (periodum) und dieser will Absätze, (cola) Strophen. Eben so natürlich erwartet das Ohr schöne Abfälle und Endungen; es liebt eine sanfte Auflösung, und zu gewissen Zeiten ein Wiederkommen der Töne, die es gleichsam als alte Freunde aufnimmt, und als Lieblinge beherberget. Bei dieser Einheit aber begehrt es zugleich Veränderung, nicht nur in den Gegenständen selbst, sondern auch im Verhältniß der Glieder, in welchem ihm diese zugeführt werden; es liebt einen Zug der Worte, ein immer wachsendes Vergnügen, bei welchem es zuletzt eine stolze Befriedigung erwartet. Denn nichts ist zarter, ja ecker und gebieterischer, als das hörende Ohr; zubald wird es verschreckt, zubald ermüdet. Die Zunge also mit allen Werk-

zeugen, die ihr zu Gebote stehn, hat allen Fleiß nöthig, ihre Cithar und Tuba so anzustimmen, daß diese währende Hörerin 415 nicht nur nicht beleidigt, sondern auch in wachsendhöherem, bis zum höchsten Grad befriedigt werde. Wer siehet nicht, daß auch ohne Gesang und Cithar in diesem Allem der Same der lyrischen Poesie, als einer höchsten Blüthe der menschlichen Sprache liege?

Denn was kann der Gesang zu diesem Allem hinzuthun. Nichts als daß er die Töne erhebe und daurend mache, daß er sie klar und schön in harmonischen Intervallen dem Ohr zuzähle. Hierinn muß auch Er dem Gange der Empfindungen, so wie den Gesetzen der Sprache folgen; Er declamirt nur höher, bestimmter, pathetischer, rührender. Was ist Gesang? als Ausdruck der Empfindung, sowohl des Leidens als der Freude; Sprache der Begeisterung, die belebende Gegenstände verkündigt; Erhebung unsrer Stimme zum angenehmsten, zum kräftigsten Tonausdruck der Worte. Kann also durch den Gesang auch ohne Instrumente die 416 Sprache ein solcher Ausdruck der Empfindungen, eine solche Bezeichnung lebendiger Bilder und Gesinnungen, im reinsten Umriss, im schönsten Wohlklang werden; so sind Worte Gesang, wenn sie gleich nicht gesungen wurden; genug, daß eine Musik der Empfindungen, der Bilder, der Sprache ihr Körper und Geist ist. Was componirt die Musik nicht? Sie kann ein Zeitungsblatt componiren. Und wie sie dies thun kann, so kann ohne ihre Beihülfe auch eine Rede Musik seyn; ja sie muß dies vorher und durch sich selbst seyn, damit sie ihrer Beihülfe werth werde.

Hieraus erklären sich die Bilder, mit denen man die lyrische Poesie oft bezeichnet. Man nennet sie einen Strom, der unermüdet aus einer lebendigen Quelle entspringt, jetzt als ein Bach daherschleicht, jetzt brauset, als Wasserfall stürzt, bald wieder still in Ufern fließet und endlich sich ins Meer ergießt oder verlieret — 417 ein treffendes Bild für die Gattung der Oden, die als Ströme der Empfindung auf mancherlei Art ihren Lauf nehmen. Oder

man verglich sie mit einem Fluge, da die Muse sich aufschwingt und niederläßt, sich zu verirren scheint und nie sich verirret, zuletzt entweder zum Ort ihres Aufschwunges zurückkehrt, oder in den Wolken verschwindet — ein schönes Bild für die Gattung der Oden, die enthusiastische Gemälde der Phantasie sind. Wie man sie sonst benenne und erkläre: die lyrische Poesie ist  
 „der vollendete Ausdruck einer Empfindung, oder  
 „Anschauung im höchsten Wohlklange der Sprache.“

418

## III.

Es folgt aus dieser Erklärung, daß bei verschiedenen Völkern ihre Gestalt sehr verschieden seyn müsse: denn wie weit gehen die Gedanken- und Empfindungsweisen der Nationen, ihre Sprachen und Tonarten aus einander!

Sinnliche Völker cultiviren sinnliche; geistige Nationen geistige Gegenstände. Weiche Völker drücken weiche Empfindungen, fast in Sapphischen oder Anacreontischen Sylbenmaaßen; härtere Völker stärkere Leidenschaften aus. Von mehreren derselben wird uns Terpichore Proben zeigen.

Manche Nationen, die wir uncultivirt nennen, haben Lieder, die an die Skolien der Griechen reichen; und die Griechen — hier  
 419 wendet die Muse traurig ihren Blick auf die verlohrnen Schätze dieser einzigen Nation zurück, die Natur- und eigentliche Kunstpoesie besaß, die Musik und Sprache, Tanz und Pantomime im feinsten Punct zu verbinden wußte. Wir werden indeß noch einige Töne aus ihrer goldnen Lyra hören.

Die Römer ahmten den Griechen in der Kunst des Gesanges nach; und unter ihnen war Horaz der Glückliche, der als ein Isthmus zwischen der alten, größtentheils verlohrnen, und der neuern lyrischen Poesie dastehet. Er verdient den Namen, den er sich giebt, Romanæ fidicen lyrae, ja wenn es nicht ein Wortspiel zu seyn schiene, würde ich ihn des schönen Inhalts seiner meisten Oden wegen humanae fidicen lyrae nennen. Er verdient den Kranz der Unsterblichkeit, den ihm die Muse reichte, Kraft dessen der

Klang seiner Cithar so viel edle Seelen mitten in der Nacht einer dunkeln Barbarei geweckt hat, und sie auf Schwanensflügeln des  
 420 Gefanges in eine bessere Region trug. Unser Dichter gehört auch unter diese Erweckten; daher er seinen Horaz schön preiset\*). Auch wir wollen ihm Kränze winden, wenn es unsrer Hand gelingt. Die neuere Theorie der Oden ist meistens nach seinem Muster gebildet.

Unter allen jetzt blühenden cultivirten Sprachen Europa's ist es die Unsere, die sich, frei von den Fesseln des Reims, und zwar nicht in unprosodischen Declamationen, sondern in den Sylbenmaaßen der Alten selbst ihrem lyrischen Gesange hat nachschwingen mögen. Ein unverkennbarer Vorzug, der sie uns werth machen sollte. Und wer ist's, der ihr zu diesem Aufschwunge geholfen? Undankbar wäre es, den Namen des Mannes zu verschweigen, der gethan hat, was achtzehn Jahrhunderte vor ihm nicht thaten, Klopstock. Mit leichter Hand machte er das Ei  
 421 Columbus stehend, von dem man grammatisch erwiesen hatte, daß es nicht stehen könne, weil es keine pedes habe. Durch Wort und That hat er es dahingebacht, daß manche schwergereimte, ehemals hochgepriesene Ode uns jetzt so gezwungen und fremde dünkt, als alten Lesern damals das leichteste Griechische Sylbenmaas in unsrer Sprache kaum dünken konnte. Damit hat er nicht nur Griechen und Römer uns näher gebracht, daß wir ihre lyrische Kunst natürlicher ansehen, richtiger schätzen, anmuthiger und würdiger gebrauchen können; sondern, was ungleich mehr sagt, Er hat uns in diesen Gedanken- und Empfindungsweisen der Alten für unsre eigensten und reinsten Empfindungen gleichjam eine neue Sprache geschaffen, und damit dem innigsten Gemüth eine Bildung, der Seele eine Selbsterkenntniß, dem Herzen einen Ausdruck, der Sprache eine Zartheit, Fülle und Wohlklang verliehen, von der man vor ihm nicht träumte. Großer, lieblicher Dichter, du Sprecher der eigensten Empfindungen unsrer Seele, du kannst dein Haupt einst 422

\*) S. 65.



fröhlich neigen; in Deinen Gefängen bist du ein Schwan worden, dessen Stimme nur mit den letzten Tönen unsrer Sprache verklinget.

## IV.

Soll die lyrische Poesie Empfindungen singen, welche Empfindungen sind des höchsten Reizes ihrer Kunst, des ganzen Wohllauts ihrer Sprache werth? Nur ein Ueudler wird diese an gemeine, niedrige Begierden, die selbst der Prose unwerth sind, verschwenden.

Soll die lyrische Poesie Gesinnungen, Thaten, Begebenheiten verkündigen: so seyn es merkwürdige Thaten, große Begebenheiten, oder seltne, liebliche, interessante Augenblicke; und die Gesinnungen des Dichters darüber seyn des Gottes werth, der ihn begeistert.

423 Die lyrische Poesie darf sagen, was die Prose nicht sagen darf; sie kann es reiner, andringender, mächtiger sagen, als wenn es in eine Fabel verhüllt, oder in Scenen verkleidet, uns gleichsam nur von fern zuwinket. Wohl an, sie verwalte ihr edles Amt; in ihr spricht nicht die Person des Dichters, sondern ein Gottbegeisterter, ein Priester der Muse, also aus ihm die Muse, der Gott selbst.

Warum verkleidet sich so oft und gern der lyrische Dichter? Ist's nicht dazu, daß er uns zeige, er spreche nicht in seiner Person; einer höheren Macht zufolge habe er jetzt über höhere Dinge, in einem weiteren Gesichtskreise, aus einer tieferen Brust zu reden, als ihm vielleicht sein Stand, seine irdische Lage erlaubte. Diese will er uns vergessen machen, indem er uns Wahrheiten enthüllet, mit denen ihn der Gott begeistert. Von jeher war die lyrische 424 Poesie heiligen, öffentlichen Dingen; sie war den Göttern, den Regenten und Weisen, der guten Sache der Menschheit, dem Volk und dem Vaterlande geheiligt.

Oder spricht der Dichter in eigener Person, öfnet er uns als solcher sein Herz und seine Seele; auch dann fodert die Muse von

ihm, daß er uns einen reichen Schatz edel öfne. Er lud Gäste zur Unterhaltung mit sich, aus sich, über sich ein; wie unangenehm täuscht er uns, wenn er uns in seinem Schneckenhause einen dürftigen Haushalt, eine Erkenntnißlose Seele und ein gemeines, alltägliches, niedriges Gemüth zeigt. Unter allen Nationen waren daher der wirklich großen lyrischen Dichter immer nur wenige; manchen fehlte es daran ganz und gar. Sie sollten, wie der Seidenwurm, das Gespinnnt ihres Gesanges aus sich selbst weben; und hatten nichts in sich. Oder mit der Biene aus tausend Blumen Honig sammeln, und waren keine Bienen. Vergleichen heilige, leichte, geflügelte Geschöpfe, wie Plato die Dichter nennet, die 425 gleich den Bienen umherfliegen und ihre Melodie aus den Gärten der Musen sammeln, gab es zu aller Zeit und allenthalben nicht Viele. — Wir leben z. B. jetzt in großen Zeiten; die merkwürdigsten Begebenheiten haben wir erlebt; wie Vieles ist darüber gesprochen und geurtheilt worden; und wie Weniges möchte seyn, das, als lyrische Verkündigung der Stimme der Musen, des Ohrs der Nachwelt werth wäre! —

Hieraus erklärt sich also einem großen Theile nach, weshalb die lyrische Poesie so viel von ihrem Werthe verloren, und in der Achtung der Menschen tief hinabgesunken ist; sie ward nämlich von Vielen schnöde gemißbraucht. Der wiedertommenden gemeinen Bilder, des Trödels von Gesängen und Gesangsweisen alltäglicher Empfindungen und Gegenstände war und ist man so satt; man hat den Baum so oft rauschen, den Bach rieseln, den Donner krachen 426 gehört; Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Mädchen, Wein, Liebe, Genuß sind in gemeinen Vorstellungen so oft besungen worden, daß man an mancher Aufschrift des Gesanges schon genug hat, und dem Dichter auch die etwa eingestreueten neuen Züge gerne schenket. Selbst dem Horaz rückt man Wiederholungen vor; und Er war Horaz: er wiederholt sich mit der schönsten Abwechslung über einen Inhalt, von dem man nie genug singen und sagen kann, über den fröhlichen, weisen Genuß des Lebens. Meinem Dichter, dünkt mich, werde man (so arm seine nähere Welt

gegen die Welt des Horaz war,) diesen Vorwurf nicht machen können. Er umfaßt viele, große, merkwürdige Gegenstände mit einer großen Seele; und an Formen der Composition, an lyrischen Abwechslungen und Einkleidungen ist er so reich, als irgend kaum ein anderer Dichter. Auch mit Rosen ist seine Leier umfränzt; und  
427 das falsche Feierliche, die Mutter der Einförmigkeit und Langeweile, jener Odengang im Kleifrock auf klappernden Stelzen ist ihm ganz und gar fremde.

## V.

Sollen die Gegenstände der lyrischen Dichtkunst, jeder im schönsten Umriß und Wohlklänge verkündigt werden, so hat dies Werk seine Regel schon in sich. Energie heißt die Regel, fortwährende, wachsende Wirkung von Anfange des Stücks bis zu dessen Ende. Die Begeisterung, die den Dichter vom Boden empor, ja über sich selbst hob, so daß er sich vergißt, und nur im Gegenstande lebet; die lyrische Weise, ein Anklang der Leier Apolls, der ihm das Ohr rühret, daß er den Gesang der Muse zu hören glaubt, und ihre Töne nur wiederholet; sie wer-  
428 den ihn, wenn sie gefühlte Wahrheit sind, durch das ganze Stück begleiten, und jedem seiner Ausdrücke die unzerstörbare Form geben, die für diesen Gegenstand jest, und für ihn allein gehört. Einzelne Regeln hierüber vorzuschreiben ist eben so vergeblich als unmöglich. Jeder Gegenstand will nach seiner Weise verkündigt werden; jedes Sylbenmaas, jede Hora desselben trägt ihr eigenes Saitenspiel in den Händen. Der Gott in ihnen ist, sagen die Dichter, der ihnen die Wege des Gesangs zeigt und sie durch die verschlungenen Labyrinth der Harmonie hindurch geleitet. D. i. Einheit des Gefühls, anhaltende, stille Aufmerksamkeit, Durchdrungenheit von dem Gegenstande selbst, und innige Kenntniß dessen, was zum Vortrage, zur Sprache gehört; sie findt, die den Gefinnungen des Dichters den Adel, die Würde, die süße Anmuth, seinem Ausdruck den Ton, den gehaltenen Tact, die reiche Modulation geben, bei deren fortwachsenden Wirkung

die Seele sich zuletzt angenehm befriedigt fühlet. Da wird, wie  
429 durch eine Schöpfung von innen hinaus, der Gesang mit jedem Wort, mit jedem Accent und Bilde ein lyrisches Ganzes, das Den, der dafür einen Sinn hat, eben so wohl als ein schönes Gemälde, oder irgend ein andres vollendetes Kunstwerk mit der süßen Empfindung beseligt: „es ist ganz, es ist vollendet.“ Wenn also Eines Theils das Hauptgesetz der lyrischen Begeisterung dies ist: sich selbst Gesetz zu seyn und keines andern Gesetzes zu bedürfen; so ist andren Theils dies Gesetz, das dem Dichter der Gott auflegt, der ihn begeistert, das schwerste von Allen. Er ist, der nichts Unvollendetes duldet; die Empfindung soll im schönsten Maas ganz ausgesprochen seyn; der Gegenstand soll im reinsten Umrisse dastehn, und keine Mühe gespart werden, die ihn zu diesem Punct erhebe.

Unser Dichter, der mehreren seiner Oden den Namen Enthusiasmus überschrieb, weil, wie er sagt, er bei ihrer Geburt mehr  
430 in einem leidenden als wirkenden Zustande gewesen, ergreift jede Gelegenheit, seinen Freunden Fleiß und Feile, als unumgängliche Mittel zu Vollendung ihrer Werke anzurathen\*). Lasset uns hören, wie er diesen Gegenstand selbst lyrisch behandelt, indem er einem jungen Freunde zeigt, wie er gleichsam sein Saitenspiel zu stimmen, und die Bilder des Gesanges zur Harmonie zu bringen habe. Da das Stück sich aber auf die lateinische Sprache bezieht, so kann ich es nur unvollkommen und verkürzt geben. Ein Lehrer und Schüler des Gesanges sind in ihm die Redner.

## Die Symphonie.

Geh wir das Lied beginnen, laß uns, Freund,  
Die Saiten deiner Leier erst befragen  
Um ihrer Töne Symphonie.

„Des Ruhmes windige Freuden begehre nicht;  
Wie Winde gehn sie vorüber. Der Schiffer traut

431

\*) S. 321. 327. u. a.

Dem blauen Marmor nicht, auf den der Ostwind  
Furchen und Wellen gräbt.“

Hörst du nicht, wie die Töne  
Feindlich streiten gegen einander?  
In solchem Streit erklingt der Musen Stimme nie.  
Tritt näher zur Mauer hinan,  
Damit den wiederhallenden Ton  
Dein eignes Ohr vernehm' und deine Hand  
Der Saiten Aufruhr bändige.  
Vor allen stimme die tiefsten Töne vest,  
Auf denen die höheren ruhn; so hebet sich  
Der Genius des Liebes rein empor;  
Die falschen Töne verklingen und goldne Eintracht tönt.

432

„Vom Raube leben die Sterblichen;  
Mein Raub sei, was mit Heldenhand  
Dem Schicksal Tugend entreisset;  
Das Uebrige verweht, wie die leichte Luft.“

— „Stärker als Hercules ist,  
Dem das hundertköpfige Ungeheur,  
Der Pöbel wahn, gebändiget  
Zu Füßen liegt.“

Die Saiten stimmen schon mehr; jedoch ermüde nicht,  
Den Zwist zu dämpfen, der noch in ihnen schwirrt.  
„Wie viel Nebel umfängen, o welche finstere Nacht drückt  
Unsern hellsten Tag. Folge den Göttern nach,  
Die aus Nebel und Dämmerung  
Licht aufrufen und Morgenroth.“

433

„Würdiger ist kein Schauspiel;  
Daß ein Gott es erschau, als der gebulbte Mann,  
Der im Ungemach vester steht.  
Alle Pfeile des Schicksals  
Prallen zurück von ihm; er seufzet nicht.“

Reiche die Leier mir her, damit ich der freundlichen Echo  
Sie geselle; wohlan! nun stimme das Lied an. —

„Einen Helden nenne nicht Den,  
Der, von Beute des Krieges schwer,  
Setzt der Spindel des Weibes dient;  
Das ist Hercules Tugendpreis,  
Nicht zu dienen wie Hercules.“

Rüde näher huan zu Flaccus lieblicher Weise,  
Theil' in Sprüche das Lied:

„Niß aus die Laufbahn, eh' du zu laufen wagst.  
Der ist ein Vielbesitzer, der Nichts begehrt;  
Wer keines Reichs bedarf, ein König;  
Jeder ein Dürftiger, der vom Wunsch lebt.

434

Lob, das man sucht, fället in Schmach zurück.  
Wenn Dich die Welt nicht kennet, so kenne Dich.  
Wie manche standen, da sie lagen;  
Andere lagen, indess sie standen.“

Genug, genug! Der Würze  
Auch nicht zu viel! — Beginne  
Gehaltnen lyrischen Flug:

„Verzeuch nicht länger. Treibe die Hunnen aus  
Dem Vaterlande. Tugend erprobet sich  
In Uebung, wie der Pflug im Ader  
Glänzenber wird und geschärft durch Arbeit.

Durch frühern Tod ein ewiges Leben sich  
Erwerben, ist kein Jahre- kein Zeitverlust;  
Wer eingedenk des Vaterlandes  
Matt auch erliegt, ist dennoch Sieger.“

Im Leben unsres Dichters wird über den Gesichtspunkt, aus 435  
dem er die Alten ansah, und über seine unglaubliche Versatilität  
im Gebrauch ihrer Sylbenmaaße ein Mehreres gesagt werden.

## VI.

Aber wozu dies Alles? Welche Wirkung kann die lyrische  
Dichtkunst in unsern Zeiten thun? welchen Erfolg kann sie  
gewähren?

Uns ist ein Volk bekannt, dessen Hoffnung und Glaube auf  
Millionen menschlicher Gemüther in Gegenden und Zeiten, die man  
die cultivirtesten nennen kann, den größten Einfluß gehabt hat.  
Eine Religion entstand in Judäa, die die Ketterinn des mensch-  
lichen Geschlechts seyn sollte; woraus entstand sie? Aus Sprüchen  
alter Weissagungen, die der Mund göttlicher Propheten ausgesprochen

436 und eine Psalmenstimme verewigt hatte. Jahrtausende hin hielt sich an sie die Hoffnung, der Glaube; und hält sich an ihnen noch. Man kann also sagen: selbst das Christenthum mit allen seinen ungeheuren Folgen ist durch die Stimme lyrischer Propheten entstanden, und hält noch fest an diesem Wort.

Wir kennen ein andres Volk, das ohne Widerspruch das cultivirteste der alten Welt war; wodurch gelangte es zu diesem auf alle Jahrhunderte wirkenden Vorzuge? Die Griechen waren einst wie andre Völker, ihre Sprache so roh wie andre Sprachen; da stiegen Musen, da stiegen Götter hernieder, und verfeinten sie durch Cithar und Lyra. Mit Recht ist Orpheus Leier unter die Sterne versetzt; sie hat mehr gethan als Herkules Käule; sie machte den Unmenschen menschlich. Alle Genossen der Griechischen Kunst, Linus, Musäus, Cymolpus, Homer und wer das Saiten-  
437 spiel je würdig berührte, nehmen an diesem höchsten, unsterblichen Ruhm, die Menschen menschlich gemacht zu haben, Antheil. An der Lyra entstand der Hymnus, die Epopee; an Homer bildeten sich Dichter, Weise, Gesetzgeber, Philosophen, Künstler. Aus lyrischen Gesängen entstand das Drama. Gesang cultivirte die Griechen an Festen, an Altären, bei öffentlichen Spielen, auf dem Schlachtfelde, und an der Tafel der Freude. Gesang folgte ihnen bis ins Todtenreich nach, und milbete dort die Schrecken des Orkus. Was also je Gutes von der Cultur der Griechen andern Völkern zu Theil geworden ist, hatten jene ursprünglich der Lyra zu danken.

Vom wohlthätigen Einfluß des Horaz auf die Bildung der Nachwelt ist schon geredet worden. Er, Boëthius und wenige andre wurden auch in den dunkelsten Jahrhunderten gelesen und  
438 streueten einen Schimmer auf die Nacht hin. Mehrere, denen Virgil zu lang, zu trocken, zu ernsthaft war, lasen Horaz in seiner kürzeren, lieblichen Weise.

Selbst die christliche Poesie, so schlecht sie in den mittleren Zeiten war, sie hat ihre Wirkung auf menschliche Seelen nie verfehlet. Die Hymnen der Kirchenväter, die Kirchenlieder, die

Passionsgefänge haben von Alters her mehr gewirkt, als Predigten und gelehrte Commentare.

Ja was erhielt den Geist, die Sitten, den Charakter aller Völker der alten Welt, der Indier, Araber, Sinesen, Galen, Gothen? Neben Gesetzen oder Gebräuchen wars die Stimme ihrer alten Gesänge. Oßian sei hier statt aller ein Zeuge. Ein Volk, das keinen Nationalgesang hat, hat schwerlich einen Charakter; und wie hoch es in seiner Bildung gestiegen sei, an welchen Empfindungen und Gegenständen es am liebsten und innigsten haften,  
439 dies zeigt nichts so sehr als die Art und Gattung der lyrischen Muse, die unter ihm wohnet.

Und warum sollte unsre Zeit der lyrischen Poesie entwachsen seyn? Bedürfen wir keiner Empfindungen mehr, keiner Gefinnungen im edelsten Ausdruck? Geschehen keine Merkwürdigkeiten um uns her, die in Haß und Liebe unsrer Theilnehmung werth sind? Oder sind wir so prosaisch worden, daß kein Pfeil aus dem goldnen Köcher Apoll's an uns gedeihet? Kommen wir als Greise auf die Welt? und leben keine Jünglinge unter uns, deren neues, frisches Gefühl durchaus die Stimme der lyrischen Muse fodert? Lasset uns nicht zweifeln! Es leben Jünglinge, es schlagen jugendliche Herzen, denen Pindar und Horaz, denen die drei Altväter unsres lyrischen Gesanges, Uz, Gleim, Klopstock, denen Kleist, Götz und Kamler, Gerstenberg, Clau-  
440 dius, die Stolberge, Voß, Hölty, und unter fremden Nationen die schönsten lyrischen Dichter werth sind. Oft sagt uns Eine Strophe von ihnen mehr, als große Scenen der Anschauung uns sagen könnten: denn sie ergreifen das Herz. In verwickelten Situationen, in Dämmerungen unsrer Seele kommt ihre Stimme uns wie aus einer andern Welt, weckend, aufmunternd, belehrend. Mehr als ein Jüngling empfing aus der Lyra eines Dichters einen Anklang auf sein ganzes Leben.

Vor allem, was man poetische Nachahmung nennt, habe ich große Hochachtung, mag auch nicht wiederholen, was Plato und Rousseau dagegen sagen; eine bloß poetische Nachahmung

aber ohne das Bünkchen der Waage, das uns auf ein Haar lehret, was wahr, gut, ehrbar, recht und schön sei, gestehe  
 441 ich, ist mir die Geistreichste Nachahmung ein Marionettenspiel, eine sinnreiche Maskerade. Für die Jugend ist mir der Mann lieber, der, wenn es auch ohne Einkleidung geschähe, uns die Bekenntnisse seiner Brust, die verborgnen Schätze seines Geistes und Herzens, als eine Ausbeute seines Lebens rein darlegt; seine Gefinnungen nämlich, wie Er die Dinge der Welt ansah, welche Grundsätze er sich aus seinen Erfahrungen bildete, wie er in Freude und Leid sich daran hielt, und sie gegen Freunde und Feinde erprobte. Weder Plato noch Rousseau wollten diese Gattung Poesie aus ihrer Republik verbannen: denn sie ist andringend, moralisch, eine Stimme der Zeiten, der Völker, und in ihnen der edelsten Menschen. Der dreißigjährige Krieg z. B. ist längst vorüber: seine Raubscenen lesen wir als einen schlechten Roman mit Grauen und Abscheu; in unserm Dichter hören wir die Stimme eines mitfühlenden Wesens, das diese Gräuel erlebte, und über sie  
 442 zugleich die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Großmuth, des Erbarmens hören ließ; eine edlere Stimme als diese giebt's nicht auf der Erde. Wo sie ertönt, rein, klar und im rechten Maas, da wird sie vernommen; sie töne aus der Cithar oder der Tuba. „Nur, was Zeus nicht liebt, sagt Pindar, bebt zurück vor dem Liede der Musen, es leb' auf Erden oder im Ocean, oder sei, wie das Ungeheuer Typhos in den Tartarus geschleidert. Sonst horcht Alles der goldenen Harfe Apollo's; der Adler auf dem Scepter Jupiters läßt seine Flügel sinken, und selbst des ewigen Feuers spaltenden Blitz löschet sie aus.“

## I. Kenotaphium

des Dichters

Jakob Balde.

3 Der Dichter, dessen Stimme wir in dieser Sammlung lyrischer Poesieen hörten, hieß Jakob Balde. Gegenwärtiges Kenotaphium soll sein Andenken blos als eines Dichters erneuern, wie er sich in seinen Werken selbst schildert.

1.

Jakob Balde war zu Ensisheim in Elsaß 1603 geboren. Dieses schöne Land gehörte damals noch zum deutschen Reiche; er war also ein Deutscher. Lebenslang hat er zu seinem Vaterlande die innigste Liebe bezeugt, und als im dreißigjährigen  
 4 Kriege es dem armen Elsaß so übel erging, äußerte er in vielen Gedichten darüber sein regestes Mitleid. Brüderlich tröstet er seine vertriebenen Landesleute, und stärkt ihr Herz mit den erlesensten Sprüchen der Weisheit; wobei er nie unterläßt, sich selbst als einen Verbanneten zu betrachten und das Land zu rühmen, in dem er zuerst das Licht sah<sup>a)</sup>. Aus vielen gaben wir nur Eine Ode, ein Trostschreiben<sup>b)</sup>; es sagt uns den Inhalt der andern. Jedermann, der jene Länder und Gegenden sah, bedauert, daß die schönen Thäler längs dem königlichen Rhein Jahrhunderte hin einer

a) Balde poemata Colon. 1660. L. III. Od. 34. ad exsules Alsatas. L. III. Od. 6. ad nobilem Alsatam, ut patriae calamitatem moderate ferat. L. III. Od. 20.

b) L. II. Od. 27. Terpsichore S. 241.

immer wiederkommenden schrecklichen Verwüstung ausgesetzt gewesen. — Daher der Schmerz unsres Dichters, als Dreifach eingenommen war<sup>a)</sup>); daher seine öfteren Verwünschungen des Krieges. Er nennet sich gern einen Afatier, und läßt die Muse ihn also nennen<sup>b)</sup>); er spricht gern mit seinen Landsleuten; auch jene Heilige, die zur Linde aussproßte, war eine Elasserinn<sup>c)</sup>). —

Erleben mußte es der Dichter, daß dies Land vom deutschen Vaterlande abgerissen, eine Französische Provinz ward. Schon vor geschlossenem Frieden giebt ihm der erste französische Botschafter beim Westphälischen Frieden, sein Memmius davon Nachricht und nennet ihn seinen Landsmann<sup>d)</sup>); Balde aber sah sein Vaterland nie wieder.

## 2.

In Bayern lebte unser Dichter; und es ist nicht zu bergen, daß er zuweilen mit Misfallen darinn lebte. Er klagt über den Himmel, der seine zarte Gesundheit mit Katharr und Flüssen, mit Fiebern quäle, die ihn mehrmals an den Rand des Grabes versetzten. Schwerlich ist der häßliche Katharr von Einem Dichter ärger verwünscht worden, als von dem unsern; zum Trost aller, die bei der ewigen Feindschaft unsrer Lebensart und unsres Klima von ähnlichen Uebeln leiden, theilen wir ihnen Eine Verwünschungsode desselben mit<sup>e)</sup>). — Das Kraut, mit dessen wohlthätigem Rauche unser Dichter diesen bösen Feind verjagte, hat ihm ein Lobgedicht dieser Pflanze abgelockt<sup>f)</sup>), vor deren Mißbrauche er in einem langen Gedicht warnet<sup>g)</sup>). Gegen den Vorwurf der Muse, daß er statt der Flöte der Pallas dies Rohr ergreife<sup>h)</sup>) schüget er sich mit dem harten Erforderniß seiner Gesundheit und seines Klima. Ueber

a) Terpsich. S. 227.

b) Terps. S. 279.

c) Terps. S. 186.

d) Balde poem. T. II. p. 211.

e) T. I. Lib. II. Od. 35. Dirae in Catarrhum. S. die folgende Nachlese von Balde's Gebichten.

f) Sylv. L. VIII. Od. 6.

g) Tom. III. p. 160.

h) Sylv. lyr. L. IX. Od. 3.

dies Klima ist er mehrmals so ergrimmet, daß er sich in Gedanken, auf den Fittigen seiner Muse, in die Ost- und Südwelt, nach Constantinopel und Aegypten hin versetzt, und seinen aufgebrachtten Genius dadurch gleichsam täuschet<sup>a)</sup>). Diesem und andern Ausflügen seiner Phantasie, die er Enthusiasmen nennet, haben wir mehrere starke Oden zu danken, bei denen man es fühlt, „der Dichter wollte sich vergessen; er wollte sich selbst entfliehen;“ immer aber waren diese Ausflüge nur Täuschungen seines Efels, seiner  
8 Langenweile. Aus Constantinopel und Aegypten kam er nach Deutschland in sein Bayern zurück, und ersank matt in sich selber. Dann erhob er seine Stimme, und predigte andern, daß man sich selbst nicht entfliehe, wenn man auch an den Ganges entflöge<sup>b)</sup>).

Außer dem Klima waren einige damals herrschende Sitten Bayerlandes unserm Dichter nicht freundlich. Um gesund zu seyn, war ihm die strengste Diät nothwendig; die Magerkeit war also seine Muse, die er pries und anpries<sup>c)</sup>); keinen trifft seine Geißel schärfer, als die Schlemmer, die dicken Bäuche. Bis ins Grab hinein verfolgt er diese; dagegen er die strengste Mäßigkeit, als  
9 eine Schwester Galenus, als eine Tochter der Gesundheit selbst preiset. Er spricht oft von einer Gesellschaft der Magern, (macilentorum) in der er diesem oder jenem Freunde zu seinen Fortschritten scherzend Glück wünschet. Von sich rühmt er, daß er, leicht wie ein Schatte, zwischen Göttern und Abgeschiedenen schwebe. In solcher Gefinnung konnten ihm die prassenden Gastmahle der Deutschen nicht sehr erfreulich seyn. Er schildert seine Landsleute oft darüber, so wie über ihre Modesucht und Nachahmung fremder Länder. Ein ganzes Buch, den Agathyrus, hat er „vom Lobe und Wohlstande der dürren Gesellschaft;“ und ein

a) T. I. L. III. Od. 47. L. IV. Od. 37.

b) Terpsich. S. 338. und sonst. Eine ausführliche Beschreibung des Bayerischen Klima enthält die 18. Ode des 9. B. seiner Wälder, wo er es nach Monaten hererzählet.

c) Terpsichore, S. 166—88. S. 140. Sylv. lyr. L. VIII. Od. 2. de conviviis Germanor.

andres, den Antagathyrus, eine satyrische Apologie der Fetten geschrieben, von welchen Schriften wir späterhin reden werden.

## 3.

Da unser Dichter in Bayern lebte, so hat er nicht ermangelt, manche schöne und große Gegenstände dieses Landes zu 10 schildern, sowohl Gegenden, als Werke der Menschen und Charaktere. Die hangenden Gärten des Herzogs Albert des sechsten in München<sup>a)</sup>, Ebersburg<sup>b)</sup>, bei Thalkirchen die romantische Gegend Häfene-Loh genannt<sup>c)</sup>, wo der Dichter die Echo über Krieg und Zeit befragt, und mehrere Gegenden der schönen Aue, in der die Hauptstadt Bayerns liegt, hat er geschildert<sup>d)</sup>. Einige Gedichte, die er in Neuburg und an der Donau schrieb, hat er mit Localumständen dieses prächtigen Stroms bezeichnet<sup>e)</sup>. Das Kloster Waldraut in Tyrol, mehrere Kapellen der Maria in ein- 11 samen Waldgegenden<sup>f)</sup>, ihre Bildsäule auf dem Markt zu München u. s. f.<sup>g)</sup> besang er, mehrentheils als Gelübde. Die angenehmen Waldgegenden dieses Landes machten seine Muse zur Jägerinn und seine Schutzgöttin zu einer Diana<sup>h)</sup>. Das erste Buch seiner Lyrischen Wälder enthält vielleicht alles was für und gegen das Jagd- leben gesagt werden kann; zuletzt versöhnen sich Pallas und Diana in einem lyrischen Gespräche<sup>i)</sup>. Wenn ein Literator in Bayern, der mit allen Gegenden und Umständen der Zeit bekannt ist, Waldens Gedichte Ort- und Zeitmäßig erläuterte, würde er ihn vielleicht als Bayerlands Dichter darstellen können, wie z. B. Opiz, Logau und andre, Schlesiſche Dichter waren. Die 12

a) Terps. S. 45. 47.      b) Sylv. lyr. L. VIII. Od. 21.

c) Sylv. lyr. L. IX. Od. 27.

d) Westenrieders Beschreibung von München (München 1782.) erwähnt mehrere dieser Orte.

e) S. Torvitat. encom. T. III. p. 83. Genethliac. Neoburg. T. II. p. 13.

f) Terpsich. S. 151. Lyric. L. I. Od. 2. L. III. Od. 2. etc.

g) Lyric. L. III. Od. 15. 26. 28.

h) Lyric. L. III. Od. 2. L. II. Od. 14.      i) Sylv. L. I. Od. 16.

Lyrische Muse hat vor andern ihren Schwestern den Vorzug, daß sie die Gegenden, die sie durchwandelt, gleichsam zu einem classischen Boden macht, und auch im Dunkeln leuchtende Fußtapfen zurückläßt. Griechenland, Italien sind voll dieser glänzenden Spuren; fast kein Berg, kein Hain, keine Quelle, kein Thal ist, deren Genius nicht einst die Muse in daurende Gefänge aufnahm. In Deutschland sind große Erdstrecken völlig noch unclassischer Boden; einige rauhe Stimmen, die sie einst besangen, vergißt man gern, indeß Brodes, Hagedorns, Hallers, Klopstocks, Gekners und anderer treffende Localbeschreibungen sich erhalten werden und auch durch Gesang Deutschlands Boden gleichsam veredeln.

Wie an Gegenden, so schlang sich auch an mehrere große und berühmte Männer Bayerns die Poesie unsres Dichters an. 13 In des Kurfürsten Maximilians Zimmer fand er den dreifachen Seufzer der Monarchie angeschrieben, über welchen er sein Herz ergoß<sup>a)</sup>; in wenigen, aber prächtigen Oden besingt er die Vorsicht, die über den Kurfürsten auf seinen Kriegszügen gewacht hatte<sup>b)</sup>; keine ist leer an großen Gefinnungen und Lehren. An den Prinzen Albrecht Siegmund von Bayern, Coadjutor zu Freisingen, ist die Ode, das Hirtenleben<sup>c)</sup> gerichtet; einem geistlichen Fürsten in diesem Wald- und Hirtenlande konnte man die Pflichten seines Amts schwerlich ernster und schöner sagen. Mehrere Gesänge sind durch Umstände des fürstlichen Hauses veranlaßt<sup>d)</sup>; zur Ode 14 Nero<sup>e)</sup>, die Römerbilder<sup>f)</sup>, an M. T. Cicero u. s. f.<sup>g)</sup> begeisterten den Dichter Kunstwerke. Der edle Brenanus, der ihm die alten Münzen zeigte, steht selbst als ein Gepräge der alten Zeit da<sup>h)</sup>; der Staatsmann, der als ein Lorbeerbaum grünet, war Wolf-

a) Lyric. L. IV. Od. 3. Terpsich. S. 68.      b) Lyr. L. IV. Od. 1. 2.

c) Terpsich. S. 128. Lyr. L. III. Od. 45.

d) z. B. Weibung eines Kindes, Terpsich. S. 153. Lyr. L. II. Od. 44.

e) Terpsich. S. 112. Lyr. L. II. Od. 43. In Antiquario Sereniss.

Electoris.

f) Terpsich. S. 104.      g) Terpsich. S. 94.

h) Terpsich. S. 73. Lyr. L. III. Od. 31.

gang Silbermann, Kanzler der Pfalz Neuburg<sup>a)</sup>). Verdiente Namen sollten dem Lande, dem sie zugehörten, auch in Gedichten nicht veralten.

## 4.

Balde war ein römisch-katholischer Geistlicher, der eine Zeitlang dem Hofe zu München predigte; dies giebt einen Aufschluß zu vielen seiner Gedichte.

Von einem Geistlichen und Ordensmann, der nach strengen 15 Gesetzen der Enthaltung und Mäßigkeit lebt, wird man kein vivamus, mea Lesbia, keine Elegieen in der Weise Tibull's erwarten, auch der Adonis-Garten Horazischer Gefänge der Liebe blühet nicht für ihn. Ihm ziemen Regeln, die der stoischen Schule nahe kommen, ob sich gleich unser Dichter zu dieser Schule nicht bekannte<sup>b)</sup>). Dem Amor wollte er weder schmeicheln, noch fröhnen; in mehreren Oden, z. B. Wunder der Liebe, an einen Narciß, der zurückblickende Simson, Petrarca, der Brautwerber u. f. schildert er ihn eben nicht zärtlich<sup>c)</sup>). Liebhaber der erotischen Poesie werden also hier vieles vermissen, das sie aber in andern Dichtern 16 desto häufiger finden. Jeder Baum bringe seine Früchte.

Oher möchten wir bei diesem Stande des Dichters beklagen, daß er ihn in seinen Urtheilen einseitig, auf die Protestanten sehr erbittert, und daher ungerecht gegen sie machte. Niemand wird es ihm verdenken, daß er im dreißigjährigen Kriege die Parthei der katholischen Ligue nahm, deren Haupt sein Kurfürst war<sup>d)</sup>, daß Lilly sein Held ist<sup>e)</sup>, daß er die Siege des Oesterreichischen Hauses feiert<sup>f)</sup>; auch wird es ihm Niemand verargen, daß ihm das Glück der Schweden<sup>g)</sup>, selbst Wal-

a) Terps. S. 287. Sylv. lyr. L. IX. Od. 8.

b) Lyr. L. III. Od. 12. 16. Cur a Stoicis discesserit. Od. 23. 39. u. f. Terpsich. S. 358.

c) Terpsich. S. 335. 339. Lyric. L. I. Od. 7. 10. 28. Sylv. lyr. L. V. Od. 18.

d) Lyric. L. IV. Od. 1. 2. e) Lyric. L. IV. Od. 11.

f) Lyric. L. I. Od. 26. 38. L. II. Od. 3.

g) Lyric. L. I. Od. 36.

17 lensteins Glück verhaßt war<sup>h)</sup>), und daß er die Unthaten seiner Gegner sehr zur Schau stellt<sup>b)</sup>). Leider war dies damals die sogenannte Staats-Raison beider gegen einander sehr erbitterten Partheien. Dreißig Jahre zogen die Kinder Deutschlands in ihrem eignen Lande umher, um allenthalben die Brust der Mutter zu verwunden, die Gebeine ihrer Brüder zu zertreten. Es war kein Religions- sondern ein Plünderungs- und Raubkrieg, der den herumziehenden Horden wohlgefiel, den sie also wohl auch verewigt wünschten<sup>c)</sup>). Die Verwünschungen dieses Krieges waren von jeder Seite gerecht. Je länger die Verwüstung währte, desto partheiloser ward jedermann, so daß man auch an unserm Dichter zuletzt bei seinen brennenden Wünschen nach Sicherheit und Frieden durchaus 18 keine Partheilichkeit mehr bemerkt<sup>d)</sup>). Vielmehr haben ihm seine reine patriotische Oden über Deutschlands Wohl und Weh<sup>e)</sup>, über die Sitten der Deutschen<sup>f)</sup>, über Deutschlands damaligen Zustand u. f. den meisten Ruhm erworben: denn wer Balde auch sonst nicht kennet, kennet ihn als einen patriotischen Dichter. — Wenn er indeß in früheren Jahren sich von seiner genommenen Parthei so weit aufbringen ließ, daß er z. B. über den an Wallenstein begangenen Mord frohlocket<sup>g)</sup>; wenn er gegen die Häupter und Lehrer der Protestanten in unwürdige Schmähungen ausbricht<sup>h)</sup>: so kann man dies durchaus nicht anders, als durch die Hitze des 19 Augenblicks in der damaligen Zeitenlage, so wie denn auch durch die frühaufgefaßten Vorurtheile seiner Erziehung, und durch seine Unwissenheit entschuldigen. Balde, wenn er jetzt lebte, würde nicht mehr so schreiben; indessen versteht es sich, daß zur Ehre

a) Lyric. L. II. Od. 37. Terpsich. S. 234.

b) Lyric. L. II. Od. 17. L. III. Od. 20. 21. 26. 37. L. IV. Od. 8.

c) Epod. Od. 1. Sylv. lyr. L. IV. L. IX. Od. 4.

d) Terpsich. S. 237. 254. 256. 261 — 274.

e) Sylv. L. IX. Od. 11. 13. 14. 15. 19. 20. 23. 25. u. f.

f) Sylv. L. III. IV. g) Lyric. L. II. Od. 13.

h) Antagathys. LVIII — LXIII.



des Dichters selbst von jeder Spur solcher Fehler meine Terpfichore frei bleiben mußte.

## 5.

Balde gehörte zu der sogenannten Gesellschaft Jesu. Ob ich nun gleich nicht glaube, daß Einer meiner Leser bei Ansicht dieser Worte sogleich das Buch wegwerfen, und was er in ihm vorher gut oder vortreflich fand, fortan böse oder abscheulich finden werde: so verdient doch, auf der Stelle, auf welcher Balde selbst als Dichter stand, dies Prädicat allerdings eine unparteiische Erwägung.

Allgemein wissen wir, daß selten jemand sich seinen Stand selbst wählet. Wir treten in ihn meistens zu einer Zeit, da wir ihn noch nicht übersehen, da Neben-Umstände uns mehr bestimmen, 20 als die Sache selbst. Beispiele, Vorbilder, der Rath anderer, endlich Zufälle und die liebe Noth haben ihre Hände dabei so gewaltig, daß wir auf die Bahn unsres Lebens uns mehr fortgestoßen, oder von Winden fortgetrieben fühlen, als daß wir freimollend und freiwählend dahin wandern sollten. Nicht also welchen Stand jemand ergriff, oder zu welchem Stande er gebohren ward, ist der gerechte Titel seines Lebens; sondern was Er in dem Stande war, wie Er sich dem Stande oder den Stand sich anfügte, das ist die Lösung. In der damaligen Zeit, da die Gesellschaft Jesu im höchsten Ansehen blühte, war es kein Vorwurf, Jesuit zu seyn, sondern hohe Ehre. Es war der Weg zur vielseitigsten Wirksamkeit: denn der Orden lehrte und regierte die Welt. Nicht nach Begriffen unsrer, sondern der damaligen Zeit müssen wir richten.

Nun ist auch bei den heftigsten Anfeindungen des Jesuiten- 21 Ordens niemand so weit gegangen, daß er ihm gelehrte, fähige, wirksame, rechtschaffene Männer wesentlich abgesprochen hätte. Die ganze Geschichte des Ordens spräche dagegen; in allen Feldern der Literatur hat er Talentreiche, verdiente Arbeiter gehabt; fast jede

Wissenschaft ist den Jesuiten Etwas schuldig<sup>a)</sup>. Lateinische Dich- 22 ter zumal hat die Gesellschaft in großer Anzahl, fast in jeder Gattung der Dichtkunst, fast auf allen Stufen des Werths und Unwerths hervorgebracht, die sich dann auch nach Ländern und Zeiten unterscheiden. Balde muß als ein Deutscher, als ein Bayerischer Jesuit des vorigen Jahrhunderts betrachtet, und dabei rein gefragt werden, was Er auf Seiner Stelle war? wozu Ihm der Orden geholfen, worinn er ihm geschadet habe? Wir haben also, wie bei jedem andern Stande, von Vortheilen und Nachtheilen seiner Situation zu reden; und dies zwar mit Billigkeit und mit Menschengefühl: denn keine Situation in der Welt ist ganz ohne Nachtheile.

## 6.

Erstens ist es bekannt, mit welchem Fleiß, aber auch in 23 welchem Geschmack die Jesuiten des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die lateinische Sprache und Dichtkunst trieben; ja wüßten wirs nicht aus Masenius, Valbinus und andern theoretisch, so lernten wirs praktisch aus unserm Dichter. In allen Sylbenmaassen, in jeder Gattung der Dichtkunst hat er sich geübt, und dadurch eine Gelenkigkeit, eine Versatilität erlangt, die, selbst wenn sie mißfällt und ermüdet, dennoch Verwunderung erregt. Beim Verzeichniß seiner Werke werden wir finden, daß er durchaus keine Dichtungsart unversucht gelassen; wie er aber auch mit

a) In Harenbergs Geschichte des Jesuitenordens Tb. 2. Kap. 7. findet man einen wiewohl sehr unordentlichen karrago über die Gelehrsamkeit des Ordens. Die Verdienste und Misverdienste der Jesuiten um die lateinische Sprache zumal in Deutschland, sind von Burkhard (de lat. linguae in Germania fatis Cap. 7. p. 522.) kurz, aber unparteiisch angegeben; so wie auch in Noltenii lex. antibarbar. T. II. (Lips. 1768.) die Schriftsteller, die über die lateinische Sprache geschrieben, ohne Parteilichkeit beurtheilt sind. Eine literarische Geschichte der Jesuiten mit einem Parteilosen Urtheil über das Ganze nach Beschaffenheit der verschiedenen Zeiten und Gegenden, in denen die Gesellschaft blüdete, ist meines Wissens noch nicht geschrieben.

Sylbenmaaßen gespielt habe, davon mag sein großes Gedicht von Eitelkeit der Welt, sein Agathyrus, seine Olympia sacra, seine Philomele zeugen. Beim ersten Gedicht z. B.<sup>a)</sup> giebt er sich einen biblischen Spruch als Thema auf, und verändert diesen sechsältig, Lateinisch, Deutsch, im Kirchen- und Volkstone, Griechisch, Anacreontisch, in Hendekasyllaben, und im schwersten Scazon. Themata solcher Art setzt er hundert und neunzig zusammen, und beschließt sie mit reich abwechselnden Epilogen. Sein Agathyrus hat dergleichen Absätze fünf und achtzig<sup>b)</sup>; ähnliche Abwechslungen enthalten seine Olympia, seine Philomele<sup>c)</sup>. Schülern der lateinischen Verkunst mögen diese Variationen manchen Handgriff in Bearbeitung des Materials der Sprache zeigen; uns thut es äußerst wehe, große, schöne, zarte Gedanken in solcher Palästra umhergejagt und endlich erliegen zu sehen. Es thut uns wehe, einen wirklichen Dichter als einen Handwerker zu erblicken, der schweres Baugerüst trägt und damit spielt. Da es indessen bekannt ist, daß dies der Geschmack und die Lehrart seines Ordens war; 24 so wird man es ihm zu gut halten, wenn er auch in solchen Uebungen sich als Meister zeigen wollte. Ich glaube, daß ihn niemand, selbst Masenius nicht, in diesem ungeheuren Luxus von Versifications-Künsten übertroffen habe.

Zweitens. Natürlich erstreckte sich dieser falsche Geschmack unvermerkt weiter. Er, der erhabne Gedanken so einfach, so stark auszudrücken mußte, wird in Composition der ihm gleichsam zufließenden Bilder oft so überfließend, daß er der schönen Ausdrücke und Sentenzen kaum ein Ende weiß. So gehet es ihm insonderheit in den Oden, die er Enthusiasmen nennt; aber auch in andern Werken, insonderheit in seinem Trauerspiel, die Tochter Jephtha<sup>d)</sup>, wo er in Farben und Sentenzen den Seneka selbst, wie Hercules den Antäus überwindet. Ob es mir gleich bei 25 Uebersetzung seiner Oden, in denen ihn Horaz noch am meisten

a) Tom. IV. Colon. 1660.

b) Tom. IV. p. 199.

c) Tom. IV. p. 366. 487.

d) Tom. IV. p. 549.

in Schranken erhielt, hie und da leid that, diesen üppig-schönen Buchs abschneiden, das zu viele Gold wegmischen zu müssen; so that ichs dennoch; und ward dabei an jenen Geschmack erinnert, in dem der Jesuiten-Orden einst seine Kirchen und Säle ausschmückte. Bei aller Hoheit und Reinheit, ja bei einem imponirenden Ernst bemerkte man in ihnen immer ein Etwas, das den Geschmack des Ordens zusammenhangend auch im Kleinsten verrieth; auf eine blendende Popularität nämlich war alles berechnet.

Drittens. Daß bei diesem lateinischen Jesuiter-Geschmack die Deutsche Sprache sehr zurückbleiben mußte, war Natur der Sache; wie ungleich ist Balde sich in lateinischen und deutschen 27 Versen! In jenen so oft rein und groß; in diesen fast durchgehend niedrig und possirlich<sup>e)</sup>. Nicht Unfähigkeit des Dichters wars, die diesen auffallenden Unterschied machte: denn einzelne Strophen und Absätze sind auch im Deutschen von ihm mit Würde und Nachdruck geschrieben; es war der üble Geschmack seiner Zeit, seiner Gegend und seines Standes. Seit den Minnesingern, seit Kaisersberg und Luther war die Deutsche Sprache sehr verfallen; die vielen und bitteren Streitigkeiten politischer- und 28 Religionspartheien hatten sie entweder unangebaut vernachlässiget, oder sie zu groben Schimpfreden erniedrigt. Hinter der lateinischen, spanischen, französischen, italiänischen galt sie damals nur als eine gemeine Böbelsprache, in der man grob befahl, oder grob scherzte und schimpfte. Da nun überdem in den obern Gegenden Deutschlands, wo Balde lebte, der Charakter des Volks von fröhlicher Art ist: so glaubten auch die Lehrer der Religion und der guten Wissenschaften nicht besser aufs Volk wirken zu können, als durch Schwänke. Selbst Predigten mußten beides, Ernst und Böbelscherz,

a) Tom. III. IV. In Megalissi (Georg Ligers) Schrift: der Un-deutsche Katholik, Jena 1730. wird S. 41. an eine Gesellschaft gedacht, die Balde, Simon Meir, Bidermann, Perensfelder und Sonnenberger für die Deutsche Sprache haben stiften wollen. Näheres weiß ich nichts von dieser Gesellschaft.

finnreich zu verbinden, so daß bis jetzt da wir doch ein Paar Jahrhundert weiter sind, für manche Gegenden Deutschlands in der Volkssprache die Linie des Unterschiedes noch nicht gefunden ist, wo Würde anfängt und gemeiner Scherz aufhört; beide stehen noch in sehr vertraulicher Freundschaft. Also lege man unserm Dichter nicht zur Last, was der Fehler seines Orts und seiner Zeit war; in Deutschen Versen wollte er popular seyn, und glaubte, daß er es nicht besser als also seyn könnte. Der protestantische Schwäbische Dichter, der mit Balde zu Einer Zeit lebte, der nicht wie er, auf der Kanzel oder in einer Cella steckte, sondern unter gebildeten Nationen an Höfen lebte, Weckherlin, schreibt dennoch nichts weniger als correct Deutsch; er überladet die Verse mit Wörtern wie Balde. Und wie schreibt Fischart, der um eben diese Zeit den Rabelais übersetzte? — Nur spät und mit äußerster Mühe hat sich unsre Sprache aus dem Ungeschmack, in den sie gesunken war, zur Ordnung und Reinigkeit eines bestimmten classischen Styls erheben können, der auch noch jetzt schwerer und seltnere ist, als man glaubet.

Lasse man also den lateinischen Balde mit seinen Deutschen Versen unverspottet; selten dichtete und schrieb Ein Autor in zweien Sprachen gleich gut. Welch ein Deutsch z. B. schrieb Melanchthon? 30 welcher ein Deutsch mancher andre große Gelehrte! Der größte Algebrist unsres Jahrhunderts soll Balde für den größten Deutschen Dichter gehalten und mit unsäglicher Lust Verse von ihm angeführt haben; wahrscheinlich hätte er selbst ähnliche Verse geschrieben. Mögen die Baldischen Deutschen Verse uns zeigen, aus welcher Tiefe wir Deutschen uns haben herausarbeiten müssen, und was für ein neues Ding bei uns der gute Geschmack einer reinen deutschen Schreibart sei. Vielen Ständen ist er noch jetzt fremde.

Viertens. Wenn Balde seiner Lage nach, einer ausgebildeten Muttersprache entbehrte, so mußte er in solcher vielleicht einer noch größeren Wohlthat entsagen, der Liebe und Freundschaft. Nothwendig galten in einem Jesuitercollegium viele Scenen, die

31 Horaz beschreibt und schildert, als Laster-scenen des Heidenthums; als solche lernte sie der Jüngling ansehen, und ward vor ihnen gewarnt. Lojola nämlich hatte seine Liebe einzig der Jungfrau Maria gewidmet; Sie hatte er allen seinen ritterlichen Ordensgenossen, zur Braut ihres Herzens, zur Dame ihrer Gedanken verordnet. Auch Balde hat an sie die zartesten Seufzer gesandt, ihr in Lobpreisungen und Wünschen die schönsten Kränze gewunden. — Verzeihe mir die heilige Jungfrau, daß ich ihr einige dieser Kränze entwandt zu haben scheine, indem ich sie ohne ihren Namen meiner Sammlung einfügte. Die Liebe zu ihr bleibt immer doch nur Sehnsucht nach einem Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeiten und Reize; warum also sollte dies Ideal nur in den Wolken, auf dem Altar, in einer todten Statue, in einem täuschenden Gemählde, oder in Erscheinungen jenseit des Grabes gesucht werden? Je zarter und schöner Balde sang, desto mehr bedauert 32 man ihn über die Wesenlose Gestalt, die seinen Flug so hoch spannte. Hatte der Ritter von Pampelona ihn nicht um den schönsten Theil seiner Empfindungen getäuscht? —

Und sollte es mit den Aufopferungen der Freundschaft viel anders seyn, die der Orden gebot\*)? In ihm gab es Obere und Untere, Lehrer, Schüler, Mitgenossen, Mitsreiter, Mitwirker; gab es aber auch oft in ihm, was man im freien Leben also nennt, Freunde? Der Zweck des Ordens sollte alle Begierden des Herzens an sich ziehen; von allen Anhänglichkeiten der Person 33 sollte er die Seele reinigen und läutern. Gut für den Orden; aber auch eben so gut für die zarteste Ausbildung des menschlichen Herzens? für sein geheimstes Glück des Lebens? endlich auch so gut für die lyrische Dichtkunst? Diese will persönliche Anhäng-

a) Hiemit wird gar nicht gesagt, daß dieser oder ein anderer Orden keine Freundschaft erlaube; eben in Orden, d. i. in männlichen Verbindungen zu Einem Zweck, vielleicht mit Gefahr des Lebens giebt es gewiß innigere Freunde, als in Vorjäten oder auf dem Markte. Nur von der Lage unsers Dichters ist hier die Rede, wie sie in seinen Gedichten vorm Auge der Welt erscheint.

lichkeit; sie will freie Lieblingsplätze des Herzens; mit jedem Eigensinn, mit jeder Abwechslung des Glückes der Liebe fodert sie Freunde und Geliebten. In den Gedichten eines Ordensmannes findet man dergleichen selten. Dankbar feiert Balde z. B. das Andenken seines Lehrers<sup>a)</sup>; er hat Landsleute, Bekannte, Mitgenossen, Neider, Verehrer, schriftstellerische Freunde und Feinde, mit denen er scherzt, oder zanket, die er lehrt, tröstet, ermahnet; nicht aber (seltenes Glück auch unter bürgerlichen Geschäften) ein andres Ich, einen untheilbaren, unabwendbaren Freund des Lebens.<sup>34</sup> Freund = Kind = Weib = selbst fast Personlos fährt er auf dem Schiff des Ordens und der Kirche durchs Leben —

Endlich freuet es mich, daß ich bei unserm Dichter den höchsten Verlust nicht anführen darf, den mancher Ordensmann litt, den Verlust seiner selbst, mit allem, was dazu gehöret. Zwar hat er die erste Woche der Uebungen des heiligen Ignaz auch beschrieben<sup>b)</sup> und zu seinem Orden als zu den Inseln der Seligen eingeladen<sup>c)</sup>; seine Philomele sowohl, als seine Urania singen sehr mystische Töne; auf eine eigentliche Verschraubung<sup>35</sup> der Sinne ist es indessen bei ihm nicht angelegt; und man bedauert in seiner Asche den Dichter, dem zuletzt dergleichen süße Quaalien ohne Gegenstand und innern Werth Labfal werden mußten. — Gnug von den Nachtheilen; laffet uns auch einige Vortheile bemerken, die der Orden damals seinem Dichter gewährte.

## 7.

Der erste Vortheil ist Gewißheit der Regel. In einer Zeit, wo alles zu schwanken scheint, wo man mit einer groben Probabilität fast an jedem Grundsatz der Moral künstelt oder

a) Lyr. L. II. Od. 50. Laus posthuma Jac. Kellerei, defuncti Anno 1631. ab auctore piis manibus impensa 1640.

b) Sylv. lyr. L. VIII. Od. 9.

c) Sylv. L. VII. Od. 8. Das Säkulargebicht über die Erhaltung des Ordens erscheint in der mitfolgenden Nachlese.

zweifelt, kommt uns aus dem Munde eines Jesuiten diese Gewißheit nicht eben unrecht. Der feste Ton, in welchem der Dichter Würde, Tugend, Pflicht, und die ersten Verhältnisse des Lebens singet, weckt uns auf, kehrt unsern Blick in uns selbst, predigt<sup>36</sup> uns Besitz unsrer selbst, Zucht, Lehre. In Balde tönt diese katonische Stimme ernst und lieblich; er ist voll der bestimmtesten Anweisungen zum Gebrauch des Lebens.

Der zweite Vortheil, den ihm der Orden gab, ist sein schneidender Blick auf die politischen Verhältnisse und Verwirrungen der Staaten. Nicht siehet er kriechend auf diese von unten hinauf, sondern von oben auf sie hinunter. So spricht er über Pflichten der Regenten, der Prälaten, der Hofleute, der Minister, der Feldherren, der Krieger; so über das Elend des Krieges, über die Nothwendigkeit des Friedens. Man hört die Stimme aus einem Institut, das gewohnt war, Staaten zu regieren.

Der dritte Vortheil, den unserm Dichter sein Stand gab,<sup>37</sup> ist die vornehme Absonderung, in der er sich gegen alle drückende Verhältnisse fühlet. Selbst zu seiner Kirche spricht er als ihr Verbündeter; ein Standort, der der lyrischen Dichtkunst sehr angemessen ist, in der Anwendung aber vielen Mißbräuchen ausgesetzt war, und als die Zeit gekommen war, den Orden an den Rand des Verderbens brachte. Er ist gefallen; seine Hülle hatte sich überlebt und schien zuletzt selbst der Barbarei ähnlich. Sein Geist aber ist so lange unvertilgt, als es Menschen giebt, die andre leiten, und Menschen, die von andern geleitet werden. Je reiner, sanfter und erspriechlicher dies geschieht; desto edler. Hülfe dazu allenthalben die Stimme der Musen! —

## 8.

Selbst der Mann. Nicht Orden, Stand, Regeln, Sprache und Uebung schaffen den Dichter, ob sie ihm gleich helfen oder ihn<sup>38</sup> sehr behindern können, sondern der Genius; eine glückliche Natur

mit einer glücklichen Kunst vereinet. Wir wollen hierüber unsern Dichter hören\*):

„Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die größten Gesezgeber der Dichtkunst gegen ihre Regeln am meisten selbst sündigen. Hebammen anderer, mißgebären sie selbst; sind bald zu kühn, bald zu furchtsam. Wilde dir nicht ein, daß dein Pfeil das Ziel treffen müsse, weil du zu zeigen vermagst, daß es erreicht werden könne. Ein andres ist, Waffen schmieden; ein andres, die Waffen recht wissen zu gebrauchen. Beschwert mit zu vielen Regeln klemmt man sich in der Enge und kann nicht hindurch; man zittert abergläubig vor seinen eignen Idolen, und zankt mit Sylben oder Namen, als ob sie die Sache wären. Indeß ermatten die Kräfte, der fröhliche 39 Reim erstirbt, die blühende Heiterkeit eines glücklichen Gedankens, der wie durch eine Eingebung leicht und lebendig hervortreten sollte, ging verloren.“

„Ein Dichter werde! mein Crescentius, kein Versificator; nichts ist niedriger, als diese Gattung Menschen. Sie füllen Wände, den Fußboden selbst beschreiben sie mit ihren Versen; Wiegen und Gräbern stellen sie nach; bis zum Heiserwerden besingen sie Lebendige und Todte. Die Thoren! Sie halten sich glücklich, weil sie flink sind. Unwissenheit, nicht Grazie, ist die Fertigkeit, deren sie sich rühmen. Die wahre Kunst dichtete nie zu schnell, nie zu langsam.“

„Nicht alle Wissenschaften werden auf gleiche Art erfaßt. Einige sind Dein, wenn du von ihnen einen hellen Begriff hast; so z. B. wirst du ein Aristoteliker, ein Platoniker, wenn du 40 des Plato, des Aristoteles Lehrgebäude klar und deutlich inne hast, wenn du es vertheidigen kannst, und zu deinem Gebrauch anwendest. Deßhalb aber darfst du diese Systeme nicht erfunden haben; du darfst keine Probleme schreiben, wie Aristoteles, keine Gespräche, wie Plato. Mit der Dichtkunst ist es anders. Wisse die Ilias, Aeneis und Thebais, wisse die Metamorphosen und

Pharsalien, ja die ganze Encyclopädie der Dichter auswendig, und verstehe sie genau; dies klare Verständniß macht dich zu einem guten Ausleger, zu einem gelehrten Commentator, nicht aber zum Dichter. Dem Commentator liegt das heilige Dunkel der Dichter wie im Mittagsglanze vor Augen; er zählt die Verse auf den Fingern her, erklärt ihren Nachdruck, setzt ihre Dichtungen aus einander, als ob er sie erfunden hätte. Laß ihn erfinden, laß 41 ihn dichten; hier ist seine Kunst zu Ende. Er schreibt vom Lorbeer; er erkämpft sich aber keine Lorbeerkrone. Hier gilt es nicht, ein Virgilianer, wie dort ein Aristoteliker, zu seyn; du mußt selbst ein Virgil werden, damit deine Statue neben der Seinigen stehe und dein Gedicht wie das Seinige auf menschliche Gemüther wirke. In der Philosophie sucht man Wahrheit, nicht Neuheit; die Poesie will neues Vergnügen, neue Dichtung, sie will Selbsterfindung. Wir sollen Muster nachahmen, daß wir selbst Muster werden. Der Wein der Alten soll in unserm Kelch mit neuer Anmuth duften.“

„Hier liegt die Sache. Verlässest du die ausgetretenen Fußtapfen deiner Vorgänger nicht: so bleibst du ein Nachwandler, ein Nemo. Man wird Dir sagen: „in Horaz, Virgil, Lucan habe ich längst dasselbe gelesen; wozu also es noch einmal sagen?“ Als 42 einem Räuber fremder Gedanken und Worte wird man Dir ein Kreuz vor die Thür stellen, und Du hast verdient. Blos fremde Gedanken und Worte borgen, nichts Eigenes wagen, nichts selbst ausdenken, auch sogar keinen eignen Ausdruck; wahrlich das zeigt ein dürftiges Gemüth, einen Sklaven und Bettler an, nicht einen Freigebohrnen und Dichter.“

„Bei den Griechen heißt der Dichter ein Schöpfer. Er schafft sein Werk wie Gott die Welt schuf, aus dem Nichts; mächtig rufet ers aus sich selbst hervor, und stellet es als eine Welt dar, in Ordnung und Schönheit. Vom Redner braucht man schon nicht diesen Ausdruck des Schaffens; man sagt, er componire. Bringest du also, Kraft einer glücklichen Natur, aus deinem eignen Garten nicht lebendige Blumen hervor, sondern

a) Dissert. de studio poetico. T. III. p. 5. seq.

läufft umher, sie aus andern herüberzupflanzen; so bist Du ein 43 Dieb fremder Gärten, indeß der Deinige Disteln und trauriges Moos trägt.“

„Werden wir nicht aber zur Nachahmung der Alten gewiesen?“ Allerdings. Wir sollen sie genießen, aber auch verdauen, und in unsern Nahrungslast verwandeln; nicht wie Polyphem ihre Phrasen in Stücken von uns geben. Siehe den Claudian. Er lebte vierhundert Jahre hinter dem goldenen Zeitalter; er hat alle große Dichter gelesen, und ohne Zweifel in sein Blut, in seinen Lebenssaft verwandelt; deßhalb aber sehen wir nicht, daß er diesen Theil seiner Poesie dem Virgil, jenen einem andern schuldig sei. Seines erworbenen Reichthums bedienet er sich als Herr, als Eigenthümer; und bedarf einer alten Zeitgenossenschaft nicht. Catull hat ein Epithalamium gesungen, Statius 44 auch, Claudian auch. Ein Paris urtheile, wem unter den Dreien der Apfel gebühre; ich möchte ihn hierinn fast dem Claudian reichen, so wie ich sonst nach Virgil vor allen andern dem Statius den Platz einräumen möchte.“

„Aus diesem allem wirst du leicht abnehmen, Crescentius, daß ein neues, seltnes, schönes Gedicht, das ohne stolzen Aufwand gelehrt, ohne Schminke gepußt, geglättet ohne Ziererei, auf der Waage des Wises und gesunden Urtheils richtig abgewogen — daß ein solches Gedicht, wenn es aus dem angenehmen Dunkel tiefer Empfindungen anmuthig emporsteigt, eine nicht so gar leichte Sache sei. Durch seine anscheinende Leichtigkeit reizt es zur Nachahmung und täuscht den Nachahmer mit vergeblicher Mühe; in gemeinen Worten sagt und bedeutet es mehr, als ein anderes in den ungewöhnlichsten Worten sagen könnte. Nothwendig 45 aber muß man, um es hervorzubringen, im Styl geübt seyn: denn hättest du alle Poeten inne, und Dir aus ihnen eine Menge von Worten gesammelt, kenntest aber die Gewalt, die Ordnung, den Genius, die Abwechslung und Mischung der verschiednen Gattungen des Styls nicht, wüßtest sie auch nicht Deiner Materie, der Natur der Dinge, der Zeit, den Personen, dir selbst und

jedem Affect des andern anzumessen; so wird immer ein Chaos aus deiner Schöpfung werden. Du wirst dem Citherschläger gleichen, der sich für einen Orpheus ausgab, und sein Instrument nicht zu stimmen mußte.“

„Laß uns z. B. von Horaz reden. Seine Oden gelten als Muster aus dem verehrten Alterthume, und von allen Gelehrten wird ihr glänzender Ausdruck, ihr Salz, ihre Scherze, ihre mannichfaltige Anmuth und Zierde empfohlen; sie fließen sanft ins 46 Ohr, in ungesuchter Grazie, in Müheloser Lieblichkeit und Schönheit. Auch wo sie anstoßen, thun sie es mit einer lebenswürdigen, gesuchten Nachlässigkeit. So sagt man, und dies müssen wir glauben. Täglich also ergreifen auch die kundigsten Meister sein Saitenspiel, irren hie und da auf demselben leicht umher, und singen Horazisch. Ob Horaz aus bloßer Liebe zur angenehmen Ruhe sich nicht immer ganz, wer er sei, habe zeigen, ob er seinem Saitenspiel nicht alle Sorgfalt habe widmen wollen, die ihm gebührte? So viel ist gewiß, daß ihm zuweilen sehr laue Verse entwichen, die, wenn sie ein Neuerer geschrieben hätte, schwerlich also bewundert und gepriesen würden.“ —

„Wie nun? hat uns sein großer Ruf unser freies Urtheil, unsre Wahl benommen? Sollen wir blos verehren, seine Phrasen 47 als Heiligthümer umhertragen, seine lyrischen Wendungen unablässig wiederholen? Auch dann werden wir, wenn wir die Gracismen abziehen, bald mit ihnen fertig seyn: denn unermesslich ist dieser Hausrath nicht.“

„Wie nun? Entweder also muß Horazens Nachahmer dieselben Artigkeiten immer wiederholen, und seinen Dichter gleichsam nur parodiren; da wird man ihm denn mit Recht sagen: „das habe ich hundertmal gehört! das steht im Horaz besser!“ Oder er muß sein Vorbild verlassen, und seines Weges gehen; er muß sich

a) Hier führt Balde ein Verzeichniß Horazischer Ausdrücke an, die theils vorzüglich glücklich sind, theils in aller Nachsinger Munde waren. T. III. p. 15. Im Deutschen könnte man eine gleiche Phraseologie anführen.

über das Gemeine hinwegschwingen, wenn blöde Augen ihn auch aus dem Gesicht vertriehen sollten, und hiebei die Stimme der Aristarchen nicht achten.“ —

So dachte unser Dichter, und giebt seinem Lehrlinge nach 48 Worten des Horaz in seinen Sermonen und Briefen einzelne vor-  
treffliche Lehren<sup>a)</sup>). Wir wissen also, welche Norm er sich selbst vorhielt; mit ihr wollen wir seine eignen Gedichte durchgehn, wie er sie selbst geordnet zu haben scheint<sup>b)</sup>).

## 9.

Gleich dem Horaz hat Balde seine lyrischen Gedichte in vier Bücher und Ein Buch Epoden geordnet<sup>c)</sup>). An Zahl der Gesänge übertrifft er den Römer bei weitem, vielleicht auch an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und an dem, was man genialische Composition nennen könnte; natürlich aber steht er ihm in sehr wesentlichen Dingen nach.

Zuerst an Reichthum eines gegenwärtigen Lebendigen 49 Inhalts. Alle Gesänge der Liebe, die Horaz entweder nach griechischen Vorbildern oder aus eignen Veranlassungen dichtete, und in welche er die größte Abwechslung von Situationen brachte, gehen bei unserm Dichter in ein andächtiges, zärtliches Lob der heiligen Jungfrau zusammen, auf welche er zwar allen Schmuck der Dichtkunst legt, indem er sie bald als Mutter, bald als die Liebe selbst, bald als seine unsterbliche Hoffnung, als Göttin und Muse, als Diana, Hygiea, die Himmelskönigin, die Schutzzöttin seines Landes singet; mit Allem aber kann er nicht verhindern, daß sie blos ein Ideal bleibe. So stehen auch seine heroisch-lyrischen Gesänge an Größe des Inhalts, nicht an Genie und Kunst, den Römischen nach. Sein Mün-  
chen konnte er nicht in die Hauptstadt der Welt, Rom; seinen 50 großen Maximilian nicht in einen Cäsar-Augustus umschaffen;

a) T. III. p. 18.

b) Jac. Balde poemat. Colon. 1660.

c) T. I. Lyric.

die Herrlichkeit der römischen Welt, die Reihe großer Thaten, die Rom vollführt, die Charaktere, die es gezeigt und erprobt hatte, blieben seiner Nordischen Herrlichkeit überlegen, selbst wenn er bis zu Skanderbeg, Johann von Oesterreich und Hunniades hinaufstieg, und dazu noch aus England den Thomas Morus borgte<sup>a)</sup>). An einem Mäcenat des Horaz fehlte es ihm in Deutschland ganz und gar; so wie an einem Virgil, Tibull u. a. als 51 Zeitgenossen und Freunden<sup>b)</sup>). Die Nachtigall seiner Gesänge sang in einer schönen, aber waldigten Wüste. Ueberdem waren die Zeiten des dreißigjährigen Krieges gewiß nicht so reich an fröhlichem Inhalt zu allen Gattungen der lyrischen Dichtkunst, als die Zeiten des Horaz unter Augustus; es waren Zeiten, die wie Logau sagt, eher beheult als besungen werden mochten. Seine Muse genoß auch nicht der seligen Muse, der vornehmen Bequemlichkeit des Lebens, und wenn ich so sagen darf, der feinen Lusternheit des Geschmacks, die des Horaz lyrische Gedichte so anziehend macht. 52 Alcäus konnte er also wohl, in diesem allen aber Flaccus nie werden; am wenigsten durfte und wollte er sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. —

Zweitens. Also steht er Horaz durchaus auch an Feinheit des Griechen- und Römergeschmacks, im Genuß der großen Welt und in jener Quiriten-Würde nach, die außer der Römischen keiner Nation erreichbar war, und von diesem

a) Lyr. L. I. Od. 3. 39. 40. 41. Terpsich. p. 15.

b) Es wird hiemit nicht gesagt, daß es Bayern damals an Männern gefehlt habe, die eines Balde werth waren. An Andreas Brunner, von dessen Bayerischen Geschichte (Annales virtutis et fortunae Bojorum, Monach. 1624—37. Voll. 3.) die Leibnitz mit großer Achtung (Leibnit. praefat. in Adlzreiteri annales Boicae gentis, Leibnit. opp. T. IV. p. 64.) seiner Ausgabe von Adlzreiters Bayerischen Annalen beigefügt hat, hat er mehrere Eiden gerichtet. So an andre merkwürdige Männer, wie insonderheit die Vorreden zu seinen lyrischen Wäldern zeigen. — Ist die Alemannis, die er in der Vorrede zum 5ten Buch der Wälder (T. I. p. 406.) anführt, gedruckt erschienen?

Ordensmann nicht nachgeahmt werden wollte. Dem Libertinismus des Horaz in der Denkart war nicht nur seine Regel, sondern auch sein Charakter zuwider. Dagegen, was moralisch groß und schön, oder heilig = lieblich und wohl lautend ist, Deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige oder thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiern, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er kann <sup>53</sup> und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir, in und außer Horazens Weise, für unsre Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf.

Auf die Oden und Epoden folgen, nach der Zahl der Musen, neun Bücher poetischer Wälder<sup>a)</sup>, voll des verschiedensten, oft eines sehr angenehmen Inhalts, mit wachsendem Reichthum; die drei letzten Bücher sind die reifsten und stärksten. Was Horaz in Sermonen und Briefen, was Statius und andre nach ihm, in sogenannten Wäldern abzweckten, nämlich eine Mannichfaltigkeit von Sachen in einer leichten, gleichsam nur hinwerfenden Manier, das findet sich auch in diesen fast überreichen neun Büchern; alles in lyrischer Weise. Offenbar wars diese Weise, <sup>54</sup> die unserm Dichter am besten gelang; sie ist auch die abwechselndste und angenehmste.

Das erste Buch der Wälder enthält Jagdgedichte in Thesen und Antithesen, beschloffen mit einem lyrischen Gespräch zwischen der Diana und Pallas, und einem Jagddithyrambus<sup>b)</sup>.

Das zweite enthält Schäfer- und Bienengedichte, geistlichen Inhalts, hie und da nicht ohne kindische Anwendung. Die Parthenien dieses Buchs sind Botschaften der Liebe und Andacht an die heilige Jungfrau, in Gedichten von den leichtesten Füßen, wie es Boten der Liebe oder eilenden Bitten geziemet<sup>c)</sup>.

a) T. I. p. 307.      b) T. I. p. 331.  
c) T. I. p. 340 — 70.

<sup>55</sup> Das dritte Buch enthält Gedichte über die Sitten des alten und neuen Deutschlands, deren Verfall der Dichter im mildesten, das ist, dem Sapphischen Sylbenmaße beklaget<sup>d)</sup>.

Das vierte Buch enthält Klagelieder über den damaligen Zustand und die Verwüstung Deutschlands, voll Seufzer und blutiger Thränen<sup>e)</sup>.

Das sechste Buch, Wettkampf eines Riesen und Zwerges ist seiner nicht vollkommen werth; so wie ihm auch im achten Buch, genialia betitelt, nicht alle Scherze gleich gerathen. Uebrigens sind die Bücher fünf, sieben, acht, neun voll des lebendigsten In- <sup>56</sup>halts; das letzte Memmiana genannt, enthält außer den sinnreichsten Einkleidungen zum Lobe dieses Staatsmannes die feurigsten Gedichte über Krieg und Frieden<sup>f)</sup>.

Wenn ich den Inhalt dieser Wälder durchlaufe, und den ungeheuren Aufwand von Geist, Witz, gesundem Urtheil, gutem Willen, feurigen Wünschen, und einer Heldenkraft von Patriotismus betrachte, der in ihnen vergraben und verscharrt liegt; Stimmen, die niemand hörte, niemand hören mochte: so kann ich in die Wälder Deutschlands nichts als den Chorlaut der Threnodieen unsres Dichters rufen: eheu! Und mit hundertfacher Stimme antwortet der Nachhall: eheu!

## 10.

<sup>57</sup> Der zweite Band der Baldischen Werke enthält heroische d. i. Hexametergedichte, und ein Drama. Die ersten, über Geburten und eine Hochzeit fürstlicher Personen habe ich nicht gelesen; nach Morhofs Polyhistor, der in seiner Hyle poetischer Erfindungen Manches aus ihnen anführt, mögen sie viel Artiges enthalten, wie denn unserm Dichter sein Bilderreicher Genius wohl in keiner Materie verlassen konnte<sup>g)</sup>.

Es folgt ein Froschmäusekrieg in fünf Büchern, nach den damaligen Zeitumständen, den ich auch nicht gelesen habe, weil

a) T. I. p. 371 — 386.      b) T. I. p. 387 — 405.  
c) T. I. p. 406 — 669.      d) T. II. p. 1 — 57.



ohne Zweifel eine genauere Kenntniß kleiner Zeitverbindungen und einzelner Personen zu seinem Verständnisse gehört, als ich mir zu erwerben Muße habe<sup>a)</sup>. An satyrischer Laune fehlte es unserm Dichter nicht, und daß diese Epopee ihm am Herzen gelegen, erhellt daraus, daß er sie nicht nur mit einer lateinischen Uebersetzung der griechischen *Batrachomyomachie*, sondern auch mit einer Synopse ihres Inhalts, und wider seine Gewohnheit mit einer ethisch-politisch-polemischen Nutzenanwendung begleitet hat. Sollte sie nicht im vorigen Jahrhundert ins Deutsche übersetzt und durch einen historischen Schlüssel erläutert seyn? Man liebte damals dergleichen satyrisch-politische Schriften.

Die *poësis Osea*, oder das Landdrama über die Uebel des Krieges und das Gute des Friedens in alt-Italienischer Baurensprache<sup>b)</sup> zeigt von der sonderbaren Gewandtheit unsres Dichters in Erfassung jeder Verschiedenheit des Stils der lateinischen Sprache. Aus *Ennius*, *Lucius Pomponius Atellanus* u. a. brachte er soviel alte Worte zusammen, als er nicht nur zu diesem seinem Zweck für Gegenstände seiner Zeit nöthig hatte, sondern daß er sogar seine heilige Jungfrau *Oscis* mit zwei *Dithyramben* in dieser Mundart begrüßen konnte<sup>c)</sup>.

Die Vorrede an *Memmius* zeigt, mit wie dankbarem, freudigem Herzen er dessen freundschaftlichen Brief aufgenommen hatte; eben aber diese Freude zeigt auch, wie selten dem Dichter in seiner Gegend eine so Theilnehmende Stimme gewesen. Nicht lange dauerte dieses für *Balde* aufmunternde Verhältniß: denn sein *Memmius* (*Claude de Mesmes, Comte d'Avaux*) dem er nur bei dessen Friedensgeschäft in Deutschland bekannt geworden zu seyn scheint, starb ein paar Jahre nachher, 1650<sup>d)</sup>. *Balde*, 60 der an ihm seinen einzigen, in der Ferne spät gefundenen Schatten = *Mäccenas* verloren hatte, fand ihn in Deutschland nicht wieder.

a) T. II. p. 58 — 206.

b) T. II. p. 207 — 288.

c) T. II. p. 289 — 295.

d) Fragment. funebris elogii piis Manibus Claudii Memmii T. II. p. 303.

Fortan bekommen die Arbeiten unsres Dichters mit einem herberen Geschmack auch eine traurigere Gestalt; die wenigsten des dritten und vierten Theils habe ich ganz durchlesen. Nach einer Dissertation über das Studium der Poesie<sup>e)</sup>, aus der eine Stelle angezogen worden, folgen Satyren gegen die Stutzer, (*torvitatis encomium*)<sup>b)</sup>; gegen die Stümper in der Arzneikunst (*medicinae gloria per satyras XXII. asserta*)<sup>c)</sup>, gegen den Mißbrauch des Tabacks, (*contra abusum Tabaci*)<sup>d)</sup>, eine satyrische Apologie der feisten Wänste (*antagathyrus, apologia pinguium*)<sup>e)</sup>, die in vielen Stellen nichts weniger als fein ist.

Eben so wenig ist der *Agathyrus* selbst, vom Lobe und Wohlstande der dürren Gesellschaft<sup>f)</sup>, welche Schrift *Balde* mit einer Deutschen Vorrede, einem Gespräch, sieben Uebersetzungen und einer Schatzkammer fremder Sprüche, offenbar zu reichlich und seiner Ehre zuwider ausgestattet hat. Man sieht aus diesen Aufsätzen, welche Sprache, welche Scherze damals im gemeinen Deutschen Leben, also auch in dieser magern Gesellschaft galten.

Das große Gedicht *Eitelkeit der Welt*, (*de vanitate mundi*)<sup>g)</sup> enthält alles, was über diese traurige Materie gesagt werden kann, wiederholt in allen Sylbenmaßen. Ein feierlicher Glockenton fängt an; ein hüpfender Skazon schließt. Sechsfach wird jede Strophe dem menschlichen Gemüth zugetönet; wer sie nicht in Einer Weise vernehmen kann, fasse sie in einer andern<sup>h)</sup>. Sonderbar muß dem Dichter dies Thema am Herzen gelegen haben: denn er ist alle Gegenstände in ihrer Wichtigkeit durchgegangen; die Welt wird uns durch ihn völlig eine Wüste.

Die Zuflucht, die er uns dagegen anweist, zieht unsre Brust noch enger zusammen. Es ist ein Olympischer Gesang an die heilige Jungfrau in sechs und dreißig Strophen<sup>h)</sup>. Ein Pro-

a) T. III. p. 3 — 50.

b) p. 50 — 87.

c) p. 88 — 159.

d) p. 160 — 188.

e) T. III. p. 189 — 252.

f) T. IV. p. 199 — 365.

g) T. IV. p. 3 — 198.

h) T. IV. p. 366 — 422.

testant hat es der Mühe werth gehalten, den ganzen Gesang, Strophe nach Strophe, auf den Sohn der Ebenedieten 63 anzuwenden<sup>a)</sup>. Er scheint viele Wirkung auf die gemacht zu haben, für die er damals und zunächst gemacht war; in ihm herrscht eine fürchterlich-ernste und glühend-zärtliche Andacht. Ein Todtentanz, „wie Glück und Unglück neben dem Tode über menschliche Sachen gewaltig herrsche,“ in kurzen Strophen, offenbar auch fürs Volk geschrieben, beschließt diese lateinisch-deutschen Gedichte<sup>b)</sup>.

Armer, einsamer, trübsinniger Dichter, ist das der Zweck des menschlichen Lebens, zuletzt also umher zu blicken, und wie in einer schauerlichen Wüste zu sterben? Ist das der Zweck einer 64 Menschenfreundlichen Religion, oder einer religiösen Gesellschaft, uns dergestalt in die Enge zu bringen, daß uns zuletzt alles Trug und Täuschung, oder gar Ekel und bitterer Ueberdruß werde? Ist dem also? oder zeigt nicht vielmehr ein solcher Ausgang des Liedes, daß das Lied selbst in einem überstrengten Ton angestimmt gewesen, da viele sogenannte Heiden über das Leben gesunder gedacht, nützlich darinn gewirkt, es fröhlicher genossen und geendet haben. — —

Es folgt ein Ehrentempel, Ferdinand dem Dritten in Emblemen errichtet und mit versificirten Sprüchen begleitet<sup>c)</sup>. Sodann eine Philomele, die ihre Liebe zum leidenden und sterbenden Erlöser in sehr zarten, abwechselnden Tönen besingt; ach aber, warum besinget sie solche unter den Fesseln kirchlich-gesetzter 65 Stunden und Gebräuche? Philomelens Gesang an ihre Schwester Progne endet diese Abtheilung<sup>d)</sup>.

a) „Reformirter Ehrenpreis, darinn die hochgelobte Jungfrau Maria die ihr vom Jesuiter Jakob Balde angebotene göttliche Ehr ihrem Kind Jesu, dem solche allein zuständig, überreicht. Rosetum Parnassium, aut. Jo. Ulr. Erhard. Stuttgart 1674.“ Mehrere Baldische Gedichte, lateinisch und Deutsch sind hier parodiret.

b) T. IV. p. 423 — 32. c) T. IV. p. 433 — 486.

d) T. IV. p. 487 — 548. Terpsichore S. 393.

Die Tochter Jephtha's, ein Trauerspiel, schließt die ganze Sammlung Baldischer Gedichte<sup>e)</sup>. Es ist im Geschmack des Seneca verfaßt, voll kühner Charaktere und starker Sentenzen; festgehalten und streng geendigt. Die Tochter Jephtha's wird geopfert. Bekannt ist, daß ein anderer, sehr berühmter lateinischer Dichter, Buchanan, denselben Gegenstand behandelt hatte; Buchanan reiner in der Sprache, Balde Genievoller und stärker. Für uns ist diese Geschichte wohl nicht anders, als in einem Gesangs- 66 brauchbar; zu einem solchen leihen Buchanan und Balde treffliche Stellen. Bei Balde ist ein Knoten der Liebe mit eingewebet, der dem Ganzen viel Interesse giebt; nur müßte bei einer lyrischen Umarbeitung dieses Stückes für uns nothwendig die lindere Auslegung dieser Geschichte gelten. Die Tochter Jephtha's müßte, wie die griechische Iphigenia, von der Hand weder des Priesters noch des Vaters, eines abscheulichen Opfertodes nicht sterben.

Noch liegen zwei besondre Werke von Balde vor mir, über die, wenn sie seine einzigen wären, manches zu sagen seyn möchte; jetzt verlieren sie sich in der Menge seiner andern Productionen. Maximilian I. eine Art Cyropädie<sup>f)</sup>. Es ist, wie Boethius Werkchen, in Prose, untermengt mit Versen allerlei Sylbenmaasses, 67 geschrieben. Thaten und Tügte aus dem Leben des Kaisers sind zum Grunde gelegt, nach einem System geordnet, und auf geistige Tugenden emblematisch gedeutet. Gedankenreich ist das Werk; viele Verse in ihm sind schön; der ganze Zweck löblich; eine natürliche Ansicht der Dinge aber, und Xenophons Einfalt wird man in ihm nicht erwarten.

Das Buch, durch welches Balde sich dem Papst Alexander VII. empfahl, und wofür dieser ihm eine goldne Ehrenmünze zusandte, ist, meines Wissens, das letzte, das er geschrieben, seine

a) T. IV. p. 549 — 700.

b) Maximilianus I. Austriaeus redivivus, ex edit. Hieronym. Langenmantel, August. 1679.

Urania die Siegerinn<sup>a</sup>). Die Ehrenmünze weihte der alte Dichter der heiligen Jungfrau<sup>b</sup>); den Papst aber hatte Er frühe und persönlich selbst in seine Gunst genommen, da dieser als Prälat Chigi zu den Westphälischen Friedensunterhandlungen reisete. Er hatte ihm damals sehr zarte Lobesgedichte gewidmet<sup>c</sup>). Die Urania, die der Papst schwerlich wird gelesen haben, ist ein moralisch=mysstisches Lehrgebäude in mancherlei Einkleidungen, durchaus in Elegischen Briefen. Jede Macht und Kunst, ja jedes Vergnügen unsrer Sinne wird von dem Künstler, der für diesen Sinn arbeitet, gepriesen; Urania zerstört jedem Künstler seinen Ruhm, jedem Sinn seine Freuden; sie will die Seele des Menschen, geläutert von jeder täuschenden Einbildung, zum Himmel erheben. Ein hartes, im Grunde unpoetisches System! Da es aber in Briefen, für und wider jede Sinnlichkeit vorgetragen ist: so sind Stellen und Einkleidungen in ihm sehr schätzbar.

Wie viel Mühe und Fleiß hat unserm Dichter sein poetischer Lorbeer gekostet! wie viel unnöthige Mühe hat er an manche Gegenstände verschwendet<sup>d</sup>)! Solch einen Nachtheil bringts, in einem böotischen Lande geboren und unterrichtet zu seyn, nach einem angenommenen übeln Geschmack lehren zu müssen, unter Zeitumständen eines geistlichen Enthusiasmus, eines politischen Fanatismus zu leben! So viel Nachtheil bringts, eine ungebildete, ja eine gröblich=missgebildete Muttersprache vor und um sich zu finden, in welcher man doch sprechen und wenigstens alltägliche Dinge denken muß, wenn man gleich in ihr nicht dichtet oder geistige Dinge denkt! Ja endlich, so viel Nachtheil bringts, in einer

a) Balde Urania victrix. Monach. 1663.

b) Baile Wörterbuch, Artif. Balde aus Sotwells Bibliotheca scriptor. Societ. Jesu.

c) Sylv. L. IX. Ode 17. Terpsich. S. 116.

d) Es giebt noch andre Gedichte unsres Autors, die mir nicht zu Gesicht gekommen sind. Sein paradoxon musicum z. B., seine aegritudinem sanam, s. solatium societatis podagricaе, seine satyram de eclipsi solari 1645. u. f. habe ich nie gesehen.

70 fremden Sprache die innersten Empfindungen seines Herzens ausdrücken zu müssen; sie bezaubert uns mit Wortformen eines Mysticismus, zu dem man in Vorstellungen der natürlichen, treuerzigen Muttersprache schwerlich gelangt wäre. Wie leichter wurde Griechen und Römern der Kranz der Unsterblichkeit in ihrer natürlichen Gedankenweise!

## 11.

Daß die Poesieen unsres Dichters von allen gleich aufgenommen seyn, ist nicht zu erwarten. Protestanten und Katholische, seine damalige Zeit und die Nachwelt denkt über sie anders.

Liebgewinnen konnten sie z. B. die Protestanten nicht, deren Glaubens= und Kriegsanführer vom Dichter mehrmals hart 71 behandelt waren; überdem war damals Alles, was Jesuit hieß, den Protestanten mit Recht gehaßt oder gefürchtet. In Ländern, in denen die Deutsche Sprache weiter fortgerückt war, dorste man Deutsche und Bayerische Scherze, wie Balde sie gab, mit Recht auslachen oder verachten. Auch in der lateinischen Poesie hatte sich in Holland mehr als Ein Siebengestirn glänzend=classisch gezeigt, das vest an einander hielt, und dem bei aller ihrer genialischen Leichtigkeit und Wärme Balde's Gedichte unclassisch scheinen mußten. Sie, diese kältern Bataver gingen nämlich nicht so wohl auf Gedankenfülle, auf eigenthümlichen lyrischen Flug, auf eine neue mächtig zu erregende Wirkung aus, die ihnen ihre ruhige und Ruhmvolle Lage nicht nöthig machte; sondern auf reine, zierliche Wortformen und Weisen. Ihnen war also Balde nicht da; in seinen Gedichten finde ich nur von Barläus und Neuhaus 72 (Nihusius) ein paar freundschaftliche Spuren<sup>a</sup>). Vom ersten erscheint ein Gedicht an Balde selbst<sup>b</sup>), dessen er auch in seinen

a) An Barläus ist die starke Ode (Sylv. L. IX. Od. 12. Terpsichore S. 199.) an Neuhaus die Verwandlung des Saitenspiels (Sylv. L. IX. Od. 28. Terpsich. S. 282.) an den ersten auch sein Abdolonymus (L. VIII. Od. 3.) gerichtet.

b) T. I. p. 670.

Briefen rühmlich gedenket<sup>a)</sup>). Sonst lassen ihn unter den lateinischen Dichtern sogar manche Literatoren aus, als ob er gar nicht gelebt habe. — Allgemein indeß war dies bei den Protestanten nicht der Fall; worüber ich außer Barläus nur den einzigen Morhof zum Zeugen anführe<sup>b)</sup>). Caldenbach hat unter seinen Oden ihm Eine derselben Achtungsvoll zugeeignet<sup>c)</sup>); Andreas Gryphius hat einige Stücke von ihm in deutsche Alexandriner übertragen<sup>d)</sup> u. f.

Unter seinen Glaubens- zumal Ordensgenossen stand Balde desto höher. Masenius, Balbin u. a. geben ihm nebst Sarbiew unter den neueren lateinischen Oden dichtern die erste Stelle; und ich glaube, keine Jesuiten-Schule in Deutschland wird ihm diese streitig gemacht haben. Für die Schulen des Ordens waren seine Gedichte vorzüglich eingerichtet; wegen seines überschwänglichen Reichthums an Sylbenmaassen, Gedichten und Materien war aus ihm und aus Masenius das Meiste zu lernen. Einige lateinische Poeten haben sich ganz nach ihm gebildet; ihn daher auch in Oden<sup>74</sup> und in Prose hoch gepriesen<sup>e)</sup>). Der Herausgeber seines Maximilians sagt kurz und kräftig, „daß Balde das Königliche des Maro, das Fruchtbare des Naso, das Hohe des Statius, das Gewichtige des Seneka, das Beißende Juvenals, die Scherze Catulls, die Fülle des Horaz, nach dem Zeugniß und mit dem Beifall des ganzen Europäischen Helikons in sich vereine;“ womit denn Alles gesagt ist. Auch außer dem Orden ehrte man ihn;

a) Barlaei epist. CCCCLXVII. und CCCCLXXXVII. Unter andern sagt Barläus: restituiisti nobis lyram neglectam diu et intermissam, vt jam merito vocari possis lyricorum scriptor aut potius Boiorum fidicen lyrae, vt ad Horatii verba alludam. (Geschrieben im Jahr 1644.

b) Morhof. Polyhist. citirt und lobt ihn öfters. S. die Register.

c) Caldenbach. lyric. 1. 3. p. 185. Brunsberg. 1651. ad Jacob Balde, Lyricum insignem.

d) Andr. Gryphii poetische Wälder Th. 2. S. 21.

e) z. B. Adam Widl. lyric. (Bamberg. 1760.) Der auch seinen Tod besungen hat. L. II. Od. 2.

der Cardinal Fürstenberg, Bischof von Baderborn, nimmt, da er nach Italien ging, unter Deutschlands Dichtern und seinen Freunden auch von ihm Abschied<sup>a)</sup>).

75 Jetzt haben die Zeiten Alles verändert. Der Jesuitenorden ist aufgehoben, und mit ihm alle Schuld des Ordens, für die ein einzelnes Mitglied, dazu ein Lehrer der Redekunst und ein Dichter ohnedem nicht haften durfte. Wer hat jemals Bedenken getragen, einen Petau und Sirmond, einen Scheiner und Riccioli zu nutzen, weil sie Jesuiten waren? So viel andre Dichter der Gesellschaft Jesu sind in aller Händen; warum nicht auch, zumal nach einer zweckmäßigen Auswahl, dieser Dichter? Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges sind vorbei; und wenn sein Orden zu dessen Erregung beitrug, so that Er was er konnte, den Frieden herbei zu rufen und die Gräuel des Krieges zu versöhnen. In vielem, worüber er klagt, hat er Recht; patriotische Gefinnungen für Deutschland kann ihm niemand absprechen. Kein katholischer also, kein Bayerischer Dichter allein; wie ich ihn darzustellen gewagt<sup>76</sup> habe, ist er ein Dichter Deutschlands, auch für unsre und vielleicht für zukünftige Zeiten. In diesem Betracht wird mirs Niemand verargen, daß ich wählte, und wegließ, hin und wieder auch verändern mußte; es gehörte dies zur Gestalt unsrer Sprache. Wenn Denis oder ein anderer Mann von Geschmack eine lateinische Ausgabe Balde's für unsre Zeit veranstalten wollte; wie klein würde und müßte sie werden!

## 12.

Noch in einem andern Felde wollte Balde nützlich seyn, in der Geschichte. Er dachte, wie mehrere Stellen seiner Gedichte zeigen<sup>b)</sup>), mit Ernst an eine Geschichte seiner Zeiten; daß er einige

a) Septem illustr. poetarum poemata, Amstelod. 1672. p. 266, ad amicos Germanos.

b) Terpsich. S. 291. Lyr. L. IV. Od. 47. Sylv. L. V. Od. 20. L. IX. Od. 33.

Stücke auch ausgearbeitet habe, darüber ist Leibniß Zeuge. „Jakob Balde, sagt dieser<sup>a)</sup>, sollte die Bayrische Geschichte schreiben. Er fing an, ich habe ein Fragment gesehen, den Donauwerthischen Feldzug, der mit großer Klugheit geschrieben war (prudētissime scriptam.) Den Bayern mißfiel aber dieser Anfang, weil er zu frei geschrieben war; Fervaux und Adlzreiter setzten nachher die Geschichte fort.“ — An einem andern Ort sagt er<sup>b)</sup>: „Die Predigermönche und Minoriten sind den Tempelherren, die Jesuiten diesen nachgefolget; ohne Zweifel werden den Jesuiten andre nachfolgen, die in der Geschichte, Arzneikunde und Mathematik unterrichtet sind, als es die Jesuiten im Verhältniß der Größe ihrer Gesellschaft zu seyn pflegen. Nachgelassene Werke von Mitgliedern ihres Ordens geben sie nach dem Tode derselben nicht heraus; sie zerstreuen solche hie und dorthin, und wissen zuletzt selbst nicht, wo sie sich finden. Einige Handschriften des Balde, von denen sie nichts wußten, hat man anderswo gefunden.“

So Leibniß. Wenn ich einen Vertheidiger meines Unternehmens in Wiederaufweckung dieses Dichters nöthig hätte, könnte ich mir einen bessern wünschen als Leibniß? Vielleicht also trägt mein Versuch dazu bei, daß an Ort und Stelle andre sich um die Nachlassenschaft, wenigstens um die Lebensumstände desselben

a) Otium Hannover. Felleri p. 145. VIII.

b) *ibid.* p. 156. XLII. Leibnit. opp. omn. T. VI. p. 294. 300. Daß Balde, eben so wenig als Boileau oder Racine zu einem eigentlichen Historiographen geschaffen gewesen, zeigt sowohl sein prosaischer Styl, als auch folgende Stelle aus Leibniß Vorrede zu Adlzreiters *annalibus Boicae gentis: Historiae Bavaricae continuandae negotium, quantum intelligo, Jacobo Balde datum est, viro docto et ingenioso, cuius et specimina quaedam historiae, sed in novissimis, videre memini. Ille vero longi laboris parum patiens, carminibus animum amicosque oblectabat, aulaeque convictu tantisper fruebatur. Sed non magnos progressus fecisse deprehensus est. Leibnit. Opp. omn. T. IV. p. 67. Den Namen Boiorum fidicen lyrae, den ihm Barlāus giebt, hat er dagegen gewiß verdient,*

bekümmern, und dem Publikum mittheilen, was für dasselbe dienet<sup>c)</sup>. Das Denkmal, das ich ihm errichtete, sollte und konnte nichts, als ein eigentliches Kenotaphium seyn aus seinen Schriften, nicht aus seinem Leben.

„Er starb, sagt Föcher, zu Neuburg 1668 den 8. August. „Dessen Feder hat nach seinem Tode ein Rathsherr zu Nürnberg 80 „bekommen und solche zum Andenken in einer silbernen Capsel „verwahrt<sup>d)</sup>.“ Ich wollte, daß er von ihm mehr geerbt hätte, als dessen Feder.

Nichts, dünkt mich, sollte uns Deutschen angelegener seyn, als daß sich zu guten Zwecken alle Provinzen Deutschlands vereinigen. Kein Gebürge, kein Strom, keine Mundart, keine Religionsformel sollte sie trennen; wo irgend in einem Lande, auch mit Fehlern seiner Zeit und Erziehung behaftet, ein Talentreicher 81 Schriftsteller sich hervorthat, sollte das Vaterland sich ihn zueignen, nicht seinen Provinzialismus verspotten und verhöhnen. Hätte in Italien, Frankreich, England keine Provinz an der andern Theil genommen, und jedes folgende Jahrhundert das vorhergehende nur verachtet; gewiß wäre in diesen Ländern die Literatur nicht dahin gekommen, wohin sie gekommen ist. Wie vielen Fleiß haben diese Nationen auch auf ihre alten Schriftsteller und Dichter gewandt! Dadurch hat sich ihre Kritik geschärft, dadurch ihre Sprache bestimmt und berichtigt. Wir unterscheiden uns dadurch von allen Völkern Europens, daß wir uns selbst verspotten und unsre Vorfahren verachten.

a) In *Alegambe biblioth. script. soc.* Jesu steht von ihm wenig, weil der Dichter damals noch lebte. Die Supplemente dieser Bibliothek sind nicht in meinen Händen. Baile scheint seinen Artikel meistens aus *Sotwell* geschöpft zu haben.

b) *Baile* führt an, daß mehrere Rathsherren sogar darum gestritten und endlich geloset haben; und *Baillet* weiß nicht, ob es nicht gar für einen Kirchenraub halten sollte, daß diese Feder einem Bilde oder Altar der heiligen Jungfrau dadurch entwandt sei, der sie Balde, wie *Lipsius* die seinige. gewiß würde vermacht haben. Schwerlich war Balde so eitel.

Verzeihe mir also die artige, gelehrte und politische Welt, daß ich das ernste Gesicht (torvam faciem) eines katholischen Dichters, eines lateinischen Jesuiten aus dem Grabe hervorrief, ihm seinen Staub entschüttelte, und seine Stimme wieder tönen zu lassen wagte. Kein zierlicher Horaz, aber ein patriotischer Alcäus sollte er uns seyn. Einen Mann, den Leibniz auch in kleinen Anfängen und Fragmenten, die schwerlich sein Hauptwerk waren, schätzte, ihn wollen wir im vielgearbeiteten Werk seines Lebens weder verkennen noch verachten.

Einige das Leben und die Denkart des Dichters erläuternde Gedichte füge ich diesem Denkmale aus seinen Werken bei, nicht als Muster, sondern als historische Belege.

### III. Nachschrift.

Eine Rechenschaft des Uebersetzers.

Nebst zwei Briefen

von

Barläus an Balde.

Man wolle diese Nachlese Baldischer Gedichte für das 201 halten, was sie seyn soll, für eine kleine Sammlung erläuternder Belege zu den Lebensumständen und der Denkart des Dichters. In Dingen, die ihn selbst angehen, sie mögen Scherz, oder Ernst, Satyre, Freude, Zeitkürzung und Hoffnung betreffen, ist's am besten, ihn durch sich selbst kennen zu lernen; daher einigen dieser Gedichte ihre volle Genialität geblieben ist. Auch der mystische Sänger, auch der Ordensmann mußte sich zeigen, beide nur in dem schmalesten Raume.

Der kleine Marien-Tempel, der am Ende der Sammlung 202 der Schutzgöttinn des Dichters errichtet ist, wird niemand befremden. Ihr weihte er seine zartesten Empfindungen und besang sie in jeder Gestalt; so daß man ihm eine schöne Blume seines Dichterfranzes nehmen würde, wenn man ihm diese und mehrere unübersetzte Gesänge raubte. Wer die Besungene nicht für eine Heilige halten will, dem sei sie die Muse unsres Dichters, eine christliche Aglaja oder Beatrice, das Ideal jungfräulicher, mütterlichen Tugenden oder die himmlische Weisheit.

Mir bleibt übrig, als Uebersetzer vom Zweck meiner Arbeit Rechenschaft zu geben, damit niemand bei ihr etwas anders suche,

als er findet. Nichts weniger war nämlich meine Absicht, als den ganzen Balde, wie er dasteht, zu geben; wer ihn also will, für  
 203 den stehet er noch unübersetzt da. Mir geziemte es, weder seiner politischen noch kirchlichen Lage, am wenigsten seinem Geschmack in Allem nachzugehen, wovon das Renotaphium die Ursachen angiebt. Will man ihn in dieser Gestalt nicht einen übersetzten Balde nennen, so nenne man ihn einen verjüngten Balde und überseze ihn selbst. Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht jedem seiner Worte und Bilder. Bei seinen lyrischen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton Jedes derselben im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht geliehen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich seinen großen Genius zu sehr ehrte, als daß ich mit kleinfügigem Stolz ihn in diesen zur Schau stellen sollte. Wo dem Umriß seines Gedichts etwas zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bei einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, damit ich ihn meiner Zeit darstellte. Ueberhaupt war mir an dem Geist, der in  
 204 seinen Gedichten athmet, und am Inhalt derselben oft mehr gelegen, als an der Einkleidung selbst, ob mich gleich auch diese in ihrer reichen und neuen Mannichfaltigkeit sehr reizte. Albern wäre es gewesen, wenn ich nicht jeder dieser Einkleidungen das Licht gegönnet hätte, das sie in unsrer Sprache und zu unsrer Zeit fodert. Sie lockte dies Licht von selbst an sich.

Es giebt mancherlei Arten der Uebersetzungen, nachdem der Schriftsteller ist, den man bearbeitet und der Zweck, zu welchem man ihn darstellt. Anders müssen z. B. die classischen Alten, wiederum anders unter ihnen die Dichter und Prosaisien behandelt werden; ja auch keine Art der Poesie darf in dieser Behandlung der andern völlig gleich seyn. Die lyrische Poesie und das Epigramm sind vielleicht die eigensinnigsten unter allen; da sie nicht übersetzt seyn wollen, so muß man sie mit der gewissen-  
 205 haftesten Treue täuschen, als ob sie nicht übersetzt würden. Wer hierinn keine Versuche gemacht, oder wenn die Muse dazu Gefühl, Ohr und Sprache versagt hat, sollte hierüber nicht

richten, oder wir reichen ihm die Leier selbst, daß er sich als Meister zeige.

Der größte Meister des Uebersetzens in unserer Sprache, Luther, hielt die sogenannte Buchstäbliche für die ungeschickteste Uebersetzung. Man lese seinen Sendbrief vom Dollmetschen, wie er denen, die ihm vorwarfen, er habe hier das Wörtlein allein eingerückt, dort die Maria voll Gnaden, den Mann der Begierungen u. f. nicht buchstäblich übersetzt, antwortet, und wie er es mit dem Bock Emser aufnahm. „Ich habe Deutsch, sagt er, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dollmetschen fürgenommen hatte. Ich habe verdeutschet auf mein bestes Vermögen, habe damit niemand gezwungen,  
 206 daß ers lese, sondern freigelassen und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. So ist auch niemand verboten, ein besseres zu machen. Wers nicht lesen will, der lasse es liegen; ich bitte und feire niemand darum. — Ich weiß wohl, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dollmetschen gehört; es heißet, wer am Wege bauet, hat viel Meister. Aber die Welt will Meister klüglich bleiben, und muß immer das Kopf unter dem Schwanz zäumen, alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihre Art.“ — So Luther. Weit entfernt, den geringsten Vorzug seiner Sprache und Fähigkeit, zumal bei einem so ganz verschiedenen Gegenstande mir beizumessen, führe ich die Worte bloß an, um zu zeigen, worinn Er die Kunst des Dollmetschens setzte.

Die Sylbenmaße meines Dichters waren mir nicht gleich-  
 207 gültig; sie trugen mich auf ihren Flügeln. Da Balde sich mit allen versucht und über alle nachgedacht hatte, wie seine Vorreden, seine Scherze mit dem Skazon, und mehrere Stellen seiner Gedichte selbst zeigen: so habe ich von der eigentlichen Art eines Jeden durch ihn Manches gelernet. Ihm galt es nicht gleich, wo und wie er ein Sylbenmaas gebrauchte. Insonderheit zeigen die Variationen seines großen Gedichts von Eitelkeit der Welt, seines Agathyrus, seiner Olympia und Philomele,

wie Ein und dasselbe Thema in diesem und jenem Sylbenmaße eine ganz neue Gestalt annimmt; da man dann offenbar sieht, daß das Sylbenmaß ihm mehr als Kleid war; es war ihm Form der Gedanken. Bei jedem seiner Gedichte fühlte ich, daß sobald ich aus seinem gewählten Sylbenmaße schritt, ich in einem fremden Takt spielte, daher ich, soviel es meine Sprache zuließ, mich demselben folgsam bequeme.

Einer zwiefachen Regel folgte ich bei dieser Uebertragung. Zuerst, daß ich mich hütete, Sylbenmaße ins Deutsche zu bringen, die mir der Sprache ganz fremd und widrig schienen; ein Kennzeichen davon ist, daß man sie ohne vorgeschriebene Formel nicht erkennt, und wenn man natürlich liest, den Vers anders als die Formel will, scandiret. So wagte ich mich z. B. nicht an das Metrum

o o — — | o o — — | o o — —

Denn die Worte müßten sehr glücklich gewählt und sehr stark bezeichnet seyn; oder man liest, sich selbst gelassen, den Vers anders. So ist's mit andern, plötzlich sich wendenden, umkehrenden Sylbenmaßen, insonderheit mit dem Skazon. Nun halte ich's aber für den ersten unverzeihlichen Fehler eines Sylbenbaues, wenn man mit gleichem oder mit mehrerem Rechte den Vers anders lesen darf, als es der Baumeister wollte. Das Sylbenmaß, dünkt mich, müsse sich der Sprache selbst einsingen und dem Verse gleichsam unveränderlich einprägen.

Das zweite Gesetz, das ich mir auslegte, war, daß der künstliche Gesang, (Rhythmus) und die natürliche Deklamation nach dem Sinn und Affect des Inhalts, (der Accent) sich einander unterstützten, nie aber einander widersprächen. So viele Nachtheile nämlich unsre Sprache im Gebrauch dieser Sylbenmaße gegen die Sprache der Alten hat, in welcher sie entsprossen waren, und daher in Manchem, worauf Jene drangen, insonderheit in der Verkettung der Worte nach Regionen große Nachsicht verlangt: so dringet sie doch auf Einen Vorzug vor jenen Sprachen, nämlich, daß Sinn und Affect des Inhalts mit

Stelle, die das Wort im Metrum einnimmt und dem Ansehen, den es darinn behauptet, nie in Streit sei, vielmehr diesen Sinn auch der Stelle und dem Gewicht nach bezeichne, die ihnen das Metrum anwies. Auch der Leser, der ohne Kenntniß der Prosodie bloß dem Inhalt nach mit Verstand und Affect laut liest, muß durch Hebung und Senkung der Stimme, in Intervallen, Länge und Kürze der Sylben, ohne es zu wissen, dasselbe Gemählde ausdrücken, was der Sänger im höheren Laut ausdrückt und der Dichter metrisch bezeichnet. So würde z. B. in unsrer Sprache das *Otium divos rogāt* des glücklichen Horaz eben so wohl, als sein *edite regibus* ein Fehler seyn, da dem Sinne nach das erste Wort hier einen zu leisen, das zweite einen zu vollen Laut im Gange des Gemähldes erhalten zu haben scheint. Und doch ist eben Horaz der Dichter, der diese innere Congruenz des Sylbenmaaßes, Sinnes und Affects unter allen Römern vielleicht zum höchsten Einklange gebracht hat, wie fast jeder Tritt jedes seiner der verschiedensten Sylbenmaße in jeder Art des Sinnes und Affects zeigt. Unsre Sprache darf sich hierinn nichts nachsehen, da sie an der Vollkommenheit des Wortbaues und am festen Klange des Rhythmus der Römischen weit nachsteht. Weil ihr der helle Ton des Gesanges (*acri tibia*) oft fehlet: so muß sie für Verstand, Ohr und Herz desto genauer moduliren.

Zu dieser genauen Modulation für Verstand und Ohr gehört, daß sie die Sylbenmaße der Alten nie in erzwungener Manier, sondern ihrer eignen Natur und Art gemäß brauche. Wohl höre ich z. B., was der Sapphischen Ode ihr bestimmter Abschnitt *Otium divos || Rectius vives ||* desgleichen der Alcäischen Ode ihr bestimmter Abschnitt *Justum et tēnācēm ||* für eine Fülle und Würde giebt; ich weiß aber eben sowohl, daß den Sapphischen Vers seine Erfinderinn Sappho selbst viel weicher gebraucht hat, und daß Horaz sich an Stelle und Ort auch das *quem virum aut hēroā* erlaubte. Gleichergestalt macht es die flüchtigste Vergleichung klar, daß unsre Alcäen, wo sie nicht



hoch austönen sollen, bei jenem einförmig=beobachteten Abschnitt insonderheit in längeren Oden sehr eintönig werden, und daß bei sanfteren und vertraulicheren Bildern der unerwartete Uebergang aus Einer Region in die andre nicht nur dem Zusammenhange des Bildes vortheilhaft sei, sondern in der Declamation auch unser Ohr gleichsam sanft hinübertäusche. So ist auch unser Sapphische Vers in der Abwechslung die ihm Klopstock z. B. in seiner Clarissa und sonst gegeben, der Versart seiner Erfinderinn vielleicht näher, als der Römische selbst. Ueberhaupt hat der Geist des Dichters auf die von ihm angewandten Sylbenmaasse einen unaussprechlichen Einfluß. Wie er 213 diesen Vers hier brauchte, kann er ihn anderswo vielleicht nicht brauchen; Empfindung und Inhalt geben ihm dort einen andern Tritt und Ton. Der lyrische Hexameter z. B. ist durchaus nicht der Hexameter Virgils oder Tibulls, ja auch in seiner Gattung ist er nicht allenthalben Derselbe. Der kleine Vers nämlich oder die paar kleine Verse, die auf ihn folgen, und zu ihm gehören, bestimmen ihn hier so eigenthümlich, als der Pentameter ihn bei der Elegie bestimmte: denn beide Sylbenmaasse bilden dem Ohr und Gemüth nur Ein Ganzes. Wer von diesen Dingen kein Gefühl und in ihnen keine Übung hat, sondern die Verse bloß nach dem — ◡ ◡ an den Fingern abzählt, oder mit dem Fuß herklopft, der ist kaum einer andern als einer Centauren=Musik und Kritik fähig.

Über warum so viel von Sylbenmaassen? Weil wir Deutsche sie noch so wenig im Ohr haben, und in unserm Urtheil oft rohe 214 Begriffe von ihnen äußern. Nur wenige haben ihr Gehör an Griechen und Römern weise geübt, einige haben es sogar an ihnen gelehrt verübet; die Anwendung jener Vorbilder und Regeln auf unsre Sprache fodert ein glückliches Zusammentreffen vieler Kleinigkeiten, deren Eine ohne die andre nicht seyn will. Insonderheit haben unsre gereimten Jamben das Ohr der Deutschen so verderbet, daß wir uns in ihnen, selbst in Sonnetten und Stanzas, die doch die wohlklingendsten Gedichte seyn sollen, oft die äußer-

sten Härten, Zusammendrückungen der Sylben, Beleidigungen des Sinnes der Rede, ja im Ganzen einen Pferdetritt erlauben, der nothwendig zuletzt für jedes feinere Gefühl eines mannichfaltigeren, volleren, und höheren Wohlklanges, kurz einer Musik des Sinnes der Worte, das Ohr stumpf macht. Wer an Versen, wo es laut zischt, oder zischt laut, hält dümpf, oder dümpf knallt sein Ohr gebildet hat und dem Vorurtheile treu bleibt, daß 215 alle einsylbige Wörter lang und kurz seyn dürfen, nachdem man sie zu gebrauchen Lust hat, dem wird sonderbar zu Muth, wenn er sich in eine Höhe erhoben fühlt, wo jedes Wort seinem lebendigen Inhalt nach auf seiner Stelle ganz austönet. Ist eine bestimmte Prosodie unsrer Sprache möglich, so muß sie durch die Sylbenmaasse der Alten in unser Ohr gebracht werden; durch das kurz pflöck, und pflöck kurz unsrer Jamben wird sie es nie\*).

\*) Zu Erläuterung dieser Stelle füge ich hinzu, daß ich den Jambus so wie den Reim an Stelle und Ort liebe und ehre, ja daß ich einen reinen und wohlklingenden Jambus sogar für das schwerste Sylbenmaß unsrer Sprache halte. Wohlverstanden nämlich, daß in ihm der Accent des Sinnes eben sowohl als die wahre Quantität der Sylben genau beobachtet werde, und daß er nicht etwa bloß Lehrsprüche zusammenzwänge, sondern Bilder und Empfindungen rein und weit ausmähle. Jedermann, der darinn arbeitete, wird gefunden haben, daß unsrer Sprache zum Gebrauch ihrer vielsylbigen, der Poesie sehr erwünschten Worte, an denen sie nach der Flexion ihrer Adjectiven, temporum und Participien, noch mehr aber in der Zusammenstellung ganzer Redarten glücklicher Weise auch sehr reich ist, ein immer fortgehender Jambus äußerst drückend werde. Fast alle wohlklingenden vielsylbigen Wörter schließet er aus oder preßt sie zusammen oder mißt ihnen eine falsche Quantität bei. Zur Probe dessen schlage man das erste beste Buch z. E. die Bibel auf, und sehe wie wenig reine Jamben im natürlichen Fortgange der Rede vorkommen: wie viel schöne Sylbenmaasse der Alten aber in jeder höheren Rede gleichsam von selbst ertönen. Das Vater Unser z. B. ist ganz polymetrisch und der Anfang desselben

Vater unser im Himmel, dein Name werde geheiligt.

Zu uns komme dein Reich. Dein Wille gescheh wie im Himmel u. s.

enthält, bis auf das Wort Dein, reine Hexameter. So fast auf jeder Seite der Bibel, wenn sich der Sinn erhebet: z. B.

216 Noch füge ich ein Gedicht unsres Balde bei, das ich Anfangs  
ungedruckt lassen wollte. Wie? sprach ich zu mir selbst, leiden  
217 wir nicht unter sichtbaren und hörbaren Uebeln unsrer Zeit gnug,  
daß wir uns noch durch vergangene Uebel der Vorzeit quälen  
218 müßten? Was ist ansteckender, als Ueberdruß und Ekel an dem,  
was man siehet und höret? und wir wollten diesen ekelnden Ueber-  
druß noch durch Erinnerungen aus der Vorwelt, durch eine reine  
Uebersicht aller Dinge der Sichtbarkeit stärken? zu einer Zeit in uns  
stärken, da wir unter Ruinen, die wir sehen, unter Ruinen, die uns  
drohen, einander nicht gnug aufmuntern können, zu ertragen, abzuwen-  
den, zu helfen, wo und wie man kann. — Eben aber solche Betrach-  
tung foderte mich auf zur Herausgabe dieser Ruinen. Wir müssen  
sehen, was in der Vorwelt war und geschah, damit wir, was um  
uns ist und geschieht, schätzen lernen. Hier gilt es keines Ein-  
schlürfens und Träumens; es gilt, daß unser Auge munter  
gemacht und wach erhalten werde, indem mit Uns das Schicksal  
wahrlich doch keine Ausnahme von seinem großen Weltgesetz machen  
wird. Eine Uebersicht solcher Art schlägt nicht nieder, sondern  
219 erhebt; sie macht nicht matt, sondern stärket: denn ganz anders  
ists, wenn Salomo oder wenn ein Thor, wenn Sadi und Con-  
fucius oder wenn St. Coremont, und Bussi Rabutin sagen:  
alles ist eitel. Die Friedensstadt, zu der sich unser Dichter  
aufschwingt, darf nicht allein zwischen Sternen gesucht werden;

Alle gute Gabe und jede vollkommene Gabe  
Kommt von oben herab, vom Vater des Lichtes, bei welchem  
keine Veränderung ist, kein Wechsel des Lichtes und Dunkels.

Ich sage nicht, daß diese Hexameter gut seyn, aber Hexameter sind, der  
natürlichen Wortfolge nach; keine Jamben. Wie diese die Sylben drücken  
und die Quantität beleidigen müssen, um sich einigermaßen im Gange zu  
erhalten, davon suche man selbst Proben.

Der lebendige Laut prängt auf der Dichtkünst Stelzen,  
Wenn der Poëte ihn mit gar änmüthigen Pelzen  
Wärm zuschnürt, daß es kracht — —

Wenn dergleichen Scansionen im Jambus hie und da, nur nicht zu dicht  
hinter einander vorkommen, hat gewöhnlich niemand etwas dagegen.

allenthalben ist sie das Land der Seelen, in denen Erkennt-  
niß, Redlichkeit, Liebe und Eintracht wohnen. Nach dem letzten  
Buche der Schrift und dessen letzter Aussicht sollte das himm-  
lische Jerusalem vom Himmel niedersteigen auf Erden; und  
Jeder soll streben mitten unter Ruinen der Zeit ein Ewiges in  
sich zu gründen. — Warum sollte ich also das Testament unsres  
Balde verheimlichen? Es ist die Summe der Erfahrungen und  
Betrachtungen seines Lebens, voll Poesie, in einem sehr abwech-  
selnden Wohlklange. Ich gebe es indessen auch nur Theilweise,  
Ruinen aus Ruinen.

Aus einer Theilnehmenden Anzeige meiner Terpsichore, datirt 220  
im Ober-Oesterreichischen Fr. in Br. Von S. (Reichsanzeiger,  
n. 41. den 18. Febr. 96.) erfahre ich eben, daß eine Ausgabe der  
Werke unseres Dichters im Jahr 1729. zu München in 7 Octav-  
bänden erschienen, die eine vollständige Sammlung seiner Gedichte  
enthalte und mir unbekannt war. Ich werde sie zu erhalten  
suchen, und falls sie eine Zugabe nöthig macht, diese mit größter  
Schonung unsrer beiden großen Anschauungen der Dinge, des  
Raumes und der Zeit bewirken. Jetzt rufen uns andere Musen.

Lebe also wohl, du kleine unansehnliche Nachtigal, die an der  
Ifer und der Donau einst mit rührenden Klagen auch erquickende  
liebliche Töne sang. Nach mehr als hundert Jahren hat deine  
hell-anmuthige Stimme vom Belt bis in die Schweizergebürge dir  
eine dankende, freudige Echo geweckt; wo singest du jetzt?

Clémence Couturier-Heinrich (Amiens) – *Kalligone*

*FHA 8, [641-663], 776-779, 799-802, 810-818, 900-905.*

## KALLIGONE

VOM  
ANGENEHMEN UND SCHÖNEN.

ERSTER THEIL.

»Von einem Buch, (sagte die Vorrede zur Metakritik deutlich,<sup>1</sup>) von einem Buch ist die Rede, von keinem Verfasser. Noch weniger von eines Verfassers *Gaben* und *Absicht*, sondern von eines Buchs *Inhalt* und *Wirkung*.« Dem *Verfasser*, seinen Gaben, seiner Gelehrsamkeit und Denkart, wie ich 5 sie kannte, hatte ich längst vorher öffentlich<sup>2</sup> meine Hochachtung, eben so unaufgefordert als aufrichtig bezeuget. Und wenn die *Absicht* seiner Philosophie dahin ging, falsche Spitzfindigkeiten der grübelnden oder schwätzenden Vernünftlei abzuschneiden, zu entwurzeln, oder mindestens zu 10 umzäunen; wer hätte etwas gegen diesen *Sokratismus*?

Von des Buchs *Inhalt* war die Rede, und von dessen *Wirkung*. Ob jene Absicht erreicht sei oder habe erreicht werden können, wenn einer Objekt- und Regellosen Vernunft, (dergleichen sie nach dieser Kritik sein soll,) das Amt und die 15 Macht gegeben wird, sich vor aller und ohne alle Erfahrung die Natur zu *schaffen*, wenn ihr, (der ein ewiger Irrschein von Paralogismen vor- und nachlaufen soll, ihr, die angeblich in einem Gehänge von Antinomien ihrem Wesen nach schwebet,) dennoch auch der Beruf angewiesen wird, auf absolute 20 Allheit und absolute Notwendigkeit hinauszuzielen, diese durch eine reine Synthese a priori, durch allgemein gültige Postulate nicht zu erweisen, sondern zu erfordern und von Vollendung des menschlichen Wissens zu reden, wo kaum etwas angefangen worden u. f. Davon durfte bei einem Werk 25 die Rede sein, zu dessen Mitvollendung Jedermann aufgefordert war,<sup>3</sup> bei einem Werk, das diese Mitarbeit Jedermann aufgedrungen hatte.<sup>4</sup> Wer wollte für alle zukünftige Zeiten die reine Gesamtvernunft aller vernünftigen Wesen nicht mit vollenden helfen? 30

1 Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Th. 1. Vorr.

2 Briefe zu Beförderung der Humanität. Sammlung 6.

3 S. den Schluß der Vernunftkritik und die Einleitung.

4 S. Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphysik u. f.

Wie an den Früchten den Baum, so erkennt man eine Lehre an ihrer *Wirkung*; die Wirkung dieser Philosophie liegt am Tage. Bei der rühmlichsten Absicht konnte auf dem genommenen Wege nichts erfolgen als:

1. Die Errichtung eines Reichs unendlicher Hirngespinnste, *blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen, leerer Buchstabenworte*, sogenannter *Transzendental-Ideen und Spekulationen*. Die reiche Aussaat derselben in der Kritik konnte nicht anders als eine tausendfältige Ernte gewähren, die den Sämann bald überwuchs. Hier und dort, und aber dort und wiederum dort grünt und blühet ein Wald oder ein Buschwerk *neuer Phantasmen*; statt scharfsinniger Buchstabenwörter, *substanzierte Bildwörter*, aus allen Wissenschaften zusammengeworfene, in einander gekuppelte *Metaphern* und bei einer völligen Armut oder einer freiwilligen Lossagung von allen Datis der Erfahrung ein ewiger Wiederhall derselben Wortschälle, derselben Nebelträume. Konnte die über alle Erfahrung erhöhte, neueröffnete Transzendentalphilosophie etwas anders als dies *werden*? Und sie ist noch lange nicht *geworden*, ob jede ihrer Schulen gleich, beinah auf jeder Seite jedes Buches, es sagt: »ἐγὼ ἐποίησα, *Ich vollende*. Zur Vollendung fehlte uns nur noch Ein Begriff; hier ist er.« Hoherhaben fahren sie fort und sagen: »Der Verf. der Kritik blieb unten auf dem *Reflektierpunkt* stehen; sehet, wie klein er ist! Wir philosophieren in *Anschauungen*, schaffend das Universum rein aus uns selbst, Kunstworte dichtend.« Zu allen diesen Künsten, wer hatte nicht etwa nur das Licht in den Kasten gesetzt und die ersten Bilder vorgeschoben, sondern wer hatte, daß dies künftig *allein* Philosophie sein und heißen solle, allgemeingültig anbefohlen? Die Kritik der reinen Vernunft. Durch sie *ward* die Philosophie, was sie nie gewesen war und nie sein sollte, *Phantasie*, d. i. schlechte Poesie, *Abstraktionendichtung*. Ists ein Wunder, daß jetzt Alles so dichtet? absolut notwendig, allgültig, transzendental, kritisch. Was man sonst kaum *Hypothese* zu nennen gewürdigt hätte, nennt man jetzt die einzig-mögliche *Synthesis a priori*. Der Meister, heißt es, hats also geordnet.

2. Daß auf diesem Wege, der höchsten *Keckheit* ein offener Marktplatz eingeräumt werde, war vorauszusehen und fast unvermeidlich. Gebt einem brausenden Jünglinge Macht und Gewalt, ja befiehlt ihm Kraft Eures Namens und Eures Wortkrams, ohne alle Erfahrung, d. i. ohn' alles feinere Aufmerken, nicht etwa nur außer sich Welten, (»die Kleinigkeit!«) nicht etwa nur das *Urwesen*, den Grund alles Daseins, aller Kräfte und Ordnung, (»eine fast lächerliche Kleinigkeit, von der nicht mehr die Rede sein sollte«) sondern seinen *eigenen Verstand zu schaffen*; ehe er Verstand hat, schafft er ihn euch zusehends, transzendental-kritisch. Gott, die Welt, sein Ich in der ersten, zweiten, zehnten Potenz läßt er vor euch *entstehen*; Er selbst *wird* vor euren Augen, ohne zu *sein*, »weil sein abgeschmackt ist,« und sagt euch Grobheiten, wenn Ihr seiner Keckheit nur entgegen lispelt. »Ich wälze mich,« sagt und darf jeder Käfer-Jupiter sagen: »denn so *vollende* ich das Weltall, indem ich idealistisch *mich* vollende.«

3. Daß aus dieser Sprache das Reich der *krassesten Ignoranz* hervorgehen mußte, ist durch sich klar. (»Vor dieser Philosophie ist keine gewesen, nach ihr wird keine sein. Die Allvollenderin und die Allvollendung, (*philosophia παντοκράτωρ*) ist sie. Wenige Jahre, und niemand wird ein andres Buch als uns lesen mögen; denn alles andre gehört zum Reich der Platttheit«). So sprach man; so spricht man noch, hinabsehend mit kühner Verachtung auf alle Bemühungen voriger Zeiten, die man zu kennen weder Sinn noch Lust hat. »Was studieren Sie, m. H.? was treiben Sie vorzüglich? Geschichte? Sprachen?« – – (»Des Allen bin ich überhoben; es gibt nur Ein Buch zu studieren, die *Kritik der reinen Vernunft*,<sup>5</sup> aus ihr werden alle Wissenschaften *konstituiert*.) So albern dem Urheber der Kritik dieser Wahnsinn vorkommen muß: so natürlich ist er aus den *Anschauungen* *Seiner* Kritik, aus der dem Idealismus und den Postulaten von ihm erteilten Macht, aus der Weise, wie Er von älteren

<sup>5</sup> Späterhin hieß es die Wissenschaftslehre, bald wird es I – B – heißen.

Systemen und von Seinem System sprach, aus dem kategorischen Imperativ u. f. entstanden. Exemplumque Dei quisque est in imagine parua.

Bei einem einreißenden Übel hilft wer kann; hier gilt kein müßiges Erwarten, daß der anwachsende, überschwemmende Fluß allmählich ablaufen werde. In *meiner* Situation, in der ich so manche, manche, durch die Kritik verderbte Jünglinge sah, warf ich es mir selbst oft vor, daß, so schwach meine Stimme sein mag, in *meiner* Pflicht ich so lange geschwiegen. War, was von Akademien aus, der Kritik entgegen gestellt war, größtenteils als ein figulus figulum angesehen und mit verachtendem Hohn empfangen worden; warum sollte sich eine von Zunftgesetzen freie Stimme, der es um Mitwerberei eines Ruhms in der »philosophischen Fakultät« nicht zu tun sein konnte, an alle *gebildete* Leser in Deutschland nicht wenden *dürfen*? Ja wenden *müssen*, wenn Erfahrungen vom Erfolg dieser Philosophie es fodern? Zunftabschließungen im Felde der Wissenschaften sind zu unsrer Zeit eben so lächerlich als verächtlich; am meisten sind sie in der Philosophie: denn der Geist der Philosophie läßt sich durch ein Diplom eben so wenig erwerben als sichern. Woher dann hat die Metaphysik ihre Worte? Aus der *Sprache*. Diese ist aber ein Gemeingut; jeder kann für ihre Bestimmtheit rechten. *Wessen* sind die Seelenkräfte, die der Philosoph zergliedert, betrachtet, anwendet? *Der Menschheit*. Wer Mensch ist, trägt sie in sich; er darf zu Menschen über ihren Gebrauch und Mißbrauch reden.

An die *Quelle* der Mißbräuche mußte sich also die Metakritik halten, an die Kritik selbst; nicht wollte, noch konnte sie jedem Bach oder Bächlein nachlaufen. Nehmen doch diese Bäche und Bächlein einen so verschiedenen Lauf, daß sie selbst nicht wissen, wohin sie sich in der letzten Potenz verlieren mögen.

Auch nur in Gegensätzen konnte sich die Metakritik der Kritik nachstellen, ohne diese Gegensätze zu einem System zu binden: denn vom Druck des kategorischen Despotismus wollte sie befreien, nicht aber ein neues Wortjoch

auflegen. In jedem Leser *seine* Metaphysik wecken, wollte sie; deshalb analysierte sie die Begriffe in und aus der Sprache. Die Sprache der Menschen trägt ihre *Denkformen* in sich; wir denken, zumal abstrakt, nur in und mit der Sprache. Habt Ihr zu euren Anschauungen, wie Ihr sagt, eigne Schemate nötig, so laßt uns unsre Sprache unverwirrt, und erfindet euch Ziffern, schematisiert tibetanisch. Der Gesamtgeist aller kultivierten Völker Europa's hat *Ein* philosophisches Idiom; von *Plato* und *Aristoteles* reicht es zu *Locke* und *Leibnitz*, zu *Condillac* und *Lessing*. Ein Rotwelsch, das mit Jedermann-verständlichen Worten neue Nebelbegriffe verbindet, ist und bleibt Rotwelsch; es kann und darf sich dem Geist, der Sprache der Nation, geschweige aller Nationen nicht eindringen, seine Eier, die doch nur den einigen und ewigen Kuckuck wiedertönen, mit imperatorischer Allgemeingültigkeit in die Gesamtnester der alten und neuen Welt nicht legen. Bleibe dem Kuckuck sein Nest, wie seine Stimme; wir lassen ihm beides.

\*

Mit eben dem Recht und aus eben der Pflicht, aus und mit welchen ich der Kritik der *leeren* Vernunft eine Metakritik zugab, führe ich der *Kritik der Urteilskraft* eine *Kalligone* zu, gleich unbekümmert, wie man sie aufnehme: denn wer sich darüber den mindesten Kummer machte, hätte keine Metakritik geschrieben.

*Mit eben dem Recht*: denn das Wort *Kritik* fodert zur Kritik, das Wort *Urteilskraft* zum Urteilen auf; beide sind an Niemanden vergeben oder verpachtet.

*Aus eben der Pflicht*. Was der kritische Idealismus in seiner Anwendung auf Geschmacksurteile sei, was für Prinzipien er setze, welche Begriffe vom Schönen, von schönen Künsten und Wissenschaften, von ihrem Wert und ihrer Anwendung, allgemein und einzeln, er allgemeingültig zum Grunde lege, was er vom Erhabnen, vom Ideal, vom Sittlichschönen lehre, soll eben die *Kalligone* zeigen. Überdrüssig indessen des Widerspruchs, meistens über Behauptungen, die eines

Widerspruchs kaum wert waren, entzog sie sich diesem, sobald sie konnte. Sobald er kann, entzieht sich ihm auch der Leser: denn an den Prinzipien des »Begrifflosen, des Zweckmäßigen *ohne Zweck*, des ästhetischen Gemeinsinnes u. f.« ist nichts zu erbeuten. Ists nicht traurig, daß die sich nennende *einzigmögliche* Philosophie dahin gehen soll, unserer Empfindung alle Begriffe, dem Geschmacksurteil alle Urteilsgründe, den Künsten des Schönen allen Zweck zu nehmen, und diese Künste in ein *kurz- oder langweilig-äffisches Spiel*, jene Kritik in ein allgemeingültiges, diktatorisches *Aburteilen ohne Grund und Ursach* zu verwandeln? Kritik und Philosophie haben damit ein Ende.

Und doch sind, seitdem die Kritik der Urteilskraft erschien, diese Oszitanzen, die man zu anderer Zeit zu bekennen sich geschämt hätte, *leitende Ideen, Ordnung des Tages* worden; sie haben, wie es nicht anders sein konnte, Keckheit und Insolenz, Begrifflose Unwissenheit und allgemeingültige Anmaßung zu philosophischen Prinzipien gewürdet. Fast ist (dies haben mehrere gefühlt) mit *Lesung* die Kritik des Schönen aus Deutschland verschwunden; wogegen sich mit dem kritischen Idealism in Theorien sowohl als Urteilen die *Akritik in Form* auf den Thron gesetzt hat. Und wir lassen es geschehn! wir dulden es, bis daß der Strom ablaufe!

Denn die blinde Abgötterei, die man *einigen* Kunstprodukten ohne Gründe und Regel erweist, kann jene Schloffheit des Begrifflosen Ungeschmacks so wenig verbergen, als der im Gang gekommenen Akrisie abhelfen; vielmehr ist sie der größte Erweis beider. Schwätzet so viel ihr wollt von der »absoluten Bewußtlosigkeit des Genies, die mit dem Bewußtsein unerklärlich kämpfet,« erfindet im Taumel der Entzückung hundert mystische Worte, und fallet nieder wie vor euren aufgestellten Idolen, so vor euren eckelhaft-wiederholten Wortformen. Bedauernd geht der Verständige diesem Taranteltanz vorüber.

Wie? die Weisen aller Zeiten bestrebten sich, das Reich menschlicher Begriffe aufzuhellen, Gesetze der Natur zu

finden, und die Gleichförmigkeit der Menschheit mit ihnen zu fördern; und wir stürzen uns a priori, d. i. Kopfüber in den Abgrund unergründlicher Anschauungen, eines ewig-Begrifflosen Mystizismus? Die Guten aller Zeiten bestrebten sich das Schöne als eine Darstellung des Wahren und Guten anschaulich zu machen, und durch seinen Reiz das Rein-Sittliche zu fördern; und wir strecken eine kalteiserne Hand aus, was die Natur in uns zart verschlungen hat, unerbittlich zu trennen; lobjauchzen auf dem gefundenen kalten Fleck, »auf dem das Schöne weder wahr noch gut sein muß,« darüber also über die höchste Entdeckung, als über das gefundene Reingöttliche, d. i. Höchst-Nutzlose, durchaus-Formelle, mithin Höchst-Leere? Wenn dies nicht Entweihung des Edelsten der Menschheit, der Künste, der Gaben, des Gefühls, der Vernunft heißt, so kenne ich keine.

Drei ernste Wünsche oder Fragen lege ich also dem Leser ans Herz; er antworte und richte.

1. Ists gut, daß eine *kritisch-idealistische Transzendentalphilosophie*, (welche es auch sei,) nicht nur zum akademischen Studium, sondern sogar zur Pforte des akademischen Studium gemacht werde? Für Akademien der Wissenschaften gehört (wenn es solch ein Ding gibt,) die Transzendentalphilosophie, nicht aber für Schulen. Jünglinge, die von Schulen auf Schulen kommen, gehen entweder, wenn sie gesunden Verstandes und von festen Grundsätzen sind, in diese Traumwelt nicht ein, und so verlieren sie langweilig ihre Stunden; oder wenn ihre Phantasie lebhaft und ihre Zunge geschwätzig ist, reißt sie der Dünkel des Wortwelten-Erbauers hin, sie bringen Phantasmen, ein Bewußtsein nach dem andern zu Stande und gefallen sich in diesem müßigen *Zustandbringen* so sehr, daß sie dafür streiten und eifern. Im hohen Gefühl des eignen *Zustandgebrachthabens* verachten sie, was die Natur zu Stande gebracht hat, vernachlässigen die Wissenschaften, durch welche sie etwas zu Stande bringen sollen, und werden die unerträglichsten Schwätzer, fahrende Raufbolde der Transzendenz, unwissende »Deduzenten a priori.« So dachten



über die Erziehung der Jünglinge die Alten nicht; andre kultivierte Nationen denken nicht also. *Jene* sagten, »philosophiere mit Wenigem,« nutzbar, gründlich; zur Abstraktion foderten sie reifere Jahre. *Diese* sind über das Verderbliche und Lächerliche des puren puten Scholastizismus zumal auf Schulen einig. Nur wir Deutsche dulden den Verderb junger Gemüter, die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Disputiersucht, der Rechthaberei, des stolz-blinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven, diese *Verödung der Seelen*, die ignorante *Verleumdung alles reellen Wissens und Tuns*, die unerträgliche *Verachtung aller Guten und Großen*, die vor uns gelebt haben; sie dulden wir als *erstes akademisches Studium* unter dem Namen der *kritisch idealistischen Transzendentalphilosophie* gern und willig. Wir sehen sie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen müsse, weil Alles seine Zeit habe. Und die Nachbarn spotten unser; und unsre Jugend verdirbt *transzendierend!*

Die Zeiten der Revolution, hoffen wir, sind vorüber; die idealistischen Träume, mit denen sich die kritische Philosophie auch dem Ausdruck nach an sie schlang, gehören im »konstituierenden Ich der zweiten, dritten und letzten Potenz des Bewußtseins,« mit der ersten, zweiten und dritten Epoche der Revolution ins alte Register. »Kritisch-idealistische Transzendentalphilosophie« solchen Schlages auf deutschen Akademien, im Ohr und Munde und in der Feder siebenzehnjähriger Jünglinge ist ein so zeitloses Wort, daß unsre Nachkommen den fortgesetzten *St. Veinstanz* kaum glauben werden, wenn sie nicht seine häßlichen Folgen spürten. Hinzu also, alle Verständige und Gute, den Frevel, der mit der Jugend getrieben wird, abzustellen, nicht etwa nur zu entlarven: denn er entlarvt sich selbst täglich.

*Zweitens.* Nur dadurch griff die Transzendentalinfluenza um sich, daß sie einen Krankheitsstoff fand, der sie willig aufnahm. Dies war Teils die *Verfallenheit der alten abgenutzten Systeme*, statt deren man zeitmäßig ein Neues begehrte, Teils die *stolze Trägheit* mit Worten alles abzutun, und indem sich

die Welt politisch regte, wenigstens idealistisch sein Faß zu wälzen. Man hat es gewälzt; der babylonische Turm aus Backsteinen, der bis an die Wolken reichen sollte, hat die Sprache der Arbeiter verwirret; jeder bauet jetzt aus seinem »unbewußt-bewußten und bewußt-unbewußten Ich« sein Türmchen. Mögen sie bauen; nur Ihr Verständige, Bescheidene, leget die Hand nicht in den Schoß, sondern bauet auch, und etwas Besseres. Durch Tat spricht der Mann, nicht durch Worte. Sie sind rüstig; wir müssen und können noch rüstiger sein, ihre Akrisie nicht zu widerlegen, sondern *aufzubeugen*, ihre Begrifflosigkeit durch Begriffe zu *zerstreuen*, ihr Zwecklosjähnendes Spiel durch fröhlichen Ernst so in Vergessenheit zu bringen, als ob es nicht da wäre, vor allen jene tumme Abgötterei gegen Genieprodukte und Kunstformen durch *Maß und Gewicht in eine Heilbringende Kritik zu verwandeln*. Maß sei unser stilles Zeichen; *das Wahre, Gute, Schöne, ungetrennt und unzertrennlich* sei unsre Losung. In wessen Händen dies Blatt ist, fühlet er sich rüstig zum Werk, so feire er nicht, sondern tue das Seine, damit die übersinnliche Transzendenz *deszendiere*. Die ganze Vorgeschichte der Menschheit ist für uns; alle kultivierte Nationen sind mit uns; die Natur selbst strebt dahin, allenthalben ihre Gesetze ernster zu enthüllen, fruchtbarer zu offenbaren. Umsonst leben wir nicht *jetzt und heut*.

*Drittens.* »Soll ich aber vergessen, was ich mit Mühe erlernt habe? was mir in Stunden des *idealistischen Enthusiasmus* so Wortselig zuflog? Das holde, dicke Buch! und das noch dickere Lexikon darüber! Es ist doch Schade um so viel Witz und Scharfsinn.« *Antwort.* Wie alle Gärungen hat auch die kritische Philosophie ihren Zweck erreicht, aber nur als Gärung. Was in dem dicken Buch besteht, bestehe; Wahrheit ist und bleibt überall Wahrheit. Nur setze sie sich und werde *deine* Wahrheit; die angeflogenen oder auswendiggelernten Worte mögen verfliegen.

Vor mehr als dreißig Jahren habe ich einen Jüngling gekannt, der den *Urheber der kritischen Philosophie* selbst und zwar in seinen blühenden männlichen Jahren, alle seine Vor-

lesungen hindurch, mehrere wiederholt, hörte.<sup>6</sup> Der Jüngling bewunderte des Lehrers dialektischen Witz, seinen politischen sowohl als wissenschaftlichen Scharfsinn, seine Beredsamkeit, sein Kenntnissvolles Gedächtnis; die Sprache stand dem Redenden immer zu Gebot; seine Vorlesungen waren sinnreiche Unterhaltungen mit sich selbst, angenehme Konversationen. Bald aber merkte der Jüngling, daß, wenn er sich diesen Grazien des Vortrages überlasse, er von einem feinen dialektischen Wortnetz umschlungen würde, innerhalb welchem er selbst nicht mehr dächte. Strenge legte ers sich also auf, nach jeder Stunde das sorgsam-Gehörte in seine eigne Sprache zu verwandeln, keinem Lieblingswort, keiner Wendung seines Lehrers nachzusehen und eben diese geflissentlich zu vermeiden. Zu solchem Zweck verband er mit dem Hören das Lesen der bewährtesten Schriftsteller alter und neuer Zeit mit gleicher Sorgfalt, und erwarb sich dadurch, wie er glaubte, die Fertigkeit, in der Seele jedes Schriftstellers auf einige Zeit wie in seinem Hause zu wohnen, alle dessen Hausrat bequem und nützlich zu gebrauchen, in allen Zeiten und in den verschiedensten Denkart zu leben, aber auch ausziehen zu können und mit sich selbst zu wohnen. In dieser Übung bestärkten ihn insonderheit *Plato, Baco, Shaftesburi, Leibnitz*. Nie also fühlte er sich freier und ferner vom System seines Lehrers, als wenn er dessen Witz und Scharfsinn scheu ehrte. *Young* gibt einen ähnlichen Rat, die Alten dadurch in ihrem Sinne nachzuahmen, daß man sich von ihnen entfernt.

Wer will, befolge den Rat; er wird sich dadurch frei, verjüngt, Herr über seinen Geist, über seine Feder und Zunge fühlen. Wer gegenteils selbst im gemeinen Gespräch kein Urteil verstehen kann, bis er es sich mit augenscheinlicher

<sup>6</sup> In den Jahren 1762-65, in denen *die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren; der einzigmögliche Beweisgrund des Daseins Gottes; der Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen; die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* u. f. erschienen.

Mühe in die kritische Sprache *übersetzte*, und es sodann von sich gibt »transzendental-kritisch,« wer selbst mit Gott und mit seinem Weibe nicht anders als »transzendental-kritisch« zu sprechen weiß, o der ist lahm, lahm an Worten, an Gedanken, und gewiß lahm in Führung des Lebens. Welcher Gott, welcher Heilige hilft ihm zum eignen Gebrauch seiner Glieder?

Ein schönes Zeichen der fortwährenden Jugendkraft des Urhebers der kritischen Philosophie wäre es, wenn Er selbst, nachdem er die über oder gegen seinen Willen erfolgten Wirkungen seiner Philosophie erlebt hat, sich von ihnen lossagte, den Mißbrauch derselben öffentlich bezeugte, und seinen primitiven Zweck erklärte, »Nutzlose Spekulation abzutun, nicht aber durch einen dem Schein nach immer vollendeten, der Wahrheit nach nie endenden Transzendentalismus Dornen ewiger Spekulation zu pflanzen.« Die beste Absicht kann mißraten; ein offnes Geständnis, daß sie mißraten sei, zeigt den Unternehmenden größer als sein Werk und als seine Absicht.

Die kritisch-idealistische Transzendentalphilosophen wollen wir sodann sämtlich und sonders in Eine Stadt tun, wo sie abgesondert von allen gebornen Menschen (denn *sie* sind nicht geboren) sich idealistisch Brot backen und darüber ohne Objekt und Begriff idealistisch Geschmackurteilen; wo sie sich idealistische Welten schaffen und solche »bis Gott sein wird,« nach ihrer Moral, Rechts- und Tugendlehre, auch nach ihren »persönlich-dinglichen« Ehegesetzen idealistisch einrichten, vor allem andern aber sich durch gegenseitige Kritik einander vollenden. Ohne neuhinzukommende, neugetauschte Jünglinge wäre ihr Aristophanischer Vögelstaat bald vollendet. *Ilicet!*

Wir indes wollen ohne »Transzendentalgeschmack, dessen Principium im übersinnlichen Substrat der Menschheit im absolut Unbewußten wohnt« hienieden im Bewußten unsern Geschmack bilden, die Gesetze und Analogien der Natur kennen lernen, und weder Kunst noch Wissenschaft des Schönen zum Spiel oder zur Abgötterei, sondern

mit fröhlichem Ernst zur Bildung der Menschheit gebrauchen.

Weimar, den 1. Mai, 1800.

J. G. Herder.

INHALT.

*Erster Teil.*

*Vom Angenehmen und Schönen.*

1. Vom Angenehmen der untern Sinne.  
Was angenehm heiße? Angenehm dem Gefühl und Vorgefühl. Abscheu. Ob das Angenehme der sinnlichen Empfindung vom Urteil des Gefallens abhänge? Tieferer Grund des sinnlichen Wohlgefallens, *die Empfindung unsres Daseins*. Vom Geruch und Geschmack. Widerung, Eckel. Eckel auch in Absicht des Ungeziemenden und Unanständigen. Das Angenehme des Geruchs und Geschmacks, ein ihnen *harmonisches Gutes*. Ob Angenehm, Schön und Gut einander entgegengesetzt seien? 664
2. Vom Angenehmen in Gestalten.  
Analytik des Schönen nach vier Momenten des Geschmacksurteils. Prüfung dieser Momente. Das Wohlgefällige des *tastenden Gefühls*. Linien und Gestalten der Festigkeit. Der Bewegung. Ob es eine Linie der Schönheit oder des Reizes gebe? Die Ellipse. Die Zyloide. Undulationen. Grund des Wohlgefälligen der Symmetrie und Eurhythmie der Gestalten. Ob ein Geschmacksurteil Begriffe, Vorstellungen und Zweck aufhebe? Gestalten des Angenehm-Zweckmäßigen, Zweckmäßig-Angenehmen in der Natur. Das Schöne in Gestalten. Allgemeine Resultate. 673
3. Vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne.  
Schönheit des Lichtes. Finsternis. Was das Licht dem Auge eigentlich gewähre? Festes Gesetz der Haltung. Vieles auf Einmal, aus Einem Punkt, ein Ganzes. Untrennbare Leiter der Farben. Grund des Angenehmen der Farben. Schwarz. *Licht, ein Medium, das die Regel selbst*

*exponieret.* Was der Schall ausdrücke? Jeder mann verständlich. Was daraus, daß er sich in Wellen zeitmäßig bewegt, folge? Er gibt eine Haltung in Zeitmomenten nach einander, Konsonanzen, Akkorde, eine Skala. Ob das Zählen der Verhältnisse die Anmut der Musik mache? Wirkung der Töne in elastischer Mitempfindung. Ursachen der Verschiedenheit dieser Wirkung. Feste Regel des Tonzyklus. Was die kritische Philosophie von der Musik halte? 690

4. Von der Bedeutsamkeit lebendiger Gestalten zum Begriff der Schönheit.

Rekapitulation. Ob jede Gestalt einen Exponenten ihrer Bedeutung habe? Schönheit der Blume. Des Baums, der Früchte. Meeresgebilde. Was uns in Bildungen widrig und häßlich scheinere? Schönheit der Meeresgebilde. Uns fremde Gestalt der Luftgeschöpfe. Scheinbare Mißbildung der Geschöpfe zweier Elemente. Virtualität der Luftgeschöpfe. Verhältnis der Erdgeschöpfe zu uns. Welche Gestalten unter ihnen wir für schön halten? Schönheit des Menschen, ein Ausdruck seiner Virtualität. Resultate. 708

5. Vom Mißbrauch der Namen.

1. *Des Angenehmen.* Ob es dem Schönen entgegengesetzt sei? 725
2. *Des Schönen.* Was das Wort den Griechen bedeutet? Das Schöne des Plato. Der Platonischen Schule. Bemühungen der Franzosen, Engländer und Deutschen um Entwicklung dieses Begriffs. 726
3. *Interesse.* Entbehrlicher Doppelsinn des Worts. Notwendiges Interesse am Schönen. 729
4. *Reiz, Rührung.* Was Reiz, Anmut, Charis sei? 731
5. *Begriff. Form der Zweckmäßigkeit.* Form. Ob Geschmacksurteile ohne Begriffe sein können? Ob eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck statt finde? Mißbrauch des Worts Form. 732
6. *Vollkommenheit.* Ob Schönheit der sinnliche Ausdruck einer Vollkommenheit sei? Mißdeutung dieser Formel.

7. *Notwendiges Wohlgefallen ohne Begriff. Allgemeine Norm und Gemeinsinn des Schönen.* Ob der Künstler für den gemeinen Geschmacks arbeite? Tyrannei des Normalgeschmacks. Prüfung der Gründe, auf denen die allgemeine Notwendigkeit der Geschmacksurteile ruhen soll. Wie allein diese sonderbare Theorie entstehen konnte. 738

6. Von einer Regel des Schönen.

Daß es eine solche gebe. Daß diese nicht ohne Begriffe erkannt werde. Vom Typus lebendiger Bildungen in der Natur. Ursachen dieses Typus. Typus der Menschengestalt. Der Mensch denkt in Gestalten. Gestaltenschöpfung im Menschen. Nach welcher Regel und zu welchem Zweck er dichte? Baco. 748

### Zweiter Teil.

#### Kunst und Kunststricherei.

1. Natur und Kunst.

Ihr Unterschied von einander. Der Mensch, das Kunstgeschöpf, geschaffen zum Künstler der Natur. Wer ihn dazu erzoget? Freie und unfreie, auch Magister-Künste. 759

*Erste freie Kunst des Menschen, das Bauen.* Unter Bäumen, in Höhlen. Zweck der Baukunst bei verschiedenen Völkern. 764

*Zweite freie Kunst des Menschen, der Garten.* Eine fortgehende sich erweiternde Kunst, Bild der frühesten und spätesten Kultur. 766

*Dritte freie Kunst des Menschen, Kleidung.* Verdienste des Weibes um sie, und durch sie um mehrere Künste. 767

*Vierte freie Kunst des Menschen, das Schöne in männlichen Übungen und Kämpfen,* mit seinen Folgen. 770

*Fünfte freie Kunst des Menschen, Sprache.* Verdienste des Weibes um dieselbe. Wie sehr die Sprache eine freie Kunst sei. Urteil der Kritik über die erste Kunstbildung des Menschen. Prüfung dieses Urteils. 771

## 2. Poesie und Beredsamkeit. 776

Ob Beredsamkeit ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten? Ob die Dichtkunst ein Spiel mit Ideen sei, wobei für den Verstand auch etwas herauskommt?

## I. Von der Dichtkunst, als eine menschliche Kunst betrachtet. 778

1. *Das Epos der menschlichen Natursprache*. Wie es entstand. Sein Wesen. Sind Dichtungen bloße Ideen-spiele? Wirkungen des Epos in den ältesten Zeiten. In spätern Zeiten und als Roman. 780

2. *Poesie menschlicher Empfindung*. Sie ist kein bloßes Spiel, weder als Melos, noch als Drama. Irrung durch das Wort *Spiel* in seiner vielfachen Bedeutung. Wiefern spielt das Drama? Wiefern der Roman? Wiefern der Scherz? Pindar über die Wirkungen der Dichtkunst. 785

## II. Von der Beredsamkeit als einer menschlichen Kunst.

Was Rede sei? Ob in der griechischen und römischen Beredsamkeit Geschäfte zum Spiel der Einbildungskraft gemacht wurden? Mißbräuche der Redekunst, wenn dieses geschah. Französische Lobreden. Französische Wohlredenheit. Wohlredenheit der Engländer. Deutsche Beredsamkeit. Zweck der großen und der ruhigen Beredsamkeit. Nutzbarkeit der Anstalten dazu. Aufmunterung, die Rede als Kunst zu üben. 793

## III. Von bildenden Künsten.

Kritische Erklärung derselben. 802

*Plastik, eine schöne Kunst der Menschheit*. Ihr Umfang und Wesenhaftes bei den Griechen. Ihre Bedeutsamkeit und Wirkung. Ihr Gutes für die Menschheit. Kritische Erklärung der Malerkunst und Lustgärtnererei. 803

## IV. Von Musik.

Kritische Erklärung derselben. 810

*Musik, eine Kunst der Menschheit*. Ihr Grund in der Natur. Begleitet mit Tanz, Stimme und Gebärde.

Wirkung der Musik. Ihre drei Regionen. Ob sich der Ton nie vom Wort oder von der Gebärde trennen dürfe? Was die Musik von allem Fremden gesondert habe? Ob das Vorübergehende in ihr ihr zum Nachteil gereiche? Ob sie Wiederholung leide? Vom Wert der Musik für die Kultur. *Leibnitz* über Macht und Anwendung der Musik. 811

## V. Von Kunstricherei, Geschmack und Genie. 824

1. Kritische Definition der schönen Künste. 825

2. Eunomie der kritischen Geschmacksurteile. Prüfung derselben. 827

3. Kritische Aussprüche vom Genie. Prüfung dieser Aussprüche. 830

I. *Genie*. Entwicklung dieses Begriffs, seiner Kraft, seines Werks, seines Zwecks, seiner Wirkung. 835

II. *Geschmack*. Ob er erstes Principium der Kunst sein könne? Weshalb der Geschmack Bezeichnung des Kultivierten und Kultivablen worden 840?

1. *Erfordernisse des Geschmacks*. Wiefern Geschmacksurteile der sogenannten *Kenner* gelten? 841

2. *Verschiedenheit des Geschmacks*. Warum man über den Geschmack nicht streiten müsse? Verschiedenheit des Geschmacks 844

1. Nach der Beschaffenheit der Organe, des Temperaments, des Klima. 844

2. Gewohnheiten bilden den Geschmack. 845

3. Den Geschmack fixierten Muster, denen man willig folgte. 846

4. Neuhervorstehende Muster und Übungen ändern den Geschmack. 846

3. *Bildung des Geschmacks*. Hauptfrage: woran man Geschmack habe? Geschmack muß in allem herrschen, das von uns abhängt. Pro-

ben des Ungeschmacks bei fernher erborgten Übungen und Künsten. Ursachen des fortdaurenden Ungeschmacks in Deutschland. 847

4. *Hilfsmittel zur Bildung des Geschmacks.*

1. Frühe fange sie an. 850
2. In nichts sei Ungeschmack erlaubt. 851
3. Nichts schadet dem unreifen Geschmack mehr, als wenn man alles zum Spiel macht.

851

III. *Kritik.* Sie ist Ausspruch nach einer Regel, mit Gründen. Ein apodiktisches Tribunal der Kritik ist eben so lächerlich, als anmaßend und schädlich. Was Rezensieren heiße? In Arbeiten des Fleißes, in Wissenschaften und Künsten, in Werken des Genies und Charakters. Was bei Mißbrauch derselben die Nation für Mittel gegen diesen Mißbrauch habe. 853

*Dritter Teil.*

20 I. Vom Erhabnen.

1. *Geschichte des Erhabnen* in der menschlichen Empfindung. Ob die Griechen vom Erhabnen und Schönen im Gegensatz geschrieben? Warum nicht? Longins Erhabnes, was es sei? Ob man das Erhabne und Schöne Zunftmäßig trennen müsse? Ob das tätige und leidende Principium in der Natur zu dieser Einteilung Anlaß gegeben? *Burke* vom Erhabnen und Schönen. Geschichte des Schönen und Erhabnen im Anblick der Schöpfung. Der Weltgeschichte. Der Künste und Wissenschaften. In unsrer Empfindung, beim Anblick des Himmels. Des Meeres. Der Berge und Abgründe. Der Nacht. Hoher Bäume. Der Schulwissenschaften. Der Arithmetik. Poetik. Der Moral und Geschichte. Der Philosophie. Verhältnis beider Begriffe zu einander. 861

2. *Kritische Analyse des Erhabnen.* In Frage und Antwort, zwanzig Fragen. 874

3. *Vom Erhabnen, ein Entwurf.*

I. *Wörterklärungen des Erhabnen.* Hoch, Höhe, Größe. Hochachtung, Staunen, Erstaunen, Entsetzen, Schauer. Tiefe, Weite, erhoben, erhaben. Erhabne Gedanken, Gefühle. Gefühle des Erhabnen, *Elevation, Erhebung*, was es sei? Dagegen *Parathyrsus*. 891

II. *Grund des Erhabnen in der Natur und der menschlichen Empfindung.*

Unsre Bildung. Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. Übertragung dieses Hemisphärs in die menschliche Seele. Maß und Umschränkung desselben. Stille Einwirkung des Erhabnen. Hohe Gedanken, Gesinnungen, Taten. Ausdruck des Erhabnen. Erklärung. 894

III. *Sinne zum Gefühl des Erhabnen.* Vom erhabnen Schauer.

1. Erhabnes dem tastenden Gefühl. 897

2. Dem Gesicht. 898

IV. *Künste, in denen sich das Erhabne dem Anblick offenbaret.*

1. *In der Baukunst.* Bei Ägyptern und Griechen. Das Erhabne der Peterskirche. 898

2. *In der Bildnerei.* Vom heiligen Styl der Griechen. Seit wann dies Erhabne von der Erde verschwunden? 899

3. *In der Malerei.* Unterschied der alten und neuen Malerei. Daß das Erhabne auch energisch, d. i. fortschreitend wirke, in Musik und Dichtkunst. 900

V. *Vom Erhabnen hörbarer Gegenstände.*

Ob dies Intervalle der Skala machen? Ob das Gehör objektive Formen gebe? Wirkungen desselben durch Sukzession und Progression in vier Arten der Energie. Ob das Erhabne auch hier

ohne Maß bewirkt werde? Wiefern alle Künste des Schönen ein Unermeßbares haben? Von der sogenannten reinen Objektivität der Poesie. Falsche Zitation Homers hierüber. Von der sogenannten reinen Subjektivität der Poesie. Anwendung des Gesetzes der Progression auf Milton, Klopstock, das Drama u. f. Proben aus dem Altertum, daß beim Erhabnen ans Unermeßliche ein Maß gelegt werde. 902

VI. Das *Sittlich-Erhabne*. Wie notwendig in ihm Maß sei? Wer waren uns die sittlich-Erhabensten der Menschen? Woran sich das Gefühl des Erhabnen am meisten stoße? Proben falscher Erhabenheiten in Aussprüchen der kritischen Schule. In hohen praktischen Grundsätzen dieser Schule. 908

VII. Das *Erhabne im Wissen* ist nicht Transzendenz, die uns im Leeren Nichts gibt. Was das Erhabne im Wissen sei? 912

II. Vom Ideal des Schönen. 914

Kritische Grundsätze hierüber und Zweifel dagegen.

1. *Ideale der bildenden Kunst*. Zeus und sein Geschlecht. Von wem gebildet? wie bestimmt in Gestalten. 922

2. *Ursprung dieser Ideale*. Reine Idee der Form, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Wo notwendig also das Ideal beginnen *mußte*? Was daher folgte? Erklärung der hohen Ruhe, der stillen Würde, der erhabnen Einfachheit aus der Gestalt des Menschengebildes. 924

3. *Folgen des Ideals*. Für die griechischen Kunstschulen. Für spätere Zeiten. 927

4. *Unterschied des Individuellen und des Idealen*. Ob es auch Tierideale gebe? 928

5. *Schlussfolgen*. Gegen die Formlosigkeit. Unterschied zwischen *ideisieren* und *idealisieren*. Ob allenthalben ein Ideal statt finde? Ob andre Völker das Ideal der Griechen gehabt? Ob der *moralische Gliedermann* ein Ideal sei? 930

III. Von schönen Wissenschaften und Künsten.

Kritische Mißdeutung des Ausdrucks. Ursprung desselben. Erweiterung und Veredlung des Begriffs bei verschiedenen Völkern. Allmählich in Deutschland. In welche Zeiten uns die kritische Geschmacksphilosophie zurückwerfe? 934

*Begriff der schönen Wissenschaften und Künste*. Was sie nicht sein wollen? Dagegen ihre Bestimmung und ihr Charakter. 941

*Frage 1. Was ist im Menschen kultivabel?* Glieder, Sinne, Seelenkräfte, Neigungen. Bestimmung der bildenden Künste und Wissenschaften nach solchen. 943

*Frage 2. Was ist durch Menschen bildbar?* Die Natur, die menschliche Gesellschaft, die Menschheit. Daher entspringende schöne Künste. 947

*Frage 3. Wie wirken Wissenschaften und Künste zur Kultur der Menschheit?* Durch Wissen Wissenschaft, durch Können Künste. 948

IV. Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet.

Kritische Exposition des Symbols und der Sittlichkeit in Symbolen mit Anmerkungen. 951

1. *Das Schöne als Symbol betrachtet*. Natursymbole. Grund ihrer Bedeutung. Konventionelle Symbole. Unterschied der Symbole fürs Auge und Ohr. 956

2. *Wie kann eine schöne Gestalt Symbol der Sittlichkeit werden?* Wodurch nicht? Von der sittlichen Grazie verschiedener Künste. Verschiedener Lebensalter. Vom Naiven, Sentimentalen, von der Natur- und sittlichen Poesie, nach unsern Zeiterfordernissen, Gesinnungen und Wünschen. 959

standes, als ein *freies Spiel der Einbildungskraft* zu betreiben; *Dichtkunst*, ein *freies Spiel der Einbildungskraft*, als ein Geschäft des Verstandes auszuführen.«<sup>1</sup>

»Der Redner also kündigt ein Geschäft an und führt es so aus, *als ob es bloß ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten.*« Ernster Demosthenes, darf dies sagen, wer Eine deiner Reden gelesen? wenn dein Nachdruck, deine *δενώρης*, im Inhalt, Zweck und der Form deiner Reden bekannt ward? Du hättest ein Geschäft angekündigt und es im Reden so ausgeführt, als ob es bloß ein »Spiel der Ideen« sei, um die Zuhörer zu unterhalten? Und ihr andern ersten Redner der Griechen, ihr Römer, die Cicero's Orator und das spätere Gespräch vom Verfall der Beredsamkeit so strenge mustert, du selbst, *Tullius*, wußtest es nicht, daß die Beredsamkeit »ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten, die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben;« *Quintilian* auch nicht; und du, guter Sokrates, der über manches kleine Wortgeschwätz die Sophisten ironisch zusammentrieb, du gar nicht.

»Der Dichter kündigt bloß ein *unterhaltendes Spiel* mit Ideen an, und es *kommt doch so viel* für den Verstand *heraus*, als ob er bloß dessen Geschäft zu treiben die Absicht gehabt hätte.« Und daß »*doch so viel*« herauskäme, griff er vielleicht in einen Glückstopf? Seinen Kopf, den Glückstopf schüttelte er so lange, bis durch ein Zusammentreffen der Ideen »im freien Spiel der Einbildungskraft so was für den Verstand herauskam, das aussah, als sei es ein Geschäft des Verstandes.«

»Der Redner gibt also zwar etwas, was er nicht verspricht, nämlich ein unterhaltendes Spiel der Einbildungskraft; aber er bricht auch dem etwas ab, was er verspricht, und was doch sein angekündigtes Geschäft ist, nämlich den Verstand zweckmäßig zu beschäftigen. Der Dichter dagegen verspricht wenig und kündigt ein bloßes Spiel *mit* Ideen an,

<sup>1</sup> Kritik. S. 202. 203.

## 2.

## POESIE UND BEREDSAMKEIT.

»Es gibt *nur* dreierlei Arten schöner Künste, die *redende*, die *bildende Kunst* und die des *Spiels der Empfindungen*, als äußerer Sinneneindrücke. Die redende Künste sind *Beredsamkeit* und *Dichtkunst*. *Beredsamkeit* ist die Kunst, ein Geschäft des Ver-



leistet aber etwas, was eines Geschäftes würdig ist, nämlich dem Verstande spielend Nahrung zu verschaffen und seinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben.« So kündigte sich kein Dichter des Altertums an; ein bloßes »Spiel mit Ideen« war so wenig sein Präconium, als der eingeschränkte Zweck, »Verstandesbegriffen Leben zu geben,« immer sein Zweck, sein Hauptzweck war. Auch die Kunst des Redners beruhete auf nichts weniger, als auf dem feinen Betrage eines Verstandes-Diebstahls.

Wie niedrig stünden Redner und Dichter, wenn sie dies tadelnde Spiel zum Geschäft ihres Lebens machten! und wie übel zusammengeleimt wäre die menschliche Natur, wenn sie dieses Spiels bedürfte! Der Verstand müßte die Einbildungskraft, diese den Verstand hintergehen, und der beide hintergehende Täuscher wäre der »redende Schönkünstler!« Jetzt schlägt er sein *Hocus* von oben herab: es ist Beredsamkeit; jetzt das *Pocus* von unten hinauf; es heißt Dichtkunst.

Da diese Wortspiele der kritischen Schule geradehin zu bündigen Grundbegriffen ihrer *ästhetischen Beurteilung* aller alten, neuen und neuesten von ihnen so genannten *redenden Künste* dienen, wobei die vormals geltende Kritik, von Aristoteles bis Lessing, als eine unwissende Schülerin behandelt wird, der es an echten Grundsätzen gefehlet, so wird es der Mühe wert sein zu sehen, worin die Vorwelt in Lehre und Tat das Wesen der Rede- und Dichtkunst, das Werk der *sprechenden Muse* setzte. Wir nehmen den Faden auf, wo wir ihn bei den Anfängen der Künste sinken ließen, und reden zuerst

I. Von der Dichtkunst, als eine menschliche Kunst betrachtet.

»Poesie,« sagt ein Schriftsteller, »ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel.«

»Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit.«<sup>2</sup> – Was hier abgerissen gesagt wird, haben *Du Bos*, *Goguet*, *Condillac* und wie viele andre historisch sowohl, als philosophisch erläutert; der Anfang der menschlichen Rede in Tönen, Gebärden, im Ausdruck der Empfindungen und Gedanken durch Bilder und Zeichen konnte nicht anders als eine Art roher Poesie sein, und ist noch bei allen Naturvölkern der Erde.

Als diese Bilder- und Affektvolle, Ton- und Gebärdenreiche Sprache der Menschen sich mehr und mehr zu binden, zu ordnen anfang, so ward, nachdem es der Umfang der Stimme und der Gedanken gab, eine Art *melodischen Masses* eingeführt, bei welchem die *Gebärdung* lange noch den Akzent unterstützte und die Interpunktion vertrat. Wir, die die Sprache von Kindheit auf mit- oder gar nach *Buchstaben* lernen; wir, die die Worte hören, wie sie *geschrieben* stehn, wie die Grammatik sie ordnet, sprechen und hören Buchstaben und Sylben; so hören unbuchstabierte Naturmenschen nicht. Abgesetzt oder ununterbrochen fließen oder stürmen ihre Reden wie ein Strom daher; die Reden des gemeinen Volks, zumal im Affekt, erweisen dies täglich. Wenn diesem Strom der Töne Einhalt getan, wenn er geführt und gelenkt werden sollte, wodurch geschah dies zuerst und vornehmlich? Durch *Erzählung*. Auf das, was vor mir steht, zeige ich: was in mir vorgeht, drücke ich durch Töne und Gebärden aus; was aber *abwesend* oder *einst* geschah, bedarf, wenn es vornehmlich werden soll, einer zusammenhängend-geordneten Rede. So ward das *Epos*.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Kreuzzüge des Philologen, S. 163.

<sup>3</sup> *Epos* heißt bei Homer *Wort*, *Sache*, *Geschichte*, *Erzählung*. So das deutsche *Wort* von *werden*, das nordische *tal* (*tale*) u. f.

Die Zaubergewalt, die eine menschliche Stimme und der

laute Vortrag hat, wollten wir sie zum Spiel mißbrauchen?<sup>15</sup> Lies und wisse das Prächtigste; es wird dir andringender, wenn es, dir angemessen, dein Freund zur rechten Stunde *saget*. Die Denkweise derer, die sich selbst lehrten, und derer, die durch einen lebendigen Vortrag nicht nur denken, sondern auch sprechen lernten, bleibt entschieden auf ihr ganzes Leben; man hört es einer Schrift an, ob und wie ihr Verfasser zu sich und andern sprach. Wer z. B. eine Spielerei von Worten und Schemen auf die Redstühle schüttet, die der Rede *ans Volk*, der klarsten, herzlichsten Menschen-Zusprache verständliche Wahrheit, mithin Atem und Macht rauben, hat er nicht dem Volk sein letztes Mittel zur Bildung, das Wort, das unmittelbar an Verstand und Herz spricht, genommen? »Was tut der Mann auf jener mit Schematismen umhangenen Rednerbühne?« fragt man. Er übt die kritische Beredsamkeit, er »Wortspiel«.

Von Jugend auf lasset uns in Menschen ihre edelsten Werkzeuge Vernunft und Rede vereint bilden: denn durch sie ward das Menschengeschlecht menschlich. Warum sprechen Naturvölker und Stände über *den Kreis* von Dingen und Geschäften, den sie kennen, verständig, bestimmt, nachdrücklich, überzeugend? Weil sie ihn kennen und Worte nie ohne Sachen lernten, d. i. weil ihnen Geschäft Geschäft, nicht Wortspiel der Einbildungskraft ist oder je war. Lese man die Reden der sogenannten Wilden in Amerika; man erstaunt über den Verstand und Wohlstand, über die nachdrückliche Kürze, Ordnung und Bestimmtheit ihrer Reden. Dagegen hört die verworrene Sprache unsrer halbgelehrten, unsrer falsch oder unreif gebildeten Stände an, zumal, wenn

15 — — Οἷον γε ποῦ

Ἡ γλώσσα τ' ἀνθρώπου ὅτιν, εἶπερ ὁ μὲν λέγων  
Φεύγωμεν, ἀναπτεροῖ ὁ δ' αὐ πείθει λέγων  
Μίμνωμεν.

Eupol.

O mächtigste Menschenzunge! Sie beflügelt uns,  
Durch Ein Wort: »fliehen wir!« Sie hält zurück uns  
Durch Ein Wort: »bleibt!«

sie *geziert* reden, höret, wie Ein Wort das andre überwirft und was gesagt werden sollte, doch nicht sagt, da das zehnte nicht am rechten Platz stehet; woher dieses? Weil sie in Schulen wie in Büchern Worte ohne Sachen lernten. Sie überfüllten den Kopf mit Schällen ohne bestimmte Bedeutung und Anwendung; ihre Phantasie wie ihr Organ *spielet*. Von diesem bösen Spiel hinweg reiße man das Kind, den Jüngling; er spreche nur das, was er weiß, dies aber lerne er ganz sagen, klar, rund, bestimmt, ohne Scheu, wohlانständig und mit Nachdruck. Freien Menschen ziemt freie Rede; Sklaven mögen umschreiben und verhüllen, Schwätzer mit Formeln und Worten spielen; der Verständige spreche ernst, der Herzliche herzlich.

Nicht hoffen nur, erwarten dürfen wirs also, daß jede redende Kunst, wie sie auch heiße, immer näher dazu komme, wozu sie ihr Name weiset; *Rede*, das Organ der Vernunft, die Bildnerin menschlicher Gedanken. Als solche hat sie viel geleistet und wird es leisten; unaufhaltsam strebet jede Sprache darnach, Sprache der Vernunft zu werden. Wenn z. B. *Homer* seine Götter, *Dante* und *Milton* ihre Hölle und Teufel aus damaligen Volksbegriffen durch Rede zu einer ihrer Zeit und ihrem Zweck gemäßen, verständigen Form bildeten, so taten sie ihr Werk; sie läuterten die Phantasie durch Rede. Mit vorübergegangenen Volksbegriffen sind auch diese Formen für uns altes Gerät; wir können sie nicht oder nur in einem *böheren* Verstande mit Wahl und Absicht gebrauchen, sonst werden wir altväterisch-kindisch. Homers Held darf unser Held nicht sein, ob der Dichter gleich auf ihn, als auf ein gegebenes Ideal seiner Zeit, seine Kunst unerreichbar wandte. Die Kunst *bestebet*; fortwährend können wir an ihr lernen; die Idee selbst aber ist hinaufgerückt und das Material der Kunst verändert. So die Beredsamkeit. Demosthenes und Platons Kunst dauret; die Mittel der Kunst samt dem Zeitmäßigen Zweck derselben sind dahin, und wie schlecht auch unsre Kunst stehen möge, sagen wir doch, da Jahrtausende hin Vernunft und Sprache einen andern Standort gewonnen — paullo maiora canamus. Ja es wird eine Zeit

kommen, da in Poesie und Rede nur das Lauterste gesprochen, nur das Wahrste gebildet werden darf, wozu selbst die schlechtesten Gebilde unsrer Zeit helfen.

Zu diesem Zweck trägt auch die kritische Philosophie bei. Mit Witz und Scharfsinn hat sie in unsrer Sprache vielleicht den Gipfel des Objektlosen Idealismus erreicht, und sowohl das Spiel des Traums als den Traum des Spiels in Wortkünsten erschöpft. Hinter ihr muß man notwendig von Worten zu Sachen kommen, da es denn die erste Regel wird, »Geschäfte *nicht* als Spiel, Spiel *nicht* als Geschäft zu behandeln.« Eine Probe der Unbestandheit ihrer Erklärung beider Künste ist, daß man das Wortspiel umkehren und von der Einen sagen kann, was sie von der andern saget.

15

3.

VON BILDENDEN KÜNSTEN.

sich *gleichwohl* doch muß allgemein mitteilen lassen; welche schöne Kunst sodann nichts anders als die *Proportion* der verschiedenen *Grade der Stimmung (Spannung)* des Sinns sein kann, dem die Empfindung angehört, d. i. den *Ton* desselben betreffen, und in dieser *weitläufigen* Bedeutung des Worts <sup>5</sup> kann sie in das *künstliche Spiel mit dem Tone* der Empfindung des Gehörs und *der* des Gefühls, mithin in *Musik und Farbenkunst* eingeteilt werden.«<sup>1</sup> Da *jede* Empfindung, nicht der Töne allein, Grade, mithin auch Grade der Stimmung unsres <sup>10</sup> Organs haben muß, und *jeder* Grad Proportionen annimmt, weil er selbst Proportion ist; da ferner *alle* Empfindungen in uns ein sensorium commune, mithin einen gemeinschaftlichen Maßstab haben, mittelst dessen wir die Empfindungen der verschiedensten Organe gleichstimmig berechnen: so ist für die Tonkunst hiemit nichts gesagt. Vollends *Farben- und* <sup>15</sup> *Ton-; Ton- und Farbenkunst* zusammengestellt; als ob Farben ohne Zeichnung sich als Medien der Kunst Tönen gleichstellen ließen; endlich »ein *schönes Spiel* der Empfindungen, die *von außen erzeugt* werden, und *das sich gleichwohl doch muß* <sup>20</sup> *allgemein mitteilen lassen;*« da jedermann weiß, daß die durch Töne erregte Empfindungen dieser apodiktisch-allgemeinen Mitteilung am wenigsten fähig sind – was ist darüber zu sagen? Zurück auf unsern Weg!

4.  
VON MUSIK.

<sup>25</sup> So sprach die »Kritik der alleingeltenden ästhetischen Urteilskraft« von Poesie und Beredsamkeit, von Plastik und Baukunst, von Malerei, Lustgärtnerei, Ameublement und Kleidung; unglücklich blieb von den schönen Künsten die *Musik* übrig, und wohin diese? Sie werde »ein schönes Spiel <sup>30</sup> der Empfindungen, die von außen *erzeugt* werden, und das

<sup>8</sup> Hier bricht die Materie ab, wahrscheinlich, weil dem Redenden der Faden der Geduld riß, oder die hierher gehörige Blätter sind verloren.

*Musik, eine Kunst der Menschheit.*

Wir nahmen wahr, daß <sup>25</sup>

1. In der gesamten Natur alle elastischen Körper auf einen Stoß oder Strich (uns hörbar oder minder hörbar) ihr Inneres, d. i. ihre erregten und sich wieder herstellenden Kräfte zu *erkennen geben*. Dies nennen wir *Schall*, und feiner erregt, *Klang*; Klang, der jede ähnliche Organisation in <sup>30</sup> gleiche Schwingung versetzt, und bei empfindenden Wesen eine analoge Empfindung wirkt. Wir fanden

<sup>1</sup> S. 208. 209.

2. Daß auch hier der *Mensch ein allgemeiner Teilnehmer*, ein Akroatiker des Universum sei, daß er jedem erregten Wesen, dessen Stimme zu ihm gelangt, sein Mitgefühl leihen müsse. Beobachtungen gemäß reicht sein von außen verborgenstes Gehörorgan am tiefsten ins Innere des Haupts, dem empfindenden Gemeinsinn zunächst sich nahend, und so verbreitet, daß, wie Erfahrungen zeigen, wir fast mit unserm ganzen Körper hören. Wir erinnerten uns

3. Daß *jeder Ton seine Art der Regung, seine bedeutende Macht habe*. Nicht nur jedem klangbaren Körper, jedem als Instrument gebrauchten Naturwesen steht seine Art der Tönung, sondern auch jeder Schwingung *ihre* Modulation und mit dieser ihre eigne Weise zu, auf unsre Empfindung zu wirken. Wir fanden

4. Daß es für unser Ohr eine *Leiter von Tönen* gebe, deren Sprossen durch einander bestimmt, von einander unauflösbar, deren Schwunglinie aber, und mit ihr unser Gang auf dieser Leiter vieler Veränderungen fähig, mithin in den Händen der Kunst ein Werkzeug zu Erregung vielartiger Empfindungen sei; daß diese Gänge und Modulationen als Empfindungen desselben Geschöpfs in ihren Arten wiederkommen müssen, eben aber durch ihr Wiederkommen, in derselben oder auf verschiedene Weise, unsrer innern Elastizität *Schwung* und *Wiederherstellung*, Druck und Hebung, kurz die Wirksamkeit geben, die so vielartig, schnell und mächtig sonst nichts ihr geben kann. Das empfindende Geschöpf fühlt sich *bewegt*, d. i. aus seiner Ruhe gebracht und dadurch veranlaßt, durch eigne innere Kraft sich dieselbe wiederzugeben. Es fühlt sich *nach Verhältnissen*, mithin *angenehm bewegt, geschwungen*, und kann nicht anders als in solchem Verhältnis zur Ruhe wieder zurückkehren. Dies ist *Musik*, nichts anders.

5. *Alles also, was in der Natur tönt, ist Musik*; es hat ihre Elemente in sich; und verlangt nur eine Hand, die sie hervorlocke, ein Ohr, das sie höre, ein Mitgefühl, das sie vernehme. Kein Künstler erfand einen Ton, oder gab ihm eine Macht, die er in der Natur und in seinem Instrument

nicht habe; er fand ihn aber und zwang ihn mit süßer Macht hervor. Der Compositeur fand Gänge der Töne, und zwingt sie uns mit sanfter Gewalt auf.<sup>2</sup> Nicht »von außen werden die Empfindungen der Musik erzeugt,« sondern in uns, in uns; von außen kommt uns nur der allbewegende süße Klang, der, harmonisch und melodisch erregt, was seiner fähig ist, auch harmonisch und melodisch reget.

6. Gleichergestalt wissen wir, daß *die Stimme jedes Gleichartigen sich dem Gleichartigen vorzüglich mitteilt*; eine Folge des genetischen Begriffes der Musik überhaupt. Im gleichartigen Instrument klingen die angeklungenen Töne am stärksten und reinsten wieder. So auch in lebendigen Wesen. Die Stimme des Geschlechts teilt sich dem Geschlecht, vornehmlich wenn es in Gesellschaft, in Herden lebt, sympathisch mit, wie die Naturgeschichte es in Zahllosen Beispielen erweist. Ein Laut des Geängsteten ruft alle zusammen, läßt ihnen, so lang' er tönt, keine Ruhe; angstvoll jammern sie und eilen zur Hülfe. Die Töne der Freude, des Verlangens rufen den, den sie angehn, eben so gewaltsam. Die ursprüngliche Macht der Töne beruht also nicht auf der »Proportion der verschiednen Grade der Stimmung des Gehörs« allein, als ob dem Ohr die Empfindungen angehörte, und es sich selbst, isoliert von der Schöpfung, Töne schüfe; dies ist nur Zustand des Traums oder der Krankheit, der ein Wachen und eine Gesundheit voraussetzt. Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenschaften gehört dem ganzen Geschlecht, seinem Körper- und Geistesbau sympathisch. Es ist die Stimme der Natur, Energie des Innigbewegten, seinem ganzen Geschlecht sich zum Mitgefühl verkündend; es ist *harmonische Bewegung*.

<sup>2</sup> - Πράγμα δ' ἐστὶ μουσικὴ

καὶ βαθύ τι καὶ κάμπυλον. Ἐξεύρισκότε

αἰὶ τι καινὸν τοῖς ἐπινοεῖν δυναμένοις.

Ein tiefes, ein an Biegung reiches Werk

Ist die Musik; sie findet stets ein Neues

Dem aus, der sie versteht.

7. Daher der *Tanz*: denn da die Töne der Musik *Zeitmäßige* Schwingungen sind, so regen sie, wie die Empfindung sie maß, hob, senkte, den Körper; der Rhythmus ihres Ausdrucks drückt sich aus durch seinen Rhythmus. Daher auch die mit der Musik verbundene *Gebärdung*. Stark bewegt kann der Naturmensch sich ihrer kaum enthalten; er drückt aus, was er höret, durch Züge des Gesichts, durch Schwingungen der Hand, durch Stellung und Beugung. Die Tänze der Natur- und überhaupt der warmen heftigbewegten Völker sind alle pantomimisch. Auch bei den Griechen wars nicht anders; sie sprechen von der Musik als Führerin des Tanzes, eines Tanzes jeder Seelenbewegung.<sup>3</sup>

8. Da also durch ein Band der Natur *Musik*, *Tanz* und *Gebärdung* als Typen und Ektypen einer gemeinschaftlichen Energie innig verbunden sind, konnte ihnen der natürlichste Ektypus, die *Mitstimme* der Empfindenden fehlen? Wir stimmen ein, wo Stimmen erklingen; die Gewalt der *Chöre*, insonderheit im Augenblick des Einfallens und Wiedereinfallens ist unbeschreibbar. Unbeschreibbar die Anmut der Stimmen, die einander *begleiten*; sie sind Eins und nicht Eins; sie verlassen, suchen, verfolgen, widersprechen, bekämpfen, verstärken, vernichten einander, und erwecken und beleben und trösten und schmeicheln und umarmen einander wieder, bis sie zuletzt in Einem Ton ersterben. Es gibt kein süßer Bild des Suchens und Findens, des freundschaftlichen Zwistes und der Versöhnung, des Verlierens und der Sehnsucht, der zweifelnden und ganzen Wiedererkennung, endlich der völligen süßen Vereinigung und Verschmelzung als diese zwei- und mehrstimmige Tongänge, Tonkämpfe, Wortlos oder von Worten begleitet. Im letzten Fall sind die Worte nicht etwa träge Ausleger dessen, was jenes anmutige Labyrinth bedeute, sondern in ihm wirkende Mitkämpfer.

9. Es war Natur der Sache, daß die *Musik sich zuerst und lange an Tänze und Lieder hielt*, nicht etwa bloß, wie man meint,

<sup>3</sup> Σάλπιγξ, μολπή, μέληθρον u. f. Die gemeinsten Worte über die Musik drücken Klang und Tanz zugleich aus.

des bessern Verständnisses wegen, so daß der Tanz und das Lied dem Gefühllosen doch etwa sage, was Töne und Tongänge bedeuten. Ihnen Gefühllos verstände er dies Band doch nicht. Der für die Musik Gefühllose kann es sich nicht erklären, warum man bei solchen Worten so geige oder überhaupt bei Tönen tanze. »Tolles Hüpfen und Springen! und wie ermüden sie sich ohne Zweck, Zweckmäßig, d. i. kritisch-ästhetisch! Und warum singt Sie? Sage sie, was sie will; es ist unnatürlich, daß man im Affekt singe; man redet.« Über die Oper hat man oft so gesprochen, und nannte es *kritisieren*; über die Wortlose Musik nicht anders. »*Que me veux tu, Sonate?* Das Adagio klingt schön und zärtlich; warum legt man ihm aber keine Worte unter? Und wie jagen die Töne jetzt wild und toll hinter-, durch-, über-, unter-, neben einander! Das unsinnige Ding heißt *Presto*!« Dem *Presto* wären nun freilich keine Worte unterzulegen: denn welche Nachtigall könnte sie, jeder Stimme gegenwärtig, pfeifen oder schleifen?

10. Aus einem viel innigern Grunde als einer solchen Verständigung wegen hielt die Musik sich lange an Tanz und Lied; weil diese nämlich der Ektypus ihres Typus, der *gleichnatürliche Ausdruck ihrer Energie* sind, der *Zeitmäßigen Schwingung*, des *Rhythmus*. Wie man nicht ohne Musik tanzt, so hört das junge Volk jene nicht ohne Lust zu tanzen; sie hüpfet ihnen in Gliedern und in Gebärden. Bei einem Zeitungsartikel denkt niemand an Musik; lese man aber eine Stelle, die ganz und innig Sprache der Empfindung ist; man will, man muß sie laut lesen mit Ton und Gebärde. Ton und Gebärde rufen zu ihr die Musik, wie gegenseitig zu süßen melodischen Gängen man Worte sich nicht nur wünscht, sondern in der Empfindung sie auch ohne Sprache sich selbst dichtet. Dies Naturband zwischen Ton, Gebärde, Tanz und Wort erkannten oder empfanden alle Völker, und überließen sich dem ganzen Ausdruck ihrer Empfindung. Was die Natur gebunden hatte, ja was im Ausdruck der verschiedenen Sinne Eins war, wollten sie gewaltsam nicht scheiden. Daher blieb die griechische Musik so lange und gern dem Tanz, der Ge-

bärdung, den Chören, der dramatischen Vorstellung, und diese ihr treu; als Eines Stammes Geschwister liebten sie sich und vervollkommeten einander, wie Aus- und Abdruck. Nach der entschiednen Vortrefflichkeit, in welcher wir die dramatische und lyrische Poesie, überhaupt auch die durch Gesang und Deklamation gebildete Sprache der Griechen kennen, können wir von ihrer Musik, sofern sie Tanz, Gesang, Gebärden und Worte regiert und leitet, wie auch von diesen ihr entsprechenden Künsten nicht groß und zart genug denken.

11. An der hohen Wirkung also, die diese so natürlich einander gehörende Künste in einer Geistvollen Verknüpfung machen, ist nicht zu zweifeln, da beglaubte Zeugnisse, sowohl aus der Vorwelt, als noch jetzt aus Beispielen musikalisch-poetischer Tanz- und Freudevölker es bezeugen und die Natur der Sache selbst es fodert. Wem blieben nicht die Töne, wem die leidenschaftlichen Gebärden einer Stimme, die Ton, Gebärde und Wort herzvoll verband, Tagelang unaustilgbar in der Seele? Ein so inniges Band ist zwischen Gebärde und Ton, zwischen Stimme und Empfindung, daß wir, im Augenblick des Vernehens, der Sängerin alle das als das eigenste Eigentum ihres Herzens zutrauen, zuglauben, was sie uns so zauberisch-natürlich mitteilt. Es sind ja, sagen wir, jetzt ihre Worte, ihre Töne; der Künstler gab nur Anlaß, daß die Beleberin ihr Innres zeige. Was Musik und Tanz vermöge, mögen *Noverres* Briefe darüber<sup>4</sup> sagen; und wer kennt nicht, auch ohne Aktion, nur von Tönen begleitet, die Gewalt der Dichtkunst? Außer den Italienern alter und neuer Zeit, wem ward nicht von *Händels*, *Glucks*, *Mozarts* zaubertönen die ganze Seele bewegt?

12. Drei Regionen insonderheit sind, in denen Wort und Ton, Ton und Gebärde, mit einander innig verbunden, aufs stärkste wirken, das Reich der *Andacht*, der *Liebe* und der wirkenden *Macht*. Der *Andacht* stehen alle Gefühle zu Gebot,

<sup>4</sup> *Noverre* Briefe über die Tanzkunst, übersetzt Hamb. und Bremen 1769.

von der sinkenden Ohnmacht zur umfassendsten Kraft und Allmacht, von banger Traurigkeit zu lautem Jubel. Das Einfachste in Worten, Tönen und Gebärden bezeichnet und wirkt hier das Größte, das Meiste. Das Reich der *Liebe* hat auch sein Maximum im Verlangen und Erlangen, in Kampf und Sieg, in Trauer und Freude. Das Zarte ist sein Charakter. *Macht* endlich verändert die Natur; sie schafft und schafft um durch Mut, durch Entschluß und Handlung. Wink und Werden ist ihre Losung. In allen drei Reichen besitzen wir die vortrefflichsten Meisterwerke, gegen welche es undankbare Versündigung und ein Zeichen des fühllosen Ungeschmacks wäre, Eine Gattung der andern aufzuopfern. Jeder bleibe ihr Ort, ihre Zeit. Auch die sogenannte *malerische* Musik ist an Stelle und Ort nicht verwerflich, wenn sie, die Naturkräfte bändigend oder erregend, wie eine Stimme der Unsichtbaren, das mächtige Wort unterstützt, den wagenden Entschluß belebet.<sup>5</sup> Auch der spielenden, der scherzhaften Musik bleibe ihr Wert: denn ist unser Geistreichstes, munterstes Dasein nicht Scherz und Freude?

13. Mißverstanden wäre indes dies Alles, wenn man folgen wollte, daß der *Ton nie sich vom Wort oder von der Gebärde trennen dürfe*, so daß diese ihn bei jedem kleinsten Schritt begleiten und dolmetschen müßten. Lästige Begleiter sodann; und was wollen sie in jeder Note des Überganges, durch Wort oder Gebärde interpretieren? *Gedanken* zu bezeichnen ist uns die Rede gegeben; *Empfindungen* stammelt sie nur, und drückt ihnen mehr aus durch das was sie nicht, als was sie saget. Eine schwätzende Empfindung wird unerträglich, indem dies Geschwätz sie eben ersetzen will und damit als unwahr zeigt. Töne dürfen sich verfolgen und überjagen, einander widersprechen und wiederholen; das Fliehen und Wiederkommen dieser zauberischen Luftgei-

<sup>5</sup> *S. Engel* an *Reichard* von der musikalischen Malerei. Berlin 1780. Desgleichen in den *metaphysischen Ketzereien* den lesenswürdigen Aufsatz über Tonkunst, Melodie und musikalischen Ausdruck. Band 2. S. 385.



ster ist eben das Wesen der Kunst, die durch Schwingung wirkt. Worte dagegen, die über einander stürzen und stolpern, die jedem Bogenstrich nachhaschen, jedem Lufthauch nachsause, sind, zumal bei langsam sprechenden Völkern ein der Sprache und Musik unziemendes Geplauder. Auch die Musik muß Freiheit haben, allein zu sprechen, wie ja die Zunge für sich spricht, und Gesang und Rede nicht völlig dieselben Werkzeuge gebrauchen. Ohne Worte, bloß durch und an sich, hat sich die Musik zur Kunst *ibrer* Art gebildet.

10 *Pan*, der auf seinem Schilfrohr die *Echo* rief und keine Worte, keine Gebärden dazu brauchte, Er war *Pan*, Aufrufer und Verkündiger der Musik des Universum. *Apollo*, der die Leier erfand, als ihm der Schwan allein horchte, ward durch sich und diese Leier Stifter aller Musenchöre. *Orpheus* durch die

15 Sprache seines Saitenspiels bewegte den Orkus; Worten eines Sterblichen hätten die Eumeniden nicht gehorcht.

Habt ihr also, ihr, die ihr die Musik der Töne als solche verachtet, und ihr nichts abgewinnen könnt, ohne Worte nichts mit ihr; so bleibet ihr fern. Sehet sie als ein Spiel an,

20 worin sich »zweckmäßig-zwecklos« lebendige Instrumente üben. Ihr aber, Tonkünstler, schreibt eurem Musiksaal nach Art des Plato die Worte vor: »Kein Musenloser gehe hinein!«

eine Quelle des Erhabnen ist, so hat die Verkündigerin und Erregerin der Leidenschaften, die *Musik*, unstreitig daran Anteil: denn ohne Worte schon, wer hörte nicht Töne und Tongänge, die sein Innres aufriefen, festhielten, erhoben, zerschmelzten? Das Einfachste war auch hier jederzeit das mächtigste; und mit größerer Macht kam es wieder. In Wenigem, oft mit einer Pause, gaben Töne und Tongänge so Viel; am zartesten hing oft das Stärkste. Und wenn die Musik von Worten unterstützt ward, wer kennet nicht die Kraft alter Kirchen- und Nationalgesänge, deren Erhabenes von keiner jüngeren Kunst erreicht, geschweige übertroffen ward? Musik also auch in Wortlosen Tönen hat ein Erhabnes, das keine andre Kunst hat, als ob sie, eine Sprache der Genien, unmittelbar an unser Innerstes, als an einen Mitgeist der Schöpfung spräche.

Die *Dichtkunst* ist ihre Zwillingschwester; aus allen Regionen, (die Region des Verstandes und der Vernunft nicht ausgeschlossen) erhebt sie das Schöne zum Erhabnen und gestaltet das Erhabene zum Schönsten. Denn da alle Formen der Sinne und Gefühle, von der Phantasie belebt, mit allen Kräften musikalischer Bewegung ihr zu Gebot stehen; so schwingt sie sich hin, wohin keine Kunst einzeln gelangen konnte, und gibt dem Undinge selbst Formen.

Man hat also Gattungen des Erhabnen nach den verschiedenen Arten der Dichtkunst aufgezählet, das Epische, Lyrische, Dramatische, mit mancherlei Unterschieden nach Zeit und Ort, und hat jeder Gattung sogar ihre Grenzen angewiesen, über welche sie nicht hinaus soll, nicht hinaus kann.

Daß Gegenständen, die durchs Gehör der Seele zukommen, ein andrer Maßstab gebühre, als sichtlichen Objekten, begreift Jeder; ob ihnen aber auch irgend ein Maß zukomme? oder ob sie unter dem Namen des Erhabnen in einer völlig Grenz- und Maßlosen Region umherschwärmen? davon ist die Frage.

Wenn nach *Longin* die Erregung der Leidenschaften auch

## V. Vom Erhabnen hörbarer Gegenstände.

1. Machen *höhere und niedere Töne* der Skala hier den Unterschied des Erhabnen der Tonkunst? Nein. Ihre höchsten Töne wirken nicht eben die erhabensten Empfindungen; mancher tiefe Ton wirkt inniger, stärker. Auf Ausmessungen des Raums der Skala kommt es hier also eben nicht an, außer sofern sich der Umfang der Kunst und die Geschicklichkeit des Künstlers dadurch erprobet. Gehaltne, einfach wiederkommende oder schwebende Töne tun mehr als das bloße, geschweige schnelle Steigen und Sinken der Töne in einem Reich, dessen weiteste, breiteste Harmonien in uns *zusammenfließen* und auf Einen Punkt *verschmelzen*.

2. Von *festen Umrissen und Formen*, wie sie das Auge zeigt, kann bei Empfindungen, sogar bei Gestalten, die durchs Gehör zu uns kommen, auch nicht die Rede sein, da das Ohr eigentlich nie fest gestaltet. Könnten aber auch Töne Formen oder Teile der Form bilden; sie dauern alle nur Momente; jeder nimmt seine Form mit sich und begräbt sie. Eine böse Kunst wäre es, die durch lauter Zerstückungen wirkte, d. i. in einem Endlosen Maße anlegte, die nichts messen und kein Maß wären, die fließendes Wasser oder zerrinnenden Sand mit Tantalus und Sisyphus Mühe zu nicht-bestehenden Maßen formte.

3. Vielmehr da es das Amt des Gehörs ist, uns *Sukzessionen*, nicht Koexistenzen, *Progressionen*, nicht Continua des Raums, *Bewegung*, nicht Stillstand zu geben: so wird auch sein Erhabnes nur durch *diese lebendige Wirkung*. Das stillhorchende Ohr wird eine Pforte erhabner Empfindungen, indem es uns mit Einem Viel mächtig gibt, aber auf eine *ihm angemessene, dem Auge verborgne, geistige Weise*. Ein einzelner Ton, zur Nachtzeit gehört, der Schall einer Glocke, der Klang eines Horns, eine weckende Trommete, friedlicher das Getön der Harfe; oder von Stimmen der Natur der Donner, das letzte Rauschen der Wipfel vorm Ungewitter, das Ungewitter selbst sprechen dem Einsamen, dem Furchtsamen sowohl

als dem Furchtlosen, mit Wenigem Viel, auf die mächtigste Weise. Und wer empfand nicht das Still-Erhabne einer herzlichen Menschenstimme? wem tönte sie nicht in der verschlossenen Brust unaussprechlich, unvergeßlich wieder?

Wodurch wird dies Erhabene oder vielmehr diese Erhebung der Seele in Worten und Tönen bewirkt? Ohne Zweifel *Erstens*, daß uns durch den gehörten Klang *auf Einmal* der Faden unsrer Gedanken und Zeitmomente *zerrissen* wird, indem wir in eine neue Reihe der Dinge und Sukzessionen plötzlich versetzt werden. Dies bewirkt jeder Schall oder Klang, der uns auf Einmal viel ankündigt. So der Donner, das Horn, die Tuba; sie wecken und fodern zur Tat oder zu großen Erwartungen auf. Große Ankündigungen der Musik (Ouvturen) mit innegehaltenen, wiederkommenden Aufrufen, Chöre, hohe Anklänge der lyrischen Poesie tun ein Gleiches. *Erwache*, rufen sie dem Menschengemüt, *erwache!*

5. Und wenn sich *zweitens* Stimmen und Töne wie Wogen des Meers *sammeln* und *steigen* und schwellen hinauf, uns hebend und tragend über der Flut des Gesangs; neue Wellen des Stroms strömen hinan und brechen jene, uns höher und höher zu tragen; oder in sanftern Bewegungen hebt uns höher und höher der Hauch der Winde, das lispelnde Harfengetön, bis wir (wie auf jenem Symbol der vier Lebendigen), wie über der Schöpfung schwebend, all' ihre Harmonien im Zusammenklang zu empfinden glauben; wie verschweben uns alsdann Bilder und Formen! Kaum andeutend wagt der Griffel Luftgebilde dieser Art zu bezeichnen; selbst wenn der Dichter sie malt, läßt er verschweben die Züge und zuletzt sich in Stimmen auflösen: denn das Unnennbare, Herzerfassende der Stimme hat keine Gestalt; es ist selbst der erquickende Atem des Lebens.

6. Wenn *drittens* diese Stimmen uns *in ein Labyrinth führen*, in dem wir uns verloren glauben; Pforten nach Pforten tun sich auf und schließen sich zu, bis uns der Tonkünstler oder Dichter auf einmal, unvermutet, aber still vorbereitet, leise oder prächtig einen Gang des Entkommens öffnet, und uns

durch ihn mit sicherem Schritte durchföhret; dies Entrinnen, diese Frohheit der Seele, erhaben ist sie und erhebend. Der lyrische, epische, selbst der dramatische Dichter, ob dieser gleich an Formen der Vorstellung gebunden ist, eifert hierin den Verwicklungen und Auflösungen reiner Töne, ihren gewaltigen Katastrophen nach, und macht sie dem Geist, der dramatische Dichter dem Auge anschaulich. Das Unanschauliche aber ist die *Katastrophe* in unsrer Brust, unsre sich hebende, kämpfende, überwindende Empfindung.

7. Wenn endlich dann das Meer der Töne und der Empfindungen zur Ruhe sich senket; wer empfand nicht eben in diesem letzten zögernden Schweben das erhabne Gefühl der *Vollendung*? Gern zögern wir, scheuend gleichsam das Ende, dem wir zuletzt doch mit beschleunigtem Fall zueilen. Der Dichter jeder Art, bis zum Fabeldichter und zum Epigrammatisten hinunter eifert dem erhabnen Schluß des Tonkünstlers nach, entweder schnell fallend oder sanft die Flügel senkend. Ein erhabner Ausgang ist das höchste Ziel der Kunst, in Einem Moment uns alles gewährend.

8. Daß keine dieser Energien des Erhabnen *ohne Maß* bewirkt werden könne, ist durch sich selbst verständlich. Die Erste bricht das gewohnte Maß und gibt ein Neues; die zweite legt neue Maße an und macht sie wachsen und wachsen; die dritte verwirrt die Maße, indem sie uns überraschend ein neues darbeut, das endlich uns dem völligen Maß, der Vollendung zuföhrt. Sich irgend eine Kunst oder Empfindung der menschlichen Natur Maß- und Grenzenlos denken, zerstört alle Kunst, wie alle Empfindung, geschweige die Ton- und Dichtkunst, deren Wesen das Maß ist, wie alle ihre Benennungen (metrum, modi, Modulation, Rhythmus, μέλος, δράμα, u. f.) sagen.

9. »Gibts aber nicht ein *Unendliches*, *Unermeßbares* in allen Künsten des Schönen, geschweige des Erhabnen?« Allen Wissenschaften und Künsten liegt ein solches zum Grunde; sonst könnte kein Maß daran gelegt werden; selbst die Mathematik hat ein Unendliches vor sich, an welches sie aber durch Zahl und Zeichen Maß leget. Unterließe sie dies,

so hörte ihr Begriff auf; nicht minder hörten Zeichnung und Bildung, Tonkunst und Sprache auf, wenn sie nicht, Jede in ihrer Art und mit ihren Maßen, dem Unermessenen Umriß, Schranken, Bestimmung, Maß gäben. Der leere Aufruf: »o wie unendlich! ganz unermeßlich!« verrät eben den Unkünstler, der ihm kein Maß zu geben wußte. Der *Witz*, der sich mit sogenannt-erhabnen Antithesen in die Sprache drängt, um durch Gegensätze das wahre Maß zu vernichten, ist so wenig ein Genius echter Philosophie als Dichtkunst. Selbst der Mathematik ist ihr Unendliches nur die immer mehr zurückweichende *Grenze gegebner Verhältnisse*, nie das absolute Null, weder im Unendlichgroßen noch Unendlichkleinen. Im absoluten Null wie im absoluten All ist nichts meßbar. Wäre Jemand so hoch gestiegen, daß er »nur das *Schlechthin*-, das *außer allem Maß Große*« erhaben nannte, und sich »die *Unerreichbarkeit* der Natur als *Darstellung* ihrer Ideen« dächte; der Unerreichbare hätte der Kunst sowohl als der Natur entsaget: denn das Unerreichbare gibt keine Darstellung, und das außer allem Maß Große hat keine Größe.

10. Offenbar entspringt die Irrung aus einer Mißnahme des Mediums, wodurch diese Künste wirken, sein es Worte oder Töne. Glaubte man einerseits, daß Worte stehende Formen hervorbringen können, so erschuf man sich das Hirngespinnst einer sogenannten »reinen Objektivität der Poesie,« das man griechische Form nannte, und das zuletzt auf ein steifes hölzernes Wortgerüst hinausgeht.

Kaspar Renner (Potsdam) – *Adrastea*

*FHA 10, 9-13, 791-809, 1385-1386.*

## ADRASTEIA

ERSTER BAND  
ERSTES STÜCK  
1801

## DEM JAHR 1801.

»Hoffnungsschwangeres Jahr, bringest du neues Glück  
Vom Olympus herab? Sieh, es umleuchtet uns

Mit dem goldenen Saume

Liebligröthlicher Morgenduft. 5

Und er senkt sich herab, hauchet uns milder an;  
Starrt schon schimmernder Frost hoch um der Berge  
Haupt,

Zeigt er lichter die Bahn nur

Zu des Himmels gewölbtem Blau. 10

Sei willkommen, o Jahr! Deinen erwarteten

Segen, geuß ihn herab: denn wir bedürfen sein.

Gleich dem schimmernden Morgen

Sei dein sinkendes Abendrot.«

v. K. 15

Unter Begrüßungen solcher Art empfingen Zeitgläubige  
Freunde des neuen Jahrhunderts Aurora, als langsam sich  
aus der Morgengegend ein leuchtendes Gespann den Him-  
mel hinauf hob und vor ihnen am Horizont weilte. Ein  
Wagen, von zwei Greifen gezogen, deren Einer vor sich hin, 20  
der andre rück- und aufwärts blickte; auf ihm Zwei hohe  
Gestalten, jede mit einer Turmkrone geziert, die rechte  
Hand messend und schweigend erhoben. In der linken führ-  
te die Eine den Zügel des Gespanns, die andre den Zepter.  
Ein Jüngling flog ihnen voran; die Lüfte spielten in seinem 25  
Haar; die Lüfte sauseten unter dem Fuß der Tiere. So stand  
er, der ätherische Wagen; der Jüngling floß wie ein Strahl der  
Sonne nieder und sprach:

»Die güldene Zeit wünschet ihr vom Himmel hernieder.  
Sie erscheinet euch in diesen zwei ernstern Gestalten. In 30  
ihren Händen ist Maß und Zepter; sie lenken das Geheim-  
nisreiche wilde Gespann. Die Krone des Wohlbestands und

der Sicherheit auf ihren unsterblichen Häuptern, heißen sie *Wahrheit* und *Recht*.

Aber sie schweben zu Euch nicht nieder. Eurer Gedanken und Begierden Maß, die Zügel Eurer Leidenschaften, der Befehlstab der Vernunft ist in Euch. In euch wohnt *Recht* und *Wahrheit*, wenn ihr sie vernehmt, und ehrt und übt, so nur wird Euer Glück.

Die beiden droben, die *Adrasteen* der Welt, lenken die wilden Mächte mit fester Hand. Diese blicken hinauf und gehen dahin, wohin die Führerinnen sie zügelnd lenken. Tut das Eure und traut der ewigen Welt-Ordnung.«

So sprach der Jüngling, entschwebend ins himmlische Blau; langsam zog der Wagen hinab zum Rande des westlichen Horizontes.

Betroffen stand die Versammlung. Der Älteste derselben sprach:

»Wir hoffen auf Zeichen und Zahlen, wir knüpfen Wünsche an ein Phantom, ein *kommendes* Jahrhundert. Kinder des Vorigen, nehmen wir es nicht in uns mit? in unsrem Gemüt, in unsrer Gewohnheit. *In uns, in uns* ist Zepher und Maß; am Vorigen lasset uns lernen. Das neue Jahrhundert schaffen *Wir*: denn Menschen bildet die Zeit und Menschen schaffen Zeiten.«

\*

Den Führerinnen des himmlischen Wagens, den Lenkerinnen des Geheimnisreichen Gespanns,

*Beiden Adrasteen,*

*Der Wahrheit und Gerechtigkeit*

widmet sich diese Zeitschrift.

*Wahrheit* und *Gerechtigkeit*, die Ordnerinnen der Welt, als sie sich ein innres Heiligtum suchten, fanden sie es auf Erden nirgend, als im Geist, in der Brust des Menschen. Da wohnen sie noch; da tönt ihre Stimme wieder.

In tausend Farben bricht sich der Strahl und hängt an jedem Gegenstande anders. Alle Farben aber gehören *Einem* Licht, der *Wahrheit*. In vielen melodischen Gängen wandelt der Ton auf und nieder; und doch ist nur *Eine* Harmonie, auf

*Einer* Tonleiter der Weltbegebenheiten und des Verhältnisses der Dinge möglich. Was jetzt mißklingt, löset sich auf in einem andern Zeitalter.

Diese *Adrastea* in der *Natur* wie in der *Geschichte* zu kennen und zu ehren, sei unser Bestreben. In dieser, der *Geschichte*, ist das verfloßne Jahrhundert uns das *nächste*, nicht nur im Andenken, sondern auch weil wir in ihm unsre Bildung oder Mißbildung erlangt haben und eben aus ihm die Auflösung verworrenere Dissonanzen erwarten.

Allenthalben aber stehen uns in dieser Zeitschrift die strengen Göttinnen vor, mit ihrem Maß, mit ihrem Befehlstabe. »Nichts zu viel!« ist ihr schweigendes Wort. Ihr Finger am Munde gebietet Vorsicht.

Und so stehe dann auch ihr Bild dieser Zeitschrift als *Schutzbild* voran, böse Augen abzuwenden, dem Übermut der Zungen zu steuern. Auch im Gemüt der Leser erhalte es das Gleichmaß der Gerechtigkeit und Wahrheit.



ADRASTEIA

FÜNFTER BAND  
ZEHNTE STÜCK  
1804

INHALT  
DES FÜNFTEN BANDES, ZWEITEN STÜCKS.

- I. *Der Cid*. Geschichte des *Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar*, unter König Ferdinand dem Großen. Nach spanischen Romanzen. Fortsetzung. S. 795. 5
- II. *Früchte aus den sogenannt-goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts*. Fortsetzung der im dritten Stück niedergelegten Untersuchung. 796.
8. *Romanze*. S. 796.  
*Beilage*, »Eines im Arabischen sehr erfahrenen Gelehrten« Antwort auf die Frage: *Ob die Araber schon in den ältesten Zeiten gereimte Verse gemacht haben?* 798.  
 Fortsetzung *Romanze*. 798.  
*Andenken an einen Besuch*, bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten *Johann Niklas Götz*, zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, von *Knebel*. 800. 15
9. *Völksgesang*. 800.  
 Fortsetzung. 803.  
*Erste Beilage*. *Benjamin Franklin* über eine Ballade. (an Hrn. *Johann Franklin* zu Newport in Neu-England.) 805.  
*Zweite Beilage*. *Lessing an Gleim*, über *Lieder fürs Volk*. 805.  
*Ist dem Volk so viel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nötig?* S. 805. 25  
*Youngs* Eingang zur fünften Nacht. 808.
10. *Epopée*. 808.  
*Theoxenien*.  
 I. *Vom Heiligen der Epischen Dichtkunst*. 809. 30  
 II. *Vom Langweiligen, das die Epopée oft begleitet*. 815.  
 III. *Vom gefährlichen Epischen Gedichte*. 820.  
 IV. *Vom letzten Ziel des epischen Gedichts*. 825.  
 V. *Vom Funde der Gesänge Ossians*. 831.

*Beilage. Volkssagen über Ossian.* Von einem gelehrten Hochländer. 836.

VI. *Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst.* S. 836.

\*

Nachschrift von D. Wilhelm Gottfried v. Herder.

⟨I.  
DER CID.

GESCHICHTE DES DON RUY DIAZ, GRAFEN VON BIVAR,  
UNTER KÖNIG FERDINAND DEM GROSSEN.  
NACH SPANISCHEN ROMANZEN.

*Fortsetzung.*⟩

II.  
FRÜCHTE AUS DEN  
SOGENANNT-GOLDNEN ZEITEN  
DES ACHTZEHNEN JAHRHUNDERTS.

Fortsetzung der im dritten Stück niedergelegten Untersuchung.

8.

ROMANZE.

*Romanze*, el Romance, lingua Romana, hieß in der von den Römern besiegt Welt die Sprache, die aus der alten lateinischen und den Sprachen der überwundenen Völker sich allmählig gebildet hatte, und die Römische Herrschaft überlebte. Natürlich war sie nach Ländern und Zeiten verschieden; mit den Jahrhunderten verfeinerte sie sich; die heutige Spanische, Italiänische, Portugiesische, Französische Sprache sind ihre Sprößlinge und Kinder. El Romance hieß also in spanischen die *Muttersprache*; romancear hieß aus andern gelehrteren Sprachen, dem Latein und Arabischen, *in sie übersetzen*, in ihr *umschreiben*; wer dies tat, hieß ein Romanceiro. In gutem Romance sprechen hieß *klar, verständlich, gerade heraus*, und wie wir sagen würden, *Deutsch reden*.

*Gesänge in der Landessprache* hießen also *Romanzen*. Ihr *Sylbenmaß* war das *natürlichste*, das es in der Sprache gab, wie die Spanischen *Sprüchwörter* zeigen; die meisten (*Refranes*) haben schon in *Prose*, das *Sylbenmaß* der spanischen *Romanze*.<sup>1</sup> Eben so natürlich ist der spanischen Sprache die *Abwechselung* und *Verkettung* der ersten, und zweiten, der dritten und vierten Zeile der *Romanze* mit einander, da eigentlich *zwei*, (der Ausgang sei männlich oder weiblich,) nur durch

<sup>1</sup> S. Obras posthumas del Martin Sarmiento T. I.

einen *Tonfall*, wie durch eine *sanfte Zäsur* getrennte Verse sind. Eben so natürlich tönen in der *Romanze* die *Assonanzen*,<sup>2</sup> d. i. der ähnliche Klang und Ausklang der zweiten und vierten Zeile. Alle aus dem Latein entsprossene Sprachen waren reich an solchen, so daß man ihnen kaum entgehen konnte; und da die begleitende *Guitarre*, die *Melodie*, der milde Himmel, der *Atem* des Sängers selbst, geschweige *Sinn* und *Zweck* des Gesanges dergleichen Ausklänge foderten und liebten, so wiederholet sich oft bis zum Ende des Liedes hinaus *Ein heller Vokal*, oder *Ein sanfter Tonfall* Zahllos. Dem Ohr der Spanier angenehm: denn es war, der Beschaffenheit ihrer Sprache und dem Vorbilde der Araber nach, daran gewöhnet. Die Araber nämlich, so wie mehrere morgenländische Völker hatten die Gewohnheit, in Reimen zu *komplimentieren*,<sup>3</sup> und in Gedichten, zumal heroischer Art, aus untertäniger *Höflichkeit* sogar mit *Einem und demselben* Reim das ganze Gedicht hindurch Endlos zu reimen. Einiges von diesem Geist war in die Spanische, Sicilische und andre den Arabern angrenzende Sprachen übergegangen; die poetischen *Liebeshöfe der Provenzen*, (*cours d'amour, corte d'amore*) die dem neueren ganzen Europa *Sylbenmaße* vorgezeichnet haben, taten beinahe nichts, als solche *monotonhöflichen* Reime der Araber zu mäßigen, so und anders in poetische *Blumensträuße* sie *ordnen*. So entstanden *Sonette, Rondeau's, Madrigale, Trioletts, Stanzzen*; die *Redondillas, Villancicos, Glossas el arte mayor* etc. der Spanier. Die beliebten *Versarten* andrer Nationen sind nichts als *Zurechtlegungen jener höflichen Arabischen Blumensträuße*: denn die *Poesie* galt für die Sprache der *Höflichkeit*, der *Hochachtung*, der *Ehre und Liebe*.

<sup>2</sup> In der Spanischen Poetik machen die Assonanzen und ihre Verteilung beinahe das Hauptwerk aus. S. die *Arte Poetica Española* por Juan Diaz Rengifo. Barcelona 1703. Die *Sylva de Consonantes* füllet sie zur Hälfte.

<sup>3</sup> Rhythmi cum *alliteratione* avidissimae sunt aures Arabum. S. *Alb. Schulzens* Vorrede zu seiner *Blumenlese* arabischer Gedichte hinter *Erpenius* Grammatik.

Lasset uns darüber einen Kenner der arabischen Sprache hören:

»Eines im Arabischen sehr erfahrenen Gelehrten«

Antwort auf die Frage:

Ob die Araber schon in den ältesten Zeiten  
gereimte Verse gemacht haben?<sup>4</sup>

⟨Text in Bd. VII dieser Ausgabe, S. 476 f.⟩

\*

Ist dies der Ursprung der *Reimpoesie*; welch' andre Gestalt nimmt sie in Sprachen an, denen diese *Reim Höflichkeit* fremd ist, die sogar dem eintönig-wiederkommenden Reim aus dem Wege gehen und sich dagegen, wie die Skalden taten, lieber mit Assonanzen im *Anfange der Worte* ergetzten. In diesen Sprachen den längst vorhergesehenen Reim matt er-

4 Drei Fragen, über welche bisher ziemlich unbestimmt gestritten worden, beantworten sich hieraus von selbst: 1) Wer hat den Reim nach Europa gebracht? *Antwort.* Die Araber, obgleich damit nicht gelehnet wird, daß die schlechte Poesie der späteren lateinischen Sprache, die Cantica der Kirche, die Leoninischen Verse der Mönche seine Aufnahme sehr befördert haben. In der gelehrten und ungelehrten Sprache geschah ein Gleiches, nur aus verschiednem Grunde; in die ungelehrte (el Romance) ging er aus dem Arabischen über. 2) Wo ging er über? *Antwort.* Allenthalben wo Araber und Christen lange neben und mit einander freundlich und feindlich lebten. Der Streit über das frühere Alter der Kastilischen, Sicilischen und Portugiesischen Poesie ist fast vergeblich. Allenthalben spülten die Wellen der arabischen Poesie auf gleiche Weise die Küsten Europa's an, reimend. 3) Woher, daß die Poetik der neueren Poesie im südlichen Europa eine von den Alten so verschiedne Form nahm? *Antwort.* Weil sie nicht den Alten, sondern den Arabern nachahmten. Die Sprachen hatten sich verändert; der Geist der Nationen noch mehr. An den Höfen der Provenzalen spielte man mit Reimen, wie mit Blumen; die Poesie gehörte zum Rittertum und aus Ursachen, die die Geschichte darlegt, wurden zu weiterer Ausbildung Südfrankreich und Ostspanien ihr Tempe, ihr Parnaß *Barcelona*.

warten, ihn Zwangvoll über Trümmer der Sprache heranstolpern sehen, wo er Nutzlos oder gar widrig eintritt, wäre dies nicht eher für ein kindisches Ohrgeklengel und Ohrgepauk', oder für eine Nachtwächterschnarre, als für eine verständige *Höflichkeit* zu rechnen? Griechen und Römer vermieden in ihren Sylbenmaßen bei allem Zudrange der Assonanzen den Reim; Kindern am Jahrmarkt geben wir die Pfennige mit dem Verbot »daß Du dir ja keine Trommel, kein Trompetchen kaufest!« wie? und unsre Romanzensänger, unsre heroischen Lyriker selbst übten diese Kunst und zwar auf arabische Weise von neuem, betäubend unser Ohr mit Reimtrommeten und Pfeifchen? Jene, indem sie, dem Genius unsrer Sprache zuwider, auf Spanische *Assonanzen*, auf ein gehaltenes, wiederkehrendes *A O U* kindisch ihre Kunst wenden; indem sie, den Liedern der Britischen Bedlamsänger nacheifernd, rasselnd und prasselnd, sausend und brausend gar *alle* Sylbenmaße durch einander ausschütten, und damit das Ohr des Volks zwar nicht verfeinen, aber wie Kamelsohren erhöhen und verderben. Wenn Romanze in der Welt nichts anders als *Volksgesang* heißt, war dies je der Ton weiser Volksführer? Leiteten Homer, Alcäus, Sappho, leiteten die *Höfe der Liebe*, leitete der Barde bei der Harfe, selbst der ruhige Jäger beim Horn so die Seelen? Hätten unsre Musen kein andres, kein erfreulicheres Instrument mehr als *A. E. I. O. U.* das Nachtwächterhörnchen? Ehedem war es nicht also. Denn ohne die Zahllos-anmutigen Spiele zu verfolgen, in welchen Provenzalen, Castilier, Italiäner sich am Reim ergetzten, (des Namens rimas selbst als Titels seiner Werke schämt sich kein Dichter) wer weiß nicht, daß eben an ihm die Süßigkeit der sogenannten *Mimesänger* wie in Blumenkelchen sich erzeuge? Gedanken und Empfindungen wiederholen sich in ihnen oft und für uns zu oft; die Sprache der Anmut, vorzüglich die Reime machen ihre Blüten neu und schön. Als die poetische Kunst zur Meistersängerei herabsank, erhielt sie sich noch an schönen Weisen und Sylbenmaßen; an solchen richtete sie sich in *Opitz, Flemming, Canitz, Besser*, obgleich mit schwachen Kräf-

ten wieder auf, und als sie in *Hagedorn*, *Gleim* u. a. reiner aufblühte, was half ihnen dazu, als die schöne Kunst (*gaya ciencia*) der Trubadoren? Lese man *Hagedorns* Anmerkungen zu seinen Gedichten, um wahrzunehmen, mit welcher Kunst und mit welchem Fleiß er vom Schönsten, was er kannte, Blumen gesammelt, wie zart er sie geordnet! Seine Jugendgedichte verwarf er völlig und unerbitlich. *Gleims* früheste sind fast seine besten Lieder; die drei Romanzen, die er zuerst in unsrer Sprache sang, sind noch unübertroffen die artigsten, die naivsten. So *Ewalds* u. a. unbillig vergessene kleine Gedichte; so *Gerstenbergs* Tändeleien, in denen, wie ein anmutiger Bach, der Reim Blumenstücke des Adonis durchspület. Ja, soll er noch vergessen sein, der aus seiner *Winterburg* wie eine Nachtigall hinter dichten Zweigen sang, in seiner Sprache die zierlichsten Kränze flocht und sich in Reimen und ohne Reim in jedem angenehmen Sylbenmaße an jedes niedliche Sylbenmaß versuchte? Das *Andenken* seines Freundes an ihn, das hier folgt, wird Jedem seiner Freunde, obwohl auf eine traurige Weise angenehm sein. Erscheint die gewünschte Sammlung seiner Gedichte, so wird Jeder, die ihm liebsten als Myrten um sein Grab pflanzen.

*(Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten Johann Niklas Götz, zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim. von Knebel.)*

## 9.

## VOLKSGESANG.

Heißt also die Romanze, obwohl ihr nachher der Gebrauch eine engere Bedeutung gegeben, eigentlich nichts als *Muttersprache* der südlichen Länder Europens und in ihnen *Volksrede*, *Volksgesang*: so lasset uns von Sprachen und Sylbenmaßen weg auf ihr Wesentliches, den *Inhalt* sehen und dessen *Regel* erkunden. Nordwärts der Alpen tönen die Völker

nicht zur Guitarre; das Durandarte, Durandarte; o Belerma, o Belerma, Rio verde, rio verde sind nicht ihre gewöhnlichen Anklänge; wohl aber Jamben zum Horn, zur Trommete, zur vollen starken Harfe.

*Der Percy aus Northumberland* und dergleichen in männlichem Tritt und Takt sind ihre Anklänge, in welchem Sylbenmaß denn auch, wie die alten Melodien zeigen, zwei Zeilen zusammengehören. Unter dem nordischen Klima ist natürlich, daß, wie das Bardit scharf an die Schilde stieß und die Skalden in zwei Zeilen drei ähnliche Anklänge (Alliterationen) statt des Reims liebten, alles hier mehr auf An- als Ausklang gerichtet werde, mehr auf andringende Macht, als auf süßerschmelzende Liebe.

Diesen Tönen folgt ihr Inhalt. Wie noch im Totenreiche der zusammengedrückte Volkshaufe *Alcäus* Abenteuer und Unglücksfälle zu Land' und Meer, der *Sappho* Klagen über ihre unglückliche Liebe, vor allem aber Schlachten, Schlachten, vertriebne Tyrannen u. dgl. am begierigsten hört, und jeden Ton derselben gleichsam einsauget, da auch der Höllenhund selbst die struppigen Ohren senkt, und die Riesen der Vorwelt horchen:<sup>5</sup> so sind auch unter diesem Mond- und Sonnenlicht Abenteuer, Unglücksfälle, Taten, tapfere Taten der Väter, die Klagen unglücklicher Liebe, vorzüglich aber die *Gerichte der Adrastea*, wenn sie den Bösen ereilt, den Übermut stürzt, Untreue rächt, den Kecken über die Schranken treibt; sie und ihresgleichen Ereignisse im Lauf der Welt, sind Lieblingsinhalt der Volkslieder. Blickt vollends Nemesis ins Dunkle, und führt von dortaus die Verbrechen hervor, indem sie solche aus Gräbern und Hölle ans Licht fördert, dabei aber ihre Enthüllungen an solche und solche, stille Zeichen und Winke knüpft, desto mehr erhöht sich das *Grausenhafte*, die Lieblingsfarbe der Volksdichtung, bis wenn die Dienerinnen der *Adrastea*, die *Poine*, *Dike* oder gar die gräßliche *Erynnis* erscheinen, jener Schrecken, der stumm macht, erscheint und gleichsam tantalisiert.

<sup>5</sup> Horat. Carm. L. II. 13.

Nun bedarf es kaum eines Worts über die Frage: ob Inhalt und Gesang gemeiner Volkslieder *gleichgültig* sein dürfen? denn wie könnten sie dies sein, da das Lied ein so gewaltiges Mittel aufs Herz zu wirken, ja gewissermaße die *unverbohlene Sprache des Herzens* selbst ist? Möge es einsam oder gesellig gesungen werden; dort soll es die Seele beruhigen, hier anfeuern; (immer aber beschäftigt es sie;) kanns gleichgültig sein, durch welchen Inhalt, in welcher Tonart? und welche dieser beider die geheime Neigung unsres Herzens liebe? Bekanntlich waren die Griechen auf die Beschaffenheit sowohl, als den Inhalt der Musik, womit das Volk unterhalten, wodurch die Jugend gebildet ward, aufmerksam; so geziemets.

Die Melodien unsrer alten Volkslieder, da sie meistens dem Horn gehören, sind einfach; einfach der Inhalt, oft abenteuerlich, oft grausam. Indes haben wir andre, die zu edeln Gesinnungen aufrufen, andre die edle Taten selbst darstellen; andre, die die zartesten Seiten des Herzens regen; Klagen unglücklicher Mütter z. B., Seufzer einer verlassenen Braut, oder endlich die Stimme Treuliebender auch jenseit des Grabes. Welche Seite dieses Inhalts wollen wir wählen? Rohen Aberglauben, wilden Stolz, sinnliche Brunst, nichtige Torheit? oder wollen wir die Enden des *alten Glaubens* im Herzen der Menschen erfassen, um es zu besänftigen, zu mildern, für Tugend und Liebe zu erwärmen? Wozu verlieh uns die Muse Trommet' und Zither, Harfe und Psalter?

Oder wollen wir gar den Gott herab-, das Höllenreich heraufrufen, um zu zeigen, daß Wir mittelst eines einfachen Liedes das Herz *umwenden*, heiliggegläubte Sitten *vernichten*, der innern Religion Hohn sprechen *können* und *dürfen*? Wenn Alles schweigt und der Schmeichler lobjauchzet, tritt das erötende *Menschengefühl* beschämt hervor, oder wendet sich vielmehr und spricht mit Abscheu: »Schweig', Entheiliger! Nichts Heiliges ist in Dir! Aber laß *sein* Heiliges dem Volke.«  
 Tod alles Schönen und Edlen ist zu glauben, daß die Kunst Alles, auch das ekelhaft-*Widrigste* gefällig behandeln,

und damit Töne des menschlichen Herzens verwirren dürfe, ja daß sie in diesem Tumult triumphiere. Gleichergestalt ists der Musik unanständig, wenn sie einer wirklich *gemeinen*, d. i. trivialen, eklen Volks-Poesie mit Saitenspiel, Trommeln und Pfeifen beianläuft, sie zu erheben, sie zu verschönen. Der maestro ist hier ein Knabe worden; der Dichtungsart, die eigentlich *ganz Herz* sein sollte, wird das Herz genommen, es wird damit *gespielt*. In unsrer stilltesten Kammer hat Adrastea Zepter und Waage verloren; sie wird verspottet; mit ihr wird Kunstmäßig gegaukelt.

### Fortsetzung.

Wie Addison im Zuschauer das Verdienst hatte, seinen Britten den vergeßnen Milton wieder zu erwecken,<sup>6</sup> und durch eine Darstellung verschiedener seiner Schönheiten anzuweisen: so machte er sich durch Zergliederung des alten *Jagd- und Schlachtlieses*: »der Percy aus Northumberland« um die alten Englischen und Schottischen Volksgesänge verdient,<sup>7</sup> indem Er, und nach ihm andre zu solchen Lust und Liebe weckten. Den gemeingeachteten, mithin verachteten Gesang führten sie damit gleichsam in die feinere Welt über. Und wiewohl Addison seinen Percy und Douglas parteiisch für die Britten darstellte, so benimmt dies dem Verdienst der Bekanntmachung selbst wenig. Die kritische Waage läßt sich feiner bemerken und anders rücken, sobald sie einmal öffentlich dahangt.

Wir wissen, welchen Schatz alter Balladen und Volksgesänge England, zumal Schottland bereits gesammelt;<sup>8</sup> ihr Eifer ist noch nicht erloschen; sie sammeln noch.

<sup>6</sup> Zuschauer, St. 267. 273. 285. 327. u. f.

<sup>7</sup> Zuschauer, St. 70.

<sup>8</sup> Reliques of ancient English Poetry. Vol. I-III. by Percy. Ferner Old Ballads, eine Fortsetzung voriger Sammlung. Vol. I. II. The Scots Musical Museum by James Johnson. Vol. I-III. und andre Sammlungen.

In Deutschland wagte man im Jahr 1778, 1779 zwei Sammlungen *Volkslieder* verschiedener Sprachen und Völker herauszugeben; wie verkehrt die Aufnahme sein würde, sah der Sammler vorher. Da er indes seine Absicht nicht ganz verfehlt hat, so bereitet er seit Jahren eine palingenisierte Sammlung solcher Gesänge, vermehrt, nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Nationen geordnet und aus ihnen erklärt, als eine *lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit, selbst* vor, wie sie in allerlei Zuständen sich mild und grausam, fröhlich und traurig, scherzhaft und ernst, hie und da hören ließ, allenthalben für uns belehrend. Die Geschichte *Cids* z. B. ist in ihren Romanzen so reich an trefflichen Szenen, an hohen Empfindungen und Lehren, als (wage ichs zu sagen?) als *Homer* selbst. Manche andre Reihe romantischer Begebenheiten und Momente nicht minder. Einerseits bedauert man, andererseits freuet man sich, daß man dort und da nicht leben dürfe, daß jene Sitten, diese Zeiten aus der Welt verschwanden. In Eindrücken dürfen sie indes nicht ganz dahin sein, da ihrer manche auch in Wirkungen noch fortleben.

*Leibnitz* bedauerte, daß in allen Ständen Europa's allgemach ein gewisses *Gefühl des Muts und der Ehre* abnehme; Taten, Stimmen und Vorbilder älterer Zeiten können es allein erwecken, oder seine Reste festhalten. Die Britten (obwohl auch sie die Romanze sehr verweicht haben) handeln Lobenswürdig, daß sie nicht nur diese Stimme älterer Zeiten erhielten, sondern auch selbst im verderbtesten Zustande ihrer Staatswirtschaft auf neuere Männer ihrer Geschichte kühn anwandten. Dürfen wir Deutsche dies nicht? Wissen wir keine andre Gegenstände der Ballade, als Gefechte mit Ratten und Mäusen, Szenen aus der *Acerra*, aus *Berkenmeier*, aus der skandalösen Chronik, oder aus der Hölle selbst, weil gewöhnlich zuletzt in Gluten und Fluten, in Grüften, Lüften und Klüften, Indisch und Welsch, Heidnisch und Christlich *der Teufel alles holet*. Seit man den Grundsatz entdeckt und demonstriert hat, »daß die höchste Poesie die sei, die das Herz *umkehrt*, und eben allen Regeln des Wahren, Schönen und Edeln *zuwider*, dennoch rühret«

ist die andre Bedeutung des Spanischen Worts *romance* eingetreten, da es *bachillerias, sophisterias, astutias*, zu Deutsch *Possen* bedeutet. Und so wäre mit dem echten Volksgesange abermals nicht etwa nur ein Hauptzweig alter, edler, rühmlicher und Ruhmweckender Poesie, sondern der Grund aller Poesie, die innere *Rechtschaffenheit und Honnetät im Herzen des Volkes – ermordet*.

(*Benjamin Franklin über eine Ballade. An Hrn. Johann Franklin zu Newport in Neu-England.*)

(*Lessing an Gleim über Lieder fürs Volk.*)

*Ist dem Volke so viel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nötig?*

»Volksstimme, Gottesstimme« hieß es einst; und obwohl dies Lob über die Grenzen dessen, worüber das Volk seine Stimme geben kann, nicht ausgedehnet werden darf, so zeigt es wenigstens, daß in Sachen, die das Volk betreffen, seinem Wahrheitssinn Achtung gebühre. Die ersten Realkenntnisse haben wir vom Volk erhalten, und es ist lustig zu denken, in welcher unwissenden Verlegenheit der Philosoph a priori sein würde, hätten durch ein scherzhaftes allgemeines Einverständnis Weiber und der gemeine Mann ihm die gemeinsten Erfahrungen, ewige Geheimnisse der Natur, verschwiegen oder falsch erzählt. Jetzt noch hängen wir in den wichtigsten Dingen nicht etwa nur von Nachrichten, sondern auch von Urteilen, Gesinnungen, noch mehr aber von der ganzen Denkart und Beschaffenheit des Volks ab. Wer es sich zum Feinde macht, wer es zu verfinstern, zu verblenden, zu berücken gedenkt, der sehe zu, daß Er nicht von Ihm berückt und verfinstert werde.

Mit menschlicher Teilnehmung, mit freundlicher Barmherzigkeit handelten also die Weisesten und Besten jederzeit gegen das Volk; das *rem populi tractas*, war ihnen etwas Großes; auch in dem, was sie dem Volk gaben oder entzogen, dachten sie edelmütig, redlich.



Ein Volk mit Kenntnissen *überschnellen* und *übereilen*, die ihm nicht gehören, ist eben so Vernunftlos und unbarmherzig, als ihm die Augen ausstechen wollen, und das ihm nötige Licht versagen. Es unzeitig verwirren, schwächen, aus seiner Bahn locken, seinen Charakter verderben, ist eben so schändlich als schädlich. Was könnt ihr dem Volk geben, wenn ihr ihm sein Herz und Vergnügen, seinen täglichen Fleiß und Frohsinn, seine glückliche Schranken geraubt habt, und es auf die dürren Weiden Eurer nie ersättigten Begierden, eurer lechzenden Kenntnisse, eurer Kunstspekulationen und Subtilitäten hinaustreibt? Jemand an Vergnügen gewöhnen, denen er nicht nachgehen kann und darf, ist schon grausam; grausamer, wenn diese Vergnügen falsch sind. Ihr raubt ihm die Gesundheit, indem Ihr ihn lüstern macht nach einer *Lustsenuche*.

Das arme Deutsche Volk! Umstände ließen es nicht zu, daß es frühzeitig *überfeint* würde; Umstände, die in seinem Körperbau und Klima, in seiner Erziehung und Lebensweise, in seiner Verfassung und Geschichte lagen. Dagegen ward ihm von Feinden selbst, in den frühesten und durch alle Zeiten das Lob der *Gesundheit*, der *Treue* und *Keuschheit*, der *Ordnung in seinem Hauswesen*, des *Fleißes*, der *regelmäßigen Sittlichkeit* nicht versaget: Braut- und eheliche, Geschwister-, Eltern-, Freundesliebe knüpfen es in engen Kreisen zusammen; allenthalben standen Deutsche mit und bei einander, und nannten es *Bund*. Alle für Einen, Einer für Alle; der Name *German*, *Hermann*, *Heermund* und viel andre deuten auf nichts anders. Mancherlei Ergetzungen und Bequemlichkeiten anderer Völker waren ihm versagt, die es dagegen verachtete, wenn ihm *Recht* und *Pflicht*, *Wahrheit*, *Ordnung*, *Sitte*, *Ehrbarkeit* blieb.

Sehet z. B. die Geschichte des Deutschen *Liedes*, ja der *schönen Künste* in Deutschland überhaupt an; gegen andre Völker wie dürftig, ja in Manchem, (wird man sagen,) wie grob, wie hölzern! Zumal, (darf man frei hinzufügen,) wenn man nachahmen wollte, wozu man weder Geschick, noch Trieb und Veranlassung hatte, wie ungeschickt, wie hölzern!

Was dagegen für Deutsche diente, was ihnen aus Kopf, Herz und Hand entsprang, nützliche Künste und Erfindungen, Ordnungen und Gewerke, in der Literatur *Lehre*, *Fabeln*, *Sinnsprüche*, das war *Altdeutscher Witz und Geist*; ja, wenn wir die Geschichte des Fortganges im sogenannten Reich des Schönen bis auf wenige Jahre vor uns herabsteigen, es blieb, falls man nicht unzeitig drängte, auf diesem Wege, wie im verflossenen Jahrhundert die Versuche und Werke der *Canniz*, *Richei*, *Brookes*, *Hagedorn*, *Haller*, *Gellert*, *Witthof*, *Kleists* und so vieler, vieler andern zeigen. Lehrhaft und fromm, Ordnungsliebend, keusch, gutmütig war, und blieb die Deutsche Muse. An Lebhaftigkeit also hinter andern Völkern zurück, wovon abermals der Grund im Charakter wie in der Geschichte des geduldig-gutmütigen Volks lieget; aber wer spät kommt, kommt er nicht noch? Die langsam aber unermüdet fortwandernde Schnecke kam jenem vermessenen Hasen voran, der sich, verachtend-stolz niederlegte und einschlieft.

Aber was geschah? Auf einmal nahmen wir uns zusammen, hüpfen, sprachen übertrieben. Wir ahmten nach, was irgend auf der Erde nachzuahmen war, so wenig es für uns gehörte. Einen *Boileau*, *Bayle*, *Voltaire*, das Französische Theater, das Englische Theater, die Italiänische Oper, die freche Romanze, das unzüchtige Lied, ohne auch nur zu fühlen, wie schlecht man nachahmte, wie grob und gröber Alles im Deutschen werde! Plumpe Soldaten-, Räuber-, Sauf- und Zotenlieder auf Deutschen Bühnen und Universitäten, fürs Deutsche Volk, für die Deutsche Jugend! –

»Damit aber wird dem Volk der *Kunstsinn* geschärfet!« Dies Kunstsinn? Die vortrefflichsten *Kotmaler*, galten sie nicht allemal und allenthalben für *niedrige* Maler? und wenn das Niedrige zum Garstigen, das Garstige zum Widrigkeckeln, zum Abgeschmackten herabsinkt, indem ihm nicht nur jede *moralische Grazie*, sondern oft der *gesunde Verstand* fehlet; steigt ihr, um Euren eigentümlichen Kunstsinn und Kunstgeschmack zu zeigen, damit euch alle Nachbarn verhöhnern, so tief hinab, ihr *Deutschen*? Vor euren Vorfahren

schämt ihr euch freilich nicht, da Ihr sie verhöhnet und nach einer neuen Ordnung der Dinge in Sachen des Geschmacks auf dem Kopfe tanzt; tanzt aber, wenn es euch also beliebt, für Euch; warum vor dem Volke? Wenn dies *Gräzismus, Kunst-* 5 *sinn* der alleinechten, seligmachenden Poesie ist; *unser Volk* wird dadurch nicht selig. Zerstört ihr ihm *sein* Heiligtum, zerreißt ihm *seine* Religions- und häusliche Bande, an denen der Rest *seiner* Glückseligkeit hing, macht ihr ihm z. B. die Ehe verächtlich, seinen Gottesdienst mit dem Schnödesten 10 zusammengestellt, widrig, schickt ihm Kobolde und Gespenster zu, die ihm seine Pflichten und Freuden verleiden, oder zieht es gar aus dem Kreise derselben vor Eure Bühnen, Läger und Opferstätten, damit es das Widrigste als *reines Kunstprodukt* empfangen lerne; was habt Ihr ihm damit gegeben? *Deutsche Nationallieder?* Gewiß nicht; *Kunstprodukte?* 15 Verschont das Volk damit; diesen *Kunstsinn* weiß es nirgend zu gebrauchen. Er bleibe Euch, und führe Euren Namen, ihr Kunsterfinder.

(*Youngs Eingang zur fünften Nacht.*)

IO.

EPOPEE.

Als Deutschlands erster Sänger, *Klopstock* starb, und ein so zahlreicher Leichenzug ihm zum Grabe folgte, war es gemeine Frage: »wie? von denen, die ihm oder vielmehr sich selbst diese schöne Ehre erzeigen, wie viel oder wenige, mögen sein, die ihn kennen, die ihn gelesen, die von seinen Verdiensten auch nur einigen Begriff haben?« Und nicht neidig war die Frage, sondern natürlich; seinen innigsten 25 Freunden war sie die nächste.

30 »Als im Jahr 1748 die drei ersten Gesänge seines Messias zuerst erschienen, sagte *Kritias*, wie war uns, meine Freunde? Nicht anders, als (um in des Dichters eigner Sprache zu reden) wie, wenn

Über beiseite Höhn ein festlicher Morgen emporsteigt. Nicht nur eine neue Sprache, sondern gleichsam eine neue Seele, ein neues Herz, eine reinere Dichtkunst. Als wir, Jünglinge noch, seine ersten lyrischen Gedichte lasen, war es nicht, als ob die Alten uns näher gerückt, als ob, um in 5 unsrer Sprache zu dichten, Horaz und die Musen vom Himmel niedergestiegen wären? Ohngeachtet des wilden Krähgeschreies über diese Sprache und Dichtkunst wähere der Eifer für dieselbe ein Viertel-Jahrhundert und länger fort, bis, als der elfte Gesang des Messias, als die späteren lyri- 10 schen Gedichte, als Salomo, David, Hermann erschienen, in vielen dieser Eifer ungeheuer erkaltet war. Wie wenige mögen Hermanns Tod, wie wenige des Messias zwanzigsten Gesang, noch weniger seine gelehrte Republik, seine grammatischen Gespräche gelesen haben! Deklamierte man nicht endlich gegen alle biblische Poesie? und sagte laut genug, 15 die Zeit der Patriarchaden, der Epopee überhaupt sei zu Ende?

»Das wolle der Himmel nicht, sagte Olympikus. Damit wir aber nicht *über* oder gar *für* Den zu reden scheinen, der 20 unsrer Fürsprache gar nicht bedarf, so wollen wir lieber die Materie rein erfassen, und als ob wir am Fest Apolls *Theoxenien* feierten, alle Götter zu uns einladen.« Sie wurden über die Einrichtung dieses Festes Eins, daß es ein *friedlicher Kampf* 25 sein sollte, in welchem Niemand namentlich auf den Vortrag des andern Rücksicht nehmen und *Olympikus* den Anfang machen sollte.

\*

Kurzzeile, 1 in der zweiten. Vgl. FA 2, S. 453, 12-20; 453, 34-454, 9; FA 7, S. 467 f.; FA 8, S. 165, 31 f.; 168, 28-35.

801, 14-21 *im Totenreiche* (. . .) *der Vorwelt horchen*] Inhalt von Horaz, *Carmina* II 13, 21-40 (vgl. SWS 26, S. 250 f.).

801, 17 f. *Schlachten, Schlachten*] So E und SWS; in V und D einmal.

801, 24-35 *die Gerichte der Adrastea*, (. . .) *tantalisiert*.] Gedankengehalt der *Zueignung der Volkslieder* (FA 3, S. 429 f., 1197 f.), die zuerst im postumen 12. Stück der *Adrastea* erschien (vgl. S. 850, 7).

801, 32 *das Grausenhafte*] In M nach S. 803, 27 »Schottland« getilgter Abschnitt: über den Gegensatz von Trochäen der spanischen Romanze und Jamben der nordischen Ballade, gemeinsam aber sind beiden wie dem deutschen Volkslied »grausam-treue Bilder der Barbarei voriger Zeiten« (SWS 24, S. 266). Vgl. S. 802, 16.

801, 33 *Poiné, Dike*] Rachegöttin und Göttin der Gerechtigkeit.

801, 34 *Erynnis*] Rachegeist, böses Gewissen.

801, 35 *tantalisiert*] Wie den mythischen König Tantalus quält.

802, 4 f. *unverhohlene Sprache des Herzens*] *Zueignung*, Vers 10: »verhohlenen Schmerz«.

802, 10-13 *die Griechen* (. . .) *geziemets*.] Vgl. S. 325, 31-326, 16; 359, 26-28; FA 6, S. 527, 9-13.

802, 18 *Seiten*] So E und V; D und SWS: Saiten.

802, 28-31 *Oder wollen* (. . .) *und dürfen?*] Wie S. 804, 30-35; 808, 10 f. Anspielung auf Goethes Balladen *Der Gott und die Bajadere*, *Indische Legende* und *Die Braut von Korinth* (1797), für Herder zugleich Manifestationen des Priapos und des Antichrist, vgl. DA 7, S. 333, 340, 473 f.; DA 8, S. 346.

802, 34 f. »Schweig«, (. . .) *in Dir!*] Vgl. Anm. 671, 34-36.

802, 37 *das ekelhaft-Widrigste*] Vgl. DA 7, S. 473 f.

803, 11 *Fortsetzung*] Zuerst Überschrift »[Romanze] Ballade«.

803, 12 *Addison*] Vgl. Anm. 796, 7. »Addison war kein gemeiner Kunsttrichter.« Lob seines Kunstgeschmacks in *Re-*

*marks on several parts of Italy, Dialogues upon the usefulness of Ancient Medals*, Übersetzungen, lateinischen und englischen Gedichten (in *Miscellaneous Works in Verse and Prose*, hg. von Tickell), am meisten als Kritiker. Vgl. S. 163, 21-165, 18.

803, 13 *Milton*] Vgl. Anm. 165, 13.

803, 16 »*der Percy aus Northumberland*«] Vgl. Anm. 165, 15; 801, 5; Herders Nachdichtung *Die Chevy-Jagd* (FA 3, S. 369-378; Addisons Analyse ebd., S. 867 f., 968 f., 1166).

803, 19 f. *Den gemeingeachteten* (. . .) *Welt über*.] »Er machte damit auf die trefflichen Stücke aufmerksam, die Engländer und Schotten in dieser Gattung besitzen und vorher mit dem verachteten Namen Volkspoesie begraben gelegen hatten. Auf seine, Shakespear's und Philipp Sidney's Autorität gestützt, gewann man den Mut, sie zu sammeln; man eiferte ihnen nach« (HN).

803, 21 f. *parteiisch für die Britten*] Herders Sympathie war auf seiten Douglas' und der Schotten (HN).

803, A 8] *Percy*, Erstausgabe London 1765 (vgl. FA 3, S. 1488). – Thomas Evans, *Old Ballads, Historical and Narrative, with some of modern date; now first collected and reprinted from rare copies with notes*, 2 Bde., London 1777 (vgl. DA 4, S. 107; BH 6711/12). – James Johnson, Edinburgh 1788 (BH 6691-93). – Allan Ramsay vgl. FA 3, S. 856.

804, 1-3 *In Deutschland* (. . .) *herauszugeben*] Herder (anonym), *Volkslieder*, 2 Bde., Leipzig 1778/79 (= FA 3).

804, 5-11 *eine palingenisierte Sammlung* (. . .) *belebend*.] »Herder denkt zur Erholung an eine neue Ausgabe seiner Volkslieder«, schrieb Böttiger am 4. 7. 1803 an Johannes v. Müller in Wien. Vgl. FA 3, S. 904 f. Da die eigenhändige Gliederung Herders (Karoline v. Herders Abschrift in SWS 25, Einleitung, S. XI) 1980 vom Herausgeber dieses Bandes im Johannes-von-Müller-Nachlaß der Stadtbibliothek Schaffhausen aufgefunden wurde (105 a, Blatt 144), soll sie hier als Nachtrag zu FA 3 folgen (Herders Abkürzungen sind aufgelöst). Karoline schrieb 1806 an Müller, den Herausgeber der *Stimmen der Völker in Liedern* (vgl. FA 3, S. 904 f.), die *Volkslieder* sollten in Herders Gesamtausgabe nach dieser Skizze geord-

net werden; es sei »freilich nur ein Schatte dessen, was er zu geben gedachte«. Vgl. die Disposition zu einer *Geschichte des Liedes* von 1765/66 (FA 1, S. 61 ff.). In dem in Anm. 255,12 genannten Aufsatz *Herders Projekt einer Märchensammlung* ist auf S. 105 zitiert, wie Karoline in demselben Schreiben Herders Sammlung von *Des Knaben Wunderhorn* (Bd. 1, Heidelberg 1806) entschieden abgrenzt und letzteres moralisch verurteilt. Zum Literaturverzeichnis FA 3, S. 1490 f. als Nachtrag: Hermann Strobach, *Herders Volksliedbegriff. Geschichtliche und gegenwärtige Bedeutung* (Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 21, Berlin 1978, S. 9-55).

### Stimmen der Völker.

- Teil 1. Grönländer, Lappländer, Finnländer, Esthen, Letten  
 Slavonische Völker bis Dalmatien hin  
 Kalmucken – Kamschadalen.
2. Sineser, Japaner, Indier, Perser, Araber, Türken
  3. Griechen; Orpheus; Schule  
 Homer; Sappho; Alcäus p Lesbische Schule  
 Pindar p Theaterchöre p Elegien p Solon pp  
 Volkslieder Neugriechen.  
 Römer; Katull, Horaz p  
 Elegieen,  
 Chöre aus Seneka p
  4. Spanier;  
 Franzosen;
  5. [Deutsche Völker] Celten; Ossian p Irländer, Bretagne  
 Deutsche Völker p Isländer pp
  6. Britten; Angelsachsen; Romanzen  
 Deutsche Romanzen und Lieder.
  7. Africanische Lieder; Madagaskar  
 Amerikanische Lieder bis Esquimaux.
  8. Allgemeine Stimme der Menschheit. Moralische Lieder  
 Gesänge fürs Volk.

804,8 *Menschheit, selbst*] So E, V; D, SWS: Menschheit selbst.

804,11-14 *Die Geschichte Cids* (<...> *Homer selbst*.) Vgl. S. 1379; Anm. 789; DA 8, S. 357.

804,13 *Lehren, als*] Danach M: (verüble es der Neid nicht!).

804,14 f. *romantischer Begebenheiten*] Vgl. Anm. 167,21.

804,20 f. *Leibnitz* (<...> *abnehme*)] Vgl. FA 7, S. 285,25-286,26.

804,29-34 *Gegenstände der Ballade*, (<...> *alles bolet*.) Anspielung auf Balladen Goethes und Schillers, vgl. Anm. 802,28-31.

804,30 f. *Acerra*, (<...> *Chronik*)] Lauremberg, *Acerra philologica; das ist: zweihundert auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Diskursen, zusammengebracht aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Skribenten* (Rostock 1637), viele Ausgaben (u. a. von Heidegger, Zürich 1708), Lektüre für Kinder (vgl. Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, WA I,26, S. 50); Berckenmeyer, *Neu-vermehrter curiöser Antiquarius* (Hamburg 1738); *Chronique scandaleuse* (Paris 1611).

804,35-37 »*daß die höchste* (<...> *rühret*)] Kein Zitat, von Herder der klassizistisch-romantischen Ästhetik unterstellt.

805,1 *romance*] Vgl. Anm. 796,8.

805,2 *bachilleras*, (<...> *astutias*) »Unnützes Geschwätz«; »Spitzfindigkeiten«; »Betrug«.

805,8 f. *Benjamin Franklin über eine Ballade. An Hrn. Johann Franklin zu Newport in Neu-England.*] E V|2, S. 278-283; D, S. 660-663; SWS 24, S. 268 ff. Die Anmerkung des Übersetzers (= von Schatz, nicht von Herder) S. 268 = FA 3, S. 1167). Ungekürzter Text aus *Franklins kleine Schriften*, Bd. 2, S. 330-336, *Über eine Ballade*, undatiert (vgl. Anm. 370,15 f.). Franklin lobt eine didaktische Ballade seines Bruders, in der dieser die Verschwendung tadelt. Kritik der ungeeigneten Versart. Ein Bauernmädchen in Massachusetts würde eine passendere Melodie dazu finden als der größte Komponist. Vom Sprechgesang in der Antike, dessen Harmonie der gegenwärtigen Sprache fehle. Kritik eines Gesanges aus Händels *Judas Makkabäus*.

Finis.